Ernst Wagner's
sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.
(R. Hentschel.)
1855.

Ernst Wagner's
sämmtliche Werke.

Supplementband.

Lebensgeschichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus des Verfassers Nachlaß enthaltend.

Herausgegeben
von
Friedrich Mosengeil.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.
(R. Hentschel.)
1855.

Vorwort.

Die Freunde unseres Dichters erhalten in dem vorliegenden Supplementbande zu den sämmtlichen Werken außer dem, was sich noch Mittheilbares in seinem Nachlaß gefunden, die lebensgeschichtlichen Nachrichten aus den früher erschienenen „Briefen des Herausgebers über den Dichter Ernst Wagner — theils im Auszuge und mit Weglassung alles dessen, was nur für jenen Zweck und die dort gewählte Form an rechter Stelle zu sein schien; theils aber auch erweitert und ergänzt durch Sammlung und Zusammenstellung aller hierhergehörigen Notizen, — besonders aus Wagner's eignen Schriften entlehnt. Es finden sich solcher Bemerkungen viele in den Werken seiner letzten Lebensperiode zerstreut; gleichsam die Grundstriche einer Selbst-Biographie, die aber solche Leser, denen der Verfasser persönlich unbekannt geblieben, großentheils auch nicht auf ihn beziehen

würden; indem man alle jene Schilderungen (wie z. B. in den „Reisen") eben so gut als poetische Fiktion bloß in Beziehung auf die handelnden Personen des Romanes gelten lassen könnte. Nur der Vertrautere durfte hier sondern, und so manche Darstellung, worin nicht der kleinste Zug der freien Dichtung, vielmehr in strengster Wahrheit dem wirklichen Leben des Dichters angehört, mit in seine Charakteristik aufnehmen.

Hinsichtlich des literarischen Nachlasses glaubten wir bei dem früher aufgestellten Grundsatze „strenger Sichtung und bescheiden behutsamer Mittheilung" beharren zu müssen; dagegen hat das Bruchstück des Romanes „Thalheim" hier vollständiger gegeben werden dürfen.

Fr. Mosengeil.

Inhalt.

		Seite
1.	Lebensgeschichtliche Nachrichten	7
2.	Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse:	
I.	Frühere poetische Versuche. (Einige kleine Gedichte der frühesten Periode, und Scenen aus zwei ungedruckten Lustspielen.)	83
II.	Thalheim, oder die Liebe auf der wüsten Insel. — Erste Hälfte	99
	Fortsetzung von Nr. II. Thalheim ꝛc. Zweite Hälfte . .	149
III.	Briefe des Herzogs August von S. Gotha . . .	193
IV.	Briefe von Jean Paul	227
V.	Briefe verschiedener Verfasser: Fichte — Fernow — v. Thümmel; — v. Truchseß ꝛc.; mit einer Beilage aus Wagner's „Jesus von Nazareth"	243
VI.	Wagner's Briefe an den Freiherrn von Truchseß . .	303

1.

Lebensgeschichtliche Nachrichten.

Johann Ernst Wagner wurde den 2. Februar 1769 in dem S. Meining'schen Marktflecken Roßdorf geboren; ein damals ritterschaftlicher Ort, dessen volkreiche Gemeinde Ernsts Vater, Friedrich Timotheus, fast bis zu seinem Amtsjubiläum als würdigen Lehrer und geistlichen Vater hochverehrte. Gleicher Achtung genoß der Pfarrherr auch bei der adeligen Gutsherrschaft, den Familien von Wechmar und von Geyso, in welchen er als Hausfreund aufgenommen war. Von drei Söhnen, deren Einer sich dem Stande des Vaters, der Andere der Rechtswissenschaft widmete, war Ernst der jüngste. Die treue brüderliche Freundschaft wurde noch durch die Liebe zweier Schwestern erhöht; Beide in ihrer Art ausgezeichnete Jungfrauen: Dorothea, die Aeltere, durch Schönheit und wirthschaftliche Häuslichkeit, — Philippine, die Jüngere, weniger durch Reize der Gestalt, als durch Geist und Gemüthlichkeit anziehend, welche sich unter Anderm durch einen weit gebildeteren Geschmack an Werken der schönen Literatur äußerten, als man sonst wohl bei Landmädchen findet. Der ästhetische Studien-Direktor, oder wenigstens der ökonomische Hausverwalter des geistigen Bedarfs, war Christian, der Theolog. Als Stifter eines Lesezirkels für die Leselustigen im Umkreis mehrerer Stunden, hatte er, bei geringen Mitteln, eine recht artige Sammlung guter deutscher Schriftsteller angelegt, und war also der Gärtner für

jene Blumen geworden, deren süßer Duft die schönen Geschwister anlockte, aus denen aber Ernst, als die ächte Biene, den besten Honig sog.

Eltern und Kinder stellten das anmuthsvolle Leben einer redlichen, bei beschränkten Glücksgütern dennoch glücklichen, weder ungebildeten noch überbildeten Landprediger-Familie dar, die dem Romanen- oder Idyllendichter zu einem reizenden Bildchen hätte sitzen können. Selbst die Lage des Dorfes in einem zwar nicht reichen und üppigen, doch keineswegs reizlosen Thale würde zur Ausführung eines solchen Gemäldes wohl kaum der poetischen Verschönerung, sondern bloß des treuen Kopisten bedürfen. Besonders schön ist die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher sich die Aussicht über den Flecken und dessen Wiesen- und Ackerflur darbietet; sie wird durch kräftige Laubholzwaldungen begränzt, deren höchster nördlicher Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen schönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milden Niederungen des Werra-Grundes zu blicken. Unmittelbar hinter dem Pfarrhause zieht ein Baumgarten am Hügel hin, und noch höher aufwärts setzt die Kirche, mit ihrem sie umgebenden Friedhofe, dem Dorf und der ganzen Gegend die malerische Krone auf. Das Haus ist nicht groß, aber licht und wohnlich; eines von denen, worin sich der Gast gleich beim Eintritt bequem und heimisch fühlt; — zumal wenn ihm so liebe brave Bewohner grüßend entgegenkommen, als Wagner's Eltern waren.

In der That kann man sich keinen ehrenfesteren, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldsameren, und für seinen segenreichen Wirkungskreis kräftiger ausgerüsteten Landgeistlichen vorstellen, als der alte Friedrich Timotheus war. Ernst hatte für ihn, ganz nach Gebühr, gränzenlose Liebe und Ehrfurcht; wie er sich denn überhaupt eines gewissen Ahnenstolzes auf seine wohlberufenen Vorfahren zu rühmen pflegte.

In seinen männlichen Jahren, wo er so gern in traulichen Gesprächen die früheren, glücklicheren der ersten Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich hier mit seinen eignen Worten wieder gebe:

„Ich besuchte einst im Durchfluge eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwül. Wir saßen im Grasgarten unter drei hohen Wallnußbäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch diese schönen, herrlichen Bäume! Ich glaube, es sind die schönsten auf der ganzen Erde! Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr! Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt: daß er hier (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer gewesen) als ein kleiner Knabe drei Wallnüsse gesteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für sie überlassen.“ —

„Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus diesem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konfirmirt hatte, und der mir — dem Ahnenstolzen — von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genossen, und daß dessen Vater, der alte Siegmund, und seine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seien! — Ich drückte ihm die Hand — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewisse Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir sind doch nicht so gut, wie unsre Väter waren!“

Dieses fromme kindliche Andenken tritt noch oft in E. Wagner's Schriften hervor; hauptsächlich in den „Reisen aus der Fremde in die Heimath," woher wir besonders eine Stelle entlehnen, welche jene heilige Erinnerung zugleich mit der Sehnsucht nach der heimathlichen Gegend verknüpft, und dem Dichter Veranlassung zu einer ansprechenden Schilderung derselben giebt. Er redet seinen August — den wir im Verlauf dieser Biographie näher kennen lernen — von der Höhe des Inselberges an, die ihm einen Blick auf die fernen heimathlichen Berge vergönnt:

„Dort, August! wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, schon halb unsichtbar, versunken und verschlossen liegt. Jener heitere Stern scheint sein sanftes Licht auf die Friedliche herabzugießen. Auch in der Ferne bleibst du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich sehe tief in den Busen des engen Wiesenthales hinein, wo oben zwischen zwei Waldbergen die schöne blumige Stelle lachte, die ich so oft betrat, um mit all' den freundlichen Singvögeln die Morgensonne zu grüßen."

„Freund, ich habe sie einmal wieder gesehn! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern moosigen Basaltstein auf der Bergwiese oben am Wald aufbewahrt, wo mein guter Vater so oft in der Frühe saß und, überwältigt von sonniger Freude, dem spielenden Knaben lehrend zurief: „Gott sei doch n o c h s c h ö n e r als diese leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen." Du Edelster! Du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächeltest du da! — O lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer; deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in diesem Augenblick mein Geist dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthaue, in die ich so gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen so gern vor den schönsten Wiesenblumen vorüber lenktest? Wie ähnlich hatte sich jene schwarze

Stelle des Baches erhalten, wo er unterm dunkeln Laubdache eines Haselnußgebüsches bei der großen Eiche still heraustrat, während er oben im Dickigt sanft zu jenen Morgenmelodien murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unser alter Pfad, der über die Wiese in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, dessen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales sanftgeschlängelt folgte. Noch eine, fast verlorne Spur zeigte sich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Gespielen Wilhelm aus- und einschlich, wenn dieser Schmetterlinge von dem Schmelz der tausendblumigen Wiese abfing. Welche Menge schöner Blümchen, alle von uns selbst benannt: — Fleisch-, Guckucks-, Schmer- und Klotzblumen; Osterschellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balsamische Quendel. Ach ja, dort hatte die Zeit schon den ersten Zahn angesetzt; denn die Rispeln der Quendelblüthe waren bereits bis in die Mitte des verlassenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig sein wird. O Feld, o süße Wiesen! begrabt auch mich, den Freund, so sanft unter euern Blumendecken! Aber links wand sich der Pfad noch eben so lieblich waldaufwärts nach Wilhelms P i n d u s, — einer hohen Stelle, wo wir uns unter jungen Tannenbäumen lagerten. Von da stieg der Weg weiter zu einem steilen Wiesenfleck, ewig voll Blumen und Quellen. Dort war unser P a r n a ß, gegenüber erblickte man den H e l i k o n, und überall hörten wir unsern Musenborn, den K o h l b a c h, unten murmeln. Glaube mir, ich habe nie ein frischeres, anmuthigeres Bächlein gefunden, als diesen Kohlbach mit seinen Schmerlen, Aalritzchen, weißen Perlen und spiegelnden Wasserspinnen. Wann die Sommergluth überall brannte, stellten wir Durstige uns zu ihm hin in sein saftiges grünes Dickigt, und schon der Blick auf dieses schwarze Silber, wenn er über das Basaltgestein hinglitt, kühlte so herrlich unsre lechzenden Herzen! Dick und langsam, wie aufgelös'tes Metall,

trat Welle in Welle sanft hinüber; die ruhige Fortbewegung blieb nur durch kleine Grübchen und Kreise bemerkbar. Selbst das unruhigste Herz mußte bei längerem Betrachten dieses so sanften Dahinziehens, in dem eine kühle Welle sich liebend mit der andern vereinigte, eine gewisse lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Hasel- und Brombeergebüsch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorstrebend, hat eine eigne und immer schöne Form; und unter jedem schwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder schien gar in seinen beschatteten Tümpeln stille zu liegen. Ueberall war er bei uns." ....

Seht da, wie ein Dichter in seinem Jugendlande daheim ist! — Denn es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß er in seinen „Reisen" so wie im „Fibelschützen" alles ihn selbst Betreffende durch keinen einzigen Zug aus dem abgegränzten Gebiet der Wirklichkeit in das fabelhafte Reich der Poesie hinüber gerückt habe*). Was dort im Romane der Reisende aus den Begebenheiten der früheren Zeit von sich erzählt, ist lauter treue Schilderung aus E. Wagner's Jugendleben. Keiner seiner Leser (und sollte er wohl andere haben als sinnige, theilnehmende, mitfühlende?) keiner wird in jenen Ergießungen ein kindlich gutes, und dabei phantasiereiches, echt poetisches Gemüth verkennen. Er wird Ihn, — ihn selbst erblicken dort, wo er als Kind, als Knabe, als Jüngling sich ausbildet für seinen geistigen Beruf: das Schön-Empfundene schön darzustellen.

Wann und wie zuerst der Funke anglimmte, den wir späterhin zur geweihten Opferflamme auf dem Altar der Musen aufglühen sehn, das darf nur mit seinen eignen Worten erzählt werden:

„Ich ging, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unser Pfad, ein harter Hohlweg in wei-

---

*) Wagner's eignes Zeugniß hierüber wird in einem Briefe Fernow's (s. „Mittheilung" unter Nr. V.) erwähnt.

ßen Sand gerissen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beiden Seiten, aus welchen überall Feuersteine (Quarzkiesel) herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewisses ärgerliches — ich möchte sagen, Angstschweiß austreibendes — Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüberliegenden, hier und da mit Gebüschen bewachsenen grünen Hügel hinzugehn. Mein Vater zog auf seinen Spaziergängen jeden nackten, steinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinübersehen konnte, diesen lachenden Partien selbst vor, weil sie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Aussicht und Augenweide versperrten; (was ich erst lange nachher recht begreifen lernte.) Er schlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig sei." Nun war, vom ersten Denken an, Wasser, und besonders eine Quelle, meine höchste Lust. So lange unser Gang dauerte, hatte ich beständig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen, Quellen vor Augen; und vorzüglich da, wo er allmählig zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem seiner Büsche und Steinblöcke einen Born blinken zu sehn, nach welchem meine Seele dürstete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durst meine Phantasie noch mehr. — Nachdem ich mich zu Hause erfrischt hatte, dachte ich dieser Sache weiter nach. Das Bild eines großen Flusses war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber ein solcher grüner sammetner Hügel — und ich, daran stehend, unter so vielen Quellen, deren Rieseln wie Gesang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zusammengossen, dessen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenstand!"

„Ich versuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunst deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'schen Landkarte von Hessen, wovon ich kurz vorher einen buschigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hierbei einige Nahrung. Ich

legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtsam an; aber ich konnte ihm keine erträgliche Gestalt geben und warf bald unmuthig Alles weg. Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieseln, trank und sah ihnen wehmüthig nach bis in das Meer. In diesem Traume empfing ich ein dunkles Bild „von kleinen Quellen der unschuldigen Kindheit, welche die Aue des Lebens hinabspielten, bis sie zu größern Wassern erwuchsen und verschwanden.“ Am Morgen schien mir dieß klarer. Ich wünschte meine Gedanken aufzubewahren und Andern mitzutheilen, aber die Zeichenkunst hatte mir hierzu den Dienst versagt. Endlich steckte ich Schreibzeug zu mir und schlich nach dem schönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten süßen, wallenden Brünnlein, aber der Ort schien mir am Orte selbst viel gemeiner, als gestern, und ich fühlte mich sehr zerstreut. Nachlässig schlenderte ich hinüber an den gestern so sehr verwünschten heißen Pfad und setzte mich sinnend auf einen Stein hin. Plötzlich schienen die gestrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Wesen, wie mit tausend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich schrieb nieder, was ich wußte, um es meinem Wilhelm mitzutheilen, und indem ich durch mein Gleichniß eine Idee darzustellen suchte, ging all' mein Dichten und Trachten, mir unwissend, auf mein erstes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich versichre dich, August, es war gelungen! und das zweite, bessere, was ich im folgenden Herbst ausarbeitete und das „Kirchweihfest“ nannte, und worin ich Herbstlichkeit, Freundschaft und unschuldiges Wohlleben darstellte, hat mir niemals so wohl gefallen als jenes.“

So begann Wagner's Dichterleben, und gewiß nur Wenige haben den ersten Moment der Empfängniß so treu dargestellt!

Von jenen früheren Versuchen des Freundes haben sich mir nur zwei kleine Gedichte erhalten; sie sind in den „Mittheilungen“ unter Nr. I. abgedruckt. Das vor mir liegende Manuskript zeigt keine Spur einer späteren Nachbesserung. Um so bezeichnender sind diese

Erstlinge; — gleichsam die ersten Flügelschläge der aufstrebenden Phantasie. Der einfache, natürliche, nirgends hochtrabende Ton des Ausdrucks möchte selbst bei talentvollen Anfängern im funfzehnten Lebensjahre wohl nur selten anzutreffen sein! Denn gerade das kräftige Talent schweift — so lange der Geschmack noch nicht hinlänglich gebildet, die schaffende Kraft noch nicht durch Besonnenheit geregelt ist — fast immer in das Schwülstige hinüber. Uebrigens ist in diesen beiden Reliquien der Sohn des frommen Landpredigers nicht zu verkennen. Echte religiöse Erziehung wird sich stets der Entwickelung poetischer Gefühle günstig zeigen, und die Geschichte vieler der ausgezeichnetsten Dichter würde diese Bemerkung bestätigen können. Jene jugendliche Religiosität ist ihrem innersten Wesen nach Liebe, und sie kann nicht auf das Ideal alles Guten, Großen und Schönen, auf den unsichtbaren Gott, gerichtet sein, ohne sich zugleich auf das Sichtbare zu lenken. So tritt sie zuerst in der kindlichen, und später in der freundschaftlichen, dann in der menschlich veredelten Geschlechtsliebe hervor. Die Darlegung dieser ersten Entwickelung dieser dreifachen Richtung bildet die Grundzüge des Gemüthslebens eines jeden Menschen.

E. Wagner hat diese Entwickelung eben so anziehend als unverstellt in dem neunten Briefe der „Reisen" gegeben. Es sind sinnige Worte, mit denen er dort seine lebenvollen Schilderungen beginnt:

„Die wahre höhere Blüthe des Kinderlebens blüht (und so erscheint sie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind schätzt die Materie gering; es erkennt sie nicht, und ist bloß geistig. Erst der Jüngling wird sinnlich und ergiebt sich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, so ganz innig fühlt er nichts mehr."

So wenigstens zeigt sich uns das jugendliche Gemüth unsers Freundes in jeder Aeußerung. Wir sehen ihn, wie er in der Kirche, deren Kanzel der ehrwürdige Vater ziert, von kindlich frommer An-

dacht erglüht; wie er zur Adventszeit beim Gesang: „Nun jauchzet all' ihr Frommen" in den Höhen der Unendlichkeit die diamantne Pforte aufspringen, und das göttliche Kind allmählig der Welt näher schweben sieht; — wir erblicken ihn, wie er mit seinem ersten Freunde Wilhelm die einfachen Genüsse eines idyllisch schönen Landlebens theilt; ja wir jubeln selbst mit den beiden muntern Gesellen, wenn sie im knäblichen Uebermuthe sich zu allerlei losen Streichen die Hand bieten (unter welchen das Abenteuer im Todtenbahrhäuschen und auf dem Kirchhofe, wo „mancher gute Hund tüchtig gepfeffert wurde" — für ein Meisterstück komischer Darstellungsgabe gelten kann,) und so schauen wir endlich der Entwickelung des ersten Keimes, dem Aufquellen jener zartesten aller Lebensblumen zu, die der heranreifende Jüngling der Auserwählten hinreicht. — Sie hat er mit dunkelm Sehnen lange gesucht, und nun, nach manchen naiven Verwechselungen, erscheint sie ihm „im Garten eines einsamen Landschlosses, spielend in der Mitte reizender Schwestern; — ein wunderholdes Mädchenbild!"

„Jugendlich, wie ich noch keines fand (so fährt der Erzählende fort); rührender für mein Herz, als alle Vorigen! Ihr junges Leben so voll und warm, so frisch, wie der saftschwellende Pfirsich; — ihr zärtliches Auge so himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergschnee in der Abendröthe, und auf ihren Lippen schien der Schmerz unter Rosen zu schlummern."

„Friederike! du warst wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieses Herzens hat dein sanftes unschuldiges Bild mir bewahrt! Ja, jedes mir nahende Verbrechen ward von diesem ewigwerthen Bilde zurückgescheucht!"

„Ich sah sie oft und stets mit seligern Gefühlen; und auch sie blickte mich immer holder an. Einst reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leise die weiche Hand, die sie mir im Küssen erröthend zu entziehen strebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüsterte

mir heimlich zu: „es sei doch ein wenig adelstolz von ihr, daß sie mir ihre Hand habe verweigern wollen." Wie armselig und verächtlich kam mir dieser gute Junge jetzt vor! Ich wußte besser, wovor das Kind zurückbebte! Ich fühlte damals schon, von welchem Adelstolze die Brust der zärtlichen Jugend aufschwillt; — von Scham und heißklopfender Angst! — O welche vollblühende Stunden des Glücks sind mir dort an deiner Seite geworden, du jugendlich strahlendes unvergeßliches Kind! Dort auf den Höhen des kleinen Weinbergs — über dem grünen Wäldchen — zwischen den tausend bethauten Grasblumen — in der hohen Laube, aus welcher du mir einst mit dem weißen Tüchlein süßes Lebewohl herniederwehtest, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte. O wie hat meine Seele nach deinen unaussprechlich süßen Lippen gedürstet! Wie oft — wenn meine Phantasie mir diese Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte, wie oft habe ich mich da zur Biene gewünscht, um ein einziges Mal aus ihrem Honigkelch zu nippen! — Da ging das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und schon glänzte mir zuweilen in der himmlischen Farbe ihres Gesichts auch der ganze schöne Leib aus meinen Traumschlüssen entgegen; aber es gab nichts Reineres, als dieses Götterbild meiner Phantasie in seiner keuschen Nacktheit; und die Unschuld meines eignen Herzens hing mir Feigenblätter vor Alles, was ich auch schon aus Gemälden kannte. Und sie versprach einst, mich einmal zu dem einsamen Fischerhäuschen am Strome zu geleiten. Auf jenen frischen Wiesen, unter jenen Laubgewinden, — dort wollten wir wandeln! Dort, hoffte ich, sollte der erste Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erste Sonnenstrahl die Farben der Flur erleuchtet. Aber ach, die Zeit riß mich mit stürmischer Eile aus ihrer Nähe fort!"

* *

Gerade hier muß sich anschließen, „was der vierzigjährige Fibelschütz“ mit jugendlicher Gluth der Begeisterung im „historischen ABC“ unter dem Artikel „Liebe“ niederschrieb:

„Liebe — himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom Gott des Reichthums empfing *) und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! — Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie frisch sind deine reinen hohen Melodien! Oft schmachten deine Töne wie die Nachtigall, und neigen sich ach! zum sterbenden Fall. Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; — im Busen bebt das erschrockene Herz, wie vom Donner gerührt: aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder. Oft — ... aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen! — Diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe — dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken — und erwachen!“

„Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte; aus dem mein Geist Tropfen des Himmels sog! Dank vor allen dir, liebliche Friederike, deren holde Sterne jetzt noch so jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, so ist sie Gesang, wie die des deinigen war! Denn so oft sein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, senkten sich mit dem jugendlich verschämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich

*) S. Platons Gastmahl.

Aedons sterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann so unschuldig sehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahrten begehrte."

* *

Diese Friederike, welche in den weiblichen Gestalten der Wagner'schen Romane hier und da, dem Vertrauten kenntlich, hervortritt, blieb seine einzige Dichterliebe bis zum Grabe. Aus der Erinnerung an jenes kurzdauernde, aber höchstsinnige und reine Verhältniß hat er oft Begeisterung geschöpft; und vielleicht nur, weil das strenge Gebot des Schicksals ihn das ersehnteste Glück seines Herzens zu entbehren zwang, — vielleicht nur darum entbehren wir jetzt so viel Herrliches nicht, was er für uns gedichtet. Vergleichet er hier den Blick der Geliebten mit dem Gesang der Nachtigall, so mögen wir noch mehr für seine liebende Seele die edelste aller Sängerinnen zum schönen Sinnbild wählen. Es schlägt ja aber die Nachtigall am kräftigsten und schmerzlich-sehnendsten — im verhangenen Käfich!

In jener seligen Zeit der ersten Liebe knüpfte sich das Band jugendlicher Freundschaft zwischen meinem Ernst und mir.

Es möchte wohl für jeden Biographen eine schwere Aufgabe sein, bei der versuchten Schilderung des Seins und Lebens eines ihm engverbundenen Jugendfreundes die eigne Persönlichkeit völlig unberührt zu lassen. Gerade die vertrauteren Momente des persönlichen Umganges haben ihn ja für sein Unternehmen begeistert; und sie sind es, wo in der Erinnerung das Du mit dem Ich oft so unzertrennbar verschmilzt! Findet besonders im Fortgange der Bekanntschaft sich mannigfaltige Berührung; giebt es sogar gewisse Stellen des hier und dort zusammenlaufenden Lebenspfades der beiden Freunde, wo ihr Geschick in anerkannter, oder doch in geahneter Wechselwirkung stand:

dann darf gewiß noch weit weniger an den Biographen jene Anforderung gemacht werden, nach welcher man vom Dichter verlangt, „in seinen kunstgerechten Darstellungen jede subjektive Einmischung zu vermeiden.“ Es dürfte vielmehr unter der obigen Voraussetzung eher den Namen einer tadelnswerthen Ziererei, als den einer löblichen Bescheidenheit verdienen, wenn der Erzähler sich immer nur, wie ein Fremder, in der Ferne halten, und es auf Kosten der Wärme und der Treue der Darstellung erzwingen wollte, gleich dem überverfeinerten Höfling, so selten als möglich Ich zu sagen!

Dieß zur einleitenden Entschuldigung, wenn auch hier der Schreibende jeden, das Gemüth drückenden und entfremdenden Zwang gern vermeidet, und den lebensgeschichtlichen Nachrichten vom unvergeßlichen Freunde auch an passender Stelle einige Züge aus dem eignen unbedeutenderen Leben beifüget; wenn er, mit einem Worte, dem Herzen des Lesers vertrauend, das eigne nicht verleugnet.

Dorothea — oder wie ich sie jetzt noch lieber nenne, da ich sie damals nur bei diesem Namen rufen hörte — Dortchen, Wagner's ältere Schwester, war an den Prediger eines hessischen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnorte entfernt, wo mein Vater dem gleichen Amte lange Jahre hindurch vorgestanden. — Der Umgang benachbarter Dorfgeistlichen, wenn sie ihres Amtes würdig und sonst einigermaßen gleichgestimmt sind, gehört zu den schönsten und edelsten Genüssen ihres Landlebens, — entschädigt sie für gar manche andre Entsagung. Wenigstens war dieß der Fall bei den eben genannten beiden Männern. Wie herzlich bewillkommte Jeder den Andern zu jeder gewählten Stunde! Wie traulich rückten sie zusammen, und wie schnell hob sich die Unterhaltung aus dem niedern Kreis der Alltagsgespräche zu Wichtigerem empor, wenn bald der Eine in bedenklichen Amtsvorfällen den Rath des Andern begehrte; bald Dieser eine ermuthigende Erfahrung mittheilte; bald Jener, ganz erfüllt vom Inhalt irgend einer neuen

Schrift, denselben im Auszuge vortrug; wie eifrig nahm Jeder das Wort von des Andern Munde, wenn es darauf ankam, den alten redlichen, bibelfesten Glauben auszusprechen — wobei mit gemeinsamer Hand manche Zucht- und Zornruthe gebunden ward für gewisse theologische Neulinge und Klüglinge, welche mit unheiligem Sinn und Werk in den Vorhöfen des heiligen Zionstempels sich damals einzunisteln anfingen. Dann hörten die eifrigen Streiter Gottes nur sich; waren nur gegenwärtig bei dem erhabenen Vorwurf ihres Gesprächs, während am Nebentische die Frauen und Kinder, ganz unbekümmert um die lauten gelehrten Herren, vergnügt mit einander kos'ten und scherzten; — denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch zwischen den beiden Familien die vertraulichste Gastfreundschaft herrschte.

Bei diesen braven Pfarrleuten sah ich unsern Ernst, welcher gerade den Schwager besucht hatte (der aber, dem Alter nach, wohl sein Vater hätte sein können), zum ersten Male. Er, schon Jüngling; ich zwar noch Knabe, indeß schon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen — oder — wie ich mich meinem damaligen Gefühle angemessener ausdrücken sollte — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehnten Jahre hatte ich nur die Bauernknaben, neben denen ich auf der Dorf-Schulbank saß, zu Spielgesellen gehabt, so daß Ernst Wagner der erste geistig begabte und gebildete Jüngling war, den ich kennen lernte. Mich ganz zu bezaubern, ließ er sich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in die Scenen unseres glücklichen Jugendlebens und auf ihren schönen Schauplatz zurückversetze, drängt es mich, auch dem Leser ein Bild desselben — wenn auch nur in flüchtig gezeichnetem Umrisse — hinzureichen. Da man aber solchen Bildern leicht den Vorwurf der Verschönerung durch die Beiwerke der poetischen Landschaftsmalerei zu machen pflegt, so überlasse ich die Schilderung nicht der eignen Parteilichkeit, sondern gebe ihr nur so

viel nach, daß ich aus dem Briefe eines Freundes aus der Ferne einige Zeilen mehr abschreibe, als es streng genommen nöthig wäre. Er schildert nämlich darin den wohlthätigen Eindruck, den die neue Bekanntschaft des Werrathales auf ihn machte, als ihn seine Badereise nach Liebenstein durch dasselbe führte.

„Wie sehr weiß ichs dem Freunde Dank," — so lauten seine gütigen Worte — „daß er mir ein Verlangen zu dieser Lustreise zu erwecken gewußt! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgesendete Büchlein nach *), welches mir die Hoffnung gab, auch für mich werde Gesundheit aus dem berühmten Heilbrunnen hervorquellen; und in der That sprudelte sie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch lassen Sie michs gestehn: auch dann, wenn die gepriesene Najade Liebensteins Ihr freigebig gespendetes Lob nicht an allen Gästen bewährte, so würde schon der Reiz ihres Wohnortes und die frische Reinheit der Gebirgsluft das anmuthige Thal zu einem trefflichen Heilplatze für preßhafte Gelehrte und überladene Geschäftsmänner machen. Gewiß! auch ohne Mineralwasser könnte man dort gesunden!

„Schon die Reise längs der Werra hinab — wie abwechselnd in reicher Mannigfaltigkeit! Nicht prunkend mit großen Ansichten, wie sie etwa der Rhein darbietet; aber desto treuer dem sanfteren idyllischen Charakter. Die umliegenden Felder mögen zwar dem Landmanne seine Aussaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des südlicheren Deutschlandes, zurückgeben: aber um so mehr erfreut der fleißige Anbau, die sorgfältige Benutzung jedes, auch des kleinsten Erdfleckchens. Die Werra — keine Weingelände bespülend, keine Frachtschiffe tragend — nicht an prächtigen Städten und Landhäusern

---

*) „Liebenstein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Fr. Mosengeil. Zweite vermehrte Aufl. mit sieben Kupfern v. Geisler. Frankfurt a. M. bei Friedr. Wilmans. 1826."

hinziehend — ist doch der frischen blumigen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche sie ohne Eile so sanft in vielfachen Windungen hinschleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt sich allmählig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer seiner höchsten Gipfel, der Inselsberg, winkt dem Reisenden schon in weiter Ferne zu, als riefe er: Komm nur herauf zu mir! Dich soll ein unermeßlicher Blick in das schöne Thüringen belohnen!"

„Eine Höhe überraschte mich auf dieser Reise mit so reizender Aussicht, daß ich dem Kutscher Halt! zurief und den beengenden Reisekasten leer vorausziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshausen, wo sich das erweiterte Thal nach Salzungen hin öffnet. — Im Vorgrunde, mir zur Rechten am Fuß der hessischen Berge, ein romantisch gelegenes Dorf, mit hohem, pyramidenförmig zugespitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Barchfeld, von hier aus gesehn, einer ansehnlichen Stadt gleichen; gegen Nordwest der dunkle Wald mit dem grauen Bergschloß Liebenstein, dem Ziel meiner Reise. — O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen meines Hügels, in deren Schatten ich mich zu beschaulicher Ruhe gelagert hatte! Selbst die Luft, die hier wehte, hauchte mich milder, reiner, erquickender an, als wenige Meilen aufwärts im engen Meininger Thale; Alles war lachender, lichter. Welch' eine unvergeßliche Stunde!"

* *

Es hat uns hier der Reisende mitten in das Paradies meiner Kindheit versetzt. Eines jener „drei Breitungen" war des Vaters Pfarrdorf; und jenes, mit dem pyramidenförmigen Thurme, dessen Lage er so romantisch findet, ist dasselbe, wo Wagner's Verwandte wohnten; wo ich ihn zum ersten Male, und nachher öfter sah. Hatte die Natur dem noch wenig gebildeten Knaben, dessen Ernst sich brü-

derlich annahm, auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, welches in des Freundes Dichtungen glüht, so mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (so hieß das bezeichnete Dorf) bald zur Flamme angefacht werden.

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich mein junges fröhliches Herz, so oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, durch die schönen Auen, den Ufern der Werra entlang, dem ersten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der hessischen Gränze hinter mir, so wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elastisch hebenden Wiesen hin gings dann im scharfen Trott, bis ich mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes stand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauses hinablief. Und aus dem Hinterpförtchen jenes Baumgartens kam der Ersehnte mir entgegen. Welche Wonneseligkeit für einen damals noch so freundarmen Knaben! — Und welche Genüsse winkten uns bis zum späten Abend, wo wir gemeinsam lasen, plauderten, scherzten, oder auch das Dörfchen und seine Flur unter ergetzlichem Wetteifer im Laufen, Springen und Werfen durchstreiften; — worin denn freilich der ältere, geübtere Wettkämpfer fast immer Sieger blieb; so daß ich, trotz der traulichen Brüderschaft, auf alle Weise im Respekt erhalten wurde.

Er war schon damals ein hochgewachsener, muskelfester Mensch, wie es schien von unverwüstlicher Gesundheit und dabei von ansprechender, den hellen und kräftigen Geist verkündender Gesichtsbildung *). Von Natur gesellig und fröhlich bis zum Uebermuthe, besaß er eine gewisse Meisterschaft in mancherlei komischen Unterhaltungskünsten, welche besonders die junge Welt dem guten Gesellschafter so hoch anrechnet. Die Kunst, eine fremde Persönlichkeit täuschend nachzuahmen,

*) Das, den gesammelten Werken voranstehende Bildniß nach einem Pastellgemälde, welches ihn im 38. Lebensjahre darstellt, ist von sprechender Aehnlichkeit.

hatte er bereits mit großem Erfolg ausgebildet, und selbst der Schwager Pfarrer, der bei vielem Guten allerdings manche auffallende Sonderbarkeit im äußern Benehmen und in der Sprache zeigte, mußte nicht selten dem geschickten mimischen Kopisten unbewußt zu seinen Kunstleistungen sitzen. Sein Mienenspiel fügte sich seinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. ahmte er vermittelst einer eignen Fertigkeit der über einander hergestülpten Lippen den Schall eines Posthornes so täuschend nach, daß er sich zuweilen den Spaß machte, einen träge vorausziehenden Straßenfuhrmann als Pseudo-Postillon zum Ausweichen zu zwingen. Bei recht guter Laune begleitete er sein Klavierspiel mit den lächerlichsten Possen, mit unerhörten Kadenzen, Läufen und Trillern, halb pfeifend, halb singend, so daß der Singlaut äußerst künstlich dem Pfeifen in der Sekundstimme folgte. — „Pfeifen — so erzählt er selbst im Fibelschützen — hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch so viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieses Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchstwunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich."

War Wagner in dergleichen heitern Künsten mir weit überlegen, so konnte ich mich in Hinsicht auf schönwissenschaftliche Bildung nun

vollends gar nicht mit ihm in Vergleich stellen. — Welche neue entzückende Bekanntschaften verdankte ich ihm! Bücher und Autoren, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke dringen sich mir, als unauslöschliche, auch bei der gegenwärtigen Schilderung auf. — Ernst war es, der mir zuerst Bürgers Lenore vordeklamirte, und Philippine, die jüngste Schwester, — von uns Pinchen genannt, ein geistvolles feingebildetes Mädchen, — wußte die Wirkung der Romanze dadurch zu verstärken, daß sie mir solche nach André's d. Aelt. Komposition zum Klaviere vorsang. Der kleine Zuhörer kam darüber ganz außer sich, und mitten in der schauerlichen Spuk-Romanze fing die Sängerin plötzlich laut zu lachen an; — denn ihr Blick traf zufällig ein sie starr angaffendes Gesicht, dessen Besitzer Mund und Augen weit aufsperrte, und überhaupt bei diesem unaussprechlichen Genuß des inneren Menschen alle Aufmerksamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und Wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch" nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das sei Alles noch nichts, sondern es müsse ganz anders und besser kommen." Und so geschah es!

Was mir aus des Bruder Christians Handbibliothek mitgetheilt ward (es befanden sich darunter Stücke von Shakespeare und Goethe; selbst Werther fehlte nicht), mußte allerdings schwer verdaulich für mein Alter, — für meine mangelhafte Bildung vielleicht schädlich sein; daran dachte jedoch der enthusiastische Darleiher nicht. Geniale Menschen verstehen sich in der Regel schlecht auf Pädagogik. Das mochte sein; — aber der Eindruck war unbeschreiblich! Ich sah mich in eine neue Welt versetzt; ja, in ein ungeahnetes Paradies; und da ich manches Buch heimlich lesen mußte, indem die väterliche Zustimmung keineswegs überall vorauszusetzen war, so stand ich auch nun ohne Zweifel schon nahe am Baum der Erkenntniß selbst. Die Sonne, welche Wagner über mir aufgehen ließ, zeitigte den Knaben

zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebensbaumes fingen an zu quellen und thaten sich auf, gleich den Knospen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeisterung, wie unbeholfen sie sich auch äußern mochte, doch eine steigende Theilnahme des Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingestreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In solch einem traulichen Stündchen vertraute mir Ernst: daß er selbst schon gedichtet, und einige seiner Versuche sogar gedruckt erschienen seien. In welchem, ohne Zweifel längst vergessenen Journale, habe ich nicht behalten; desto mehr ist die Wirkung einer kleinen Romanze und einer Erzählung — worin es einem unglücklich liebenden Paare übel erging, — meiner Erinnerung treu verblieben.

In der That! das hatte nur noch gefehlt, daß mein Ideal, meine erste Liebe möcht' ich sagen, — mir nun vollends in der Glorie des Schriftstellers, des Dichters erschien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu haben, gab mir den übermüthigen Gedanken ein, selbst ein Dichter, wie mein Ernst, zu werden. Diesen heroischen Entschluß mochte ich mehrere Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als wirklich ein gewisses Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle — die Musen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wissen, auf welchen Versfüßen sie einherstelzte! Die erste gelungene Abschrift (mehrere wurden als inkorrekt kassirt), bestimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunstwerkes geschah — (kein günstiges Omen!) auf dem Gottesacker der Frauenbreitunger Kirche, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooster Grabschriften unterhielten. Der Dichter und sein Recensent standen gerade an einem Grabsteine, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts schlummerte. Wagner empfing das Blatt mit angenommener Würde, indem er sich gravitätisch auf dem Epitaph neben der Geduld niederließ, welche allda in

Sandstein, ziemlich aus dem Groben gehauen, nicht weit von der Hoffnung saß. Er durchlief die Erstlinge meiner Muse anderthalb Mal und gab sie mir dann zurück, der ich mit erwartungsvollem „Nun?" gewiß auf einiges Lob gespannt war. Er aber stimmte statt dessen ein treffliches Konzertchen auf der Mundpfeife an, in oben beschriebener Manier. Zum ersten Male fand ich sie jetzt keineswegs lächerlich, vielmehr höchst ärgerlich; allein es blieb bei dieser sich hinlänglich aussprechenden Kritik. War sie nun gleich in der That wenig ermunternd, so pflegt man doch im funfzehnten Jahre dergleichen freimüthige Urtheile einem scharfen Recensenten nicht lange nachzutragen. Mit dem vermehrten Ansehn des Kritikers wuchs vielmehr die Liebe zum Freunde, und manches ermuthigende Lob aus seinem Munde thut nur um so bessere Wirkung in der Folge der Zeit.

Es versteht sich ganz von selbst, daß nun der theure Mensch auch in Roßdorf besucht werden mußte, wenn er etwa Monate lang nicht nach Fambach kam. Welch ein Glück für mein junges, fast noch leeres, aber doch schon so empfängliches Herz, in den Kreis jener liebenswürdigen Familie einzutreten, wo man den Jüngling so herzlich aufnahm, als wäre er ein längstgeprüfter Hausfreund! Alle Hausgenossen verband die innigste Eintracht. In ihrer Unterhaltung herrschte ein anmuthiger Wechsel von Ernst und Scherz; der leicht erregbaren Fröhlichkeit fehlte es demnach niemals an jener geistigen Würze, ohne welche sie bald fade und gemein werden muß. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, so oft ich durch den schönen frischen Wald über den Bleßberg nach langem beschwerlichen Steigen nun leichtfüßig herabschritt, und mir aus der Ferne das befreundete Haus, in welchem, außer den Eltern, meine liebsten Menschen auf Erden wohnten, vom Roßdorfer Kirchenhügel her entgegenblinkte! Und wie schlug dieses selige Herz wieder vor Wehmuth, wenn die Scheidestunde kam, und ich, noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein ins Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von unserm Dichter in später Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und gar oft schmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorschule zur Universität. Der ehrwürdige Vater — ob er gleich an ein französisches Neutrum cum apostropho glaubte *) — war dennoch ein trefflicher, kenntnißreicher Lehrer, und konnte dem talentvollen Sohne allerdings den Gymnasial-Unterricht gewissermaßen ersetzen. Aber wenn E. Wagner auch das nöthige Latein ꝛc. mit zur Akademie brachte, so beklagte er es doch späterhin in mancher Rücksicht, keinen vollständigen Kursus in einer öffentlichen gelehrten Vorschule gemacht zu haben. Gerade dadurch trennten sich auch unsre Wege. Seit ich die Schule bezog, sahen wir uns selten; das geknüpfte Band ward allmälig loser, bis es endlich nach einer Reihe wechselvoller Jahre uns wieder aufs Neue fester als jemals vereinigte.

Als Student war Wagner in Jena emsig; nebenbei ein beliebter, gesuchter Gesellschafter in kleineren und gebildeteren Freundeszirkeln; auch wohl — wies nun einmal Zeit und Jugend mit sich brachte, — in der Burschensprache „ein fideles Haus"; doch ökonomische Rücksichten nöthigten ihn zu mancher wohlthätigen Einschränkung, so daß sich jedes schädliche Uebermaß in der Burschenfidelität wohl von selbst verbot.

Wie es zu jener Zeit mit seinen poetischen Erzeugnissen beschaffen gewesen, ist mir, dem später Hingekommenen, unbekannt. Ein Kollektaneenbuch des Nachlasses deutet indeß auf manche Vorarbeit zu künftiger Ausführung hin. Das juristische Studium, ob er es gleich freiwillig erwählt, sagte schwerlich seiner Eigenthümlichkeit zu; — wie es denn überhaupt eine besondere Bewandtniß hat mit den sogenannten Brodstudien solcher Jünglinge, die wahrhaft zum Dichter geboren wurden. Das sind freilich unter Hunderten, welche Verse machen und Novellen schreiben, immer nur Wenige: diese Wenigen aber möchten nur dichten; — sollten auch nur dichten! Schade, daß

*) S. den Artikel „Apostroph" im histor. ABC.

bei den Göttermahlen der Poesie der Magen leer bleibt! Schade, daß ein Hochbegabter, der dem Helden Länder erobern hilft, Könige mit dem nieverbleichenden Purpur bekleidet, und der Frauenschönheit den glanzvollsten Schmuck aus dem reichen Schatze seiner Phantasie darleihet, — schade, daß derselbe schöpferische Geist, so oft ihn das rücksichtslose Bedürfniß aus seinen Himmeln auf das schwerschollige Distelfeld des bürgerlichen Lebens herabzieht, seufzend fragen muß: „Wo nehmen wir Brod her in der Wüste?" — Ehe er einmal dahin gelangt, daß ein Publikum (zum Exempel das deutsche —) sein Verdienst unparteiisch würdigt und — statt ihn hochmüthig zu übersehen und selbstsüchtig zu verkennen, oder neidisch zu bespötteln und hämisch zu tadeln — ihn für seine Werke ausreichenden Ehrensold giebt, ist schon seine beste Zeit verronnen, seine Jugendblüthe verwittert unter Sturm und Frost! — Der begeisterte Prometheus, der den himmlischen Lebensfunken erbeutete, liegt dann gefesselt am harten Fels. Die Zeitgenossen, die ihm den nagenden Geier ans Herz gesendet oder wenigstens nicht verjagt haben, sind leider nur die Großväter der Menschen, welche dem längstgestorbenen Dichter ein prunkendes Denkmal errichten und aus Einem, weitaufgähnenden Munde rufen: „Sehet da! Ein Dichter, der unsrer Nation Ehre macht!" — Ei, wenn nur auch umgekehrt die Nation immer ihren Dichtern Ehre machen wollte! —

Doch wir kehren von dieser Abschweifung — wofern sie in der That eine ist — zu unserem Ernst Wagner zurück.

Wir zweifeln nicht, daß der Heimkehrende sein Jus verstand. Als prakticirender Advokat hat er wenigstens keinen Prozeß verloren, denn — er hat niemals einen geführt.

Der damalige Gutsbesitzer von Roßdorf, Freiherr von Wechmar, ein vielseitig gebildeter Mann, schätzte Wagners Vater, und machte sich auch um den Sohn verdient, so weit es seine Verhältnisse gestatteten. Er gab ihm, bald nach der Rückkunft von der Akademie,

die Stelle seines Privatsekretärs, wozu er bald noch die Oberaufsicht über den ökonomischen Betrieb der vielverzweigten Wirthschaft hinzufügte. Wie der junge Mann mit Geist, Kraft und Geschick dem beschwerlichen Geschäft vorgestanden, bezeugte die Zufriedenheit der Gutsherrschaft; wie er demselben aber auch zugleich die poetische Seite abzugewinnen wußte, ist aus seinem „Wilibald" zu ersehen. Die vier Jahreszeiten, welche die Abtheilungen dieses schönen Romanes bezeichnen, geben dem erfahrnen Landmanne überall Gelegenheit, einen scharfen, nicht bloß auf der Oberfläche haftenden Kennerblick in die mannigfaltigen Geschäfte des Feldbaues zu bemerken.

Wer dort unsern Ernst beobachtet hätte, wie er mit Frohnarbeitern und Knechten auf den Feldern umherstreifte, mit dem Gutsgesinde hinter dem Erntewagen heimzog, oder dem Säemann nachhelfend hinter dem Ackerpflug herging, der möchte in solcher Gestalt und Beschäftigung einen der phantasiereichsten Dichter Deutschlands wohl schwerlich geahnet haben!

Nächst der ökonomischen Verwalterstelle versah er auch noch die eines Aktuars der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieses, mehr als zehnjährige Geschäftsleben hatte so manches Lastende und Unerfreuliche für ihn, daß er sich herzlich nach einem andern Wirkungskreis sehnte. Nicht bloß die öftern Anstrengungen, welche ihm seine Verwaltung zur Pflicht machte, sondern mehr noch mancherlei unangenehme Reibungen, die ihn als Gerichtsperson in eine bedenkliche Stellung versetzten, verleideten ihm das sonst so liebe Roßdorf allmälig. Gerade jener Gährung erzeugende Zeitraum — das letzte Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts, — streute mehr als irgend ein früherer den Samen der Zwietracht und gewaltsamer Umkehr zwischen veraltete Verhältnisse ein; so erhoben sich auch in jener Gemeinde wachsende Zwistigkeiten zwischen Befehlenden und Gehorchenden, und die wechselseitigen Kränkungen beider Theile gingen Wagner's Herzen nah. Oft mag er damals mit Glück, — doch öfter ohne Erfolg, die

Rolle des Vermittlers übernommen haben. Aus jener häkeligen Geschäftsführung darf hier, als charakteristisch, Ein Zug statt Vieler angeführt werden.

Gegen übereilte Vergehungen vieler Gemeinde-Mitglieder war in der ersten Hitze eine strenge Untersuchung angeordnet worden. Wagner, der Protokollführer, sah am Schluß der Verhöre mit bangendem Herzen, wie sich gegenseitig Schuld und Vorwürfe häuften, ja wie der Ausgang manchen Irrenden unvermeidlich ins Verderben führen werde: da warf er, wie aus Versehen, das große gehaltreiche Tintenfaß des Gerichtstisches über die niedergeschriebenen Aussagen her, und mit geschickter Ungeschicklichkeit tunkte er dann, unter dem Scheine die Akten zu retten, sie immer tiefer in diesen schwarzen Lethe-Strom ein. Viele Hauptblätter waren nach Wunsch gänzlich unlesbar geworden, und die weikschichtige Untersuchung hätte nicht rechtsbeständig geendigt werden können, ohne sie noch einmal von vorne anzufangen. — Den scharfen Verweis, den der täppische Protokollist ohne Zweifel erhalten haben wird, verschmerzte er leicht: sein Zweck war erreicht; die erste Hitze verdampfte; das Weitere unterblieb, und der entstandene Riß war wenigstens nicht noch größer und unheilbarer geworden.

So amtirte der Dichter; — aber er fand dabei doch wenig Trost und Lohn, und fühlte immer mehr, daß er nicht im angemessenen Wirkungskreis stehe. Das väterliche Haus starb allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was sonst gewaltet, fand er jetzt, wo der Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr dort; unvermeidliche Verstimmungen des Gemüthes führten wohl auch manchen Irrthum herbei. — Doch war dieser Zeitraum wenigstens nicht ohne jene Tröstung geblieben, die der Familienvater bald im Kreise seiner eigenen Häuslichkeit finden lernet. Wagner hatte sich (im J. 1793) mit einer Dem. Bergeon aus Neuchatel — früherhin Gouvernante in einem adeligen Hause unweit Meiningen — verheirathet, und sie ward ihm eine treue Mutter von drei Söhnen und

einer Tochter. Doch der erstgeborne Sohn starb bald, und so trübte sich auch von dieser Seite her das Familienglück des Vaters.

Zehn Jahre später sehen wir sein Geschick noch unter keiner günstigeren Konstellation, und der Ausdruck seiner damaligen herrschenden Stimmung deutet keineswegs auf jene Gemüthsheiterkeit hin, die ihn sonst so natürlich war. — Hören wir ihn selbst im „historischen ABC" sich darüber aussprechen:

„Der Mond hat immer so schöne Todesgedanken in mir erweckt; besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt. Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen die Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!"

„Die Herrlichkeit des Spätrothes begann im Westen zu verglimmen und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofs; über jenen theuren Todten, die längst von ihrer ägyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders*), des Freundes, des Kindes. Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinschwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes geheimes Nachbild, welches aber

*) Der Bruder war der schon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er starb, noch nicht 40 Jahre alt. — Der Freund war Wagner's geliebter Gespiele Wilhelm, den wir auch bereits kennen. Anm. des Herausgebers.

bald nach ewigen Fernen fortzuziehen schien; — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber! O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — —"

* *

Der Dichter — so wähnet vielleicht Mancher, der es nicht ist — müsse sich in seinen äußern Verhältnissen behaglich fühlen; wenigstens von den kleinlichen Geschäften und Sorgen des Alltagslebens nicht beschweret sein, um etwas wahrhaft Schönes zu schaffen. Zum Glück zeigt sichs doch oft anders in der Erfahrung! Darauf deutet Wagner selbst in seinen „reisenden Malern" mit den Worten hin: „Ueberfluß ist dem Kunstfleiße offenbar nachtheiliger, als eine beschränkte, sorgenvolle Existenz." Ja, zum Glück ringt der Geist sich gerade unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse oft am kräftigsten auf; und mancher Dichter und Künstler konnte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, — zum klaren Bewußtsein der in ihm schlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Auch unser Wagner würde wahrscheinlich nur seinem kleinen Wirkungskreise für kurze Zeit — statt Deutschland für immer, — angehört haben, wenn nicht das Bedürfniß, sich für die Entsagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andere Weise zu entschädigen, ihn zu den höheren Regionen einer poetischen Welt hinaufgerückt hätte. So fand er den ersten Antrieb zur bleibenden Richtung seiner inneren Kräfte. Er mußte — damit wir uns seiner eignen Worte bedienen, — „mitten im wirklichen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen." (S. d. Vorrede zu „Wilibalds Ansichten des Lebens.")

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und als Oekonom vergebens Rechtlichkeit und Oekonomie herzustellen suchte; wo Sorge und Verdruß, bald durch fremde, bald durch eigne Schuld, mancherlei Stürme herbeiführten, — gerade in diese ungünstig scheinende Zeit fällt die Blüthe des poetischen Frühlings unseres Freundes. Er beschloß als Schriftsteller aufzutreten.

Sein früh'ster Versuch, auf das Dramatische hingerichtet, wollte nicht gelingen. Mit zwei schon völlig ausgearbeiteten Lustspielen, betitelt: „die reisenden Maler" und „der Triumph der Liebe," hoffte er im J. 1801 die schriftstellerische Laufbahn zu eröffnen; allein er hatte sich zugleich mit den handelnden Personen seiner Theaterstücke auch das zugehörige Theaterpublikum selbst geschaffen; und wie Er sichs dachte, so wollte sichs nirgends finden. — In der That möchte selbst in den gebildetsten Städten Deutschlands keines den „reisenden Malern" einen Passirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben! Damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es jenen Dramen an Geist und Kraft gänzlich fehle, sondern nur so viel: „daß der Dichter das rechte Maaß nicht zu treffen wußte; — daß er den Zuschauer und Zuhörer — dessen Beifall so sehr vom flüchtigen sinnlichen Eindruck abhängt, — mit dem feinsinnigen, das Kunstschöne bedächtlicher aufnehmenden Leser verwechselte.

Nach mehreren mißlungenen Versuchen, die beiden Stücke bei einer Theaterdirektion zur Aufführnng, oder wenigstens bei einem Verleger zum Drucke anzubringen, verarbeitete er den Stoff derselben zu einem bekannt gewordenen Romane: „den reisenden Malern."

Die Freunde des Dichters dürfen erwarten, von der ursprünglichen dramatischen Behandlung wenigstens eine Probe zu sehen; wir geben sie in den beigefügten „Mittheilungen" unter Nr. I. — Doch der Umarbeitung dieser Schauspiele ging „Wilibald," Wagner's bestes Werk, voraus.

Ein Wort aus Wilhelm Meister's Lehrjahren: „So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen" — hat der Dichter seinem Wilibald vorangestellt, und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgesprochen: „Goethe's berühmtes Werk habe ihn zunächst für den Versuch eines Romanes begeistert." — Sollte aber wohl irgend ein deutsches Dichterwerk dem Wilhelm Meister näher stehen, als Wilibald? — Wir zweifeln!

Das Urtheil des gebildeteren Publikums, der meisten Kritiker, und — irren wir nicht — des Großmeisters der deutschen Dichter selbst, stellten jenen Roman, den der Bescheidene zaghaft nur als ersten Versuch hinreichte, dem Besten zur Seite, was unsere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat.

In den einfach angelegten Plan weben sich, wie von selbst, die anziehendsten Verwickelungen ein; — nicht durch abenteuerliche Einwirkung des erträumten Zufalles, sondern durch psychologisch entwickelte innere Wahrheit der dargestellten Charaktere herbeigeführt. Die Personen bewegen sich lebendig, scharf individualisirt, und in den reizendsten Gegenstellungen vor unsern Augen; sie sind — um uns eines Jean Paul'schen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeschaffen; sie werden, möchte man sagen, nicht vom Dichter geschildert, sondern sie schildern sich selbst durch ihre Werke und durch ihre ganze Handlungsweise; sie treten, mit einem Worte, plastisch hervor ins Leben.

Nirgends sieht man hier, wie bei der Mehrzahl unsrer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenspieler, hinter seinen Puppen handthieren, welche Menschen vorstellen sollen; nirgends stoßen wir auf Uebertreibung und Unnatur. Alles entwickelt sich von Innen herauswachsend, wie die Blüthe aus dem Keim, wie die Frucht aus der Blüthe. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menschen, so

bleiben sie doch in allen Verhältnissen ächt human, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten. Während wir uns in ihrer Gesellschaft auf das angenehmste unterhalten, finden wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; — bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was wir wenigstens aus dem dunkeln Bewußtsein noch niemals so klar zur Anschauung hervorgehoben haben.

Mathilde, das holde sinnige Kind der Natur*), vollblühend im höchsten Liebreiz der Unschuld, — eine makellose jungfräuliche Rose, prangend vor allen Blumenschwestern im unverkünstelten Garten des rüstigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, aber dennoch reizende, so gefühlvolle wie reinsittliche, schwärmerisch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geist und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens; ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnengluth nur bemeisternd durch die gewohnten Fesseln des äußeren Anstandes; Fesseln, die sie doch auch zuweilen selbstherrschend von sich wirft; so wie sie überhaupt da und dort jene zarte Grenzlinie überschreitet, welche geniale Frauen so selten gehörig zu erkennen und zu schonen verstehen; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechselwirkung mit dem Gange seines Geschicks; stets der reinmenschlichen Ausbildung entgegenstrebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu sein, sowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zweck, als in der Ausführung, selten irrend; — dann, der edle, durch ernste Erfahrungen zum besonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale kunstschwärmerische Minelli; der lebens-

*) Von ihr sagt Jean Paul: „In dieser Mathilde haben Sie eine köstliche Jungfrau von neuer romantischer Gestalt vom Himmel auf die Erde gelassen. Sie ist gar nicht leicht zu fassen und zu halten! ꝛc.“ (S. die Briefe J. Pauls in den „Mittheilungen.“)

lustige Pinius 2c. und nicht unter, sondern neben diesen interessanten Personen, der unsichtbare Flötenspieler, — die treue reine Seele, die sich auf Flügeln der Harmonie so hoch über die verwirrten, hemmenden Verhältnisse des Erdenlebens erhebt, daß sie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr sucht, und dem Himmel der Seligen zueilend, den müden bleichen Körper gern der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und dieses ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichste idyllische Einfassung, so daß seine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortschreitend, zugleich ein treues, poetisch aufgefaßtes Bild ländlicher Beschäftigungen und Genüsse darbieten: — ein solches Gemälde mußte wohl gleich bei seiner ersten Ausstellung die Blicke der Kenner auf sich ziehen, und der überall laut werdende Beifall den Meister zu ähnlichen Werken ermuntern!

In der That mag wohl selten ein Roman — und noch dazu der Roman eines Neulings — im Allgemeinen bei unserm schwer zu begeisternden Publikum so viel Glück gleich bei seinem ersten Erscheinen gemacht haben, als Wilibalds Ansichten des Lebens! Nicht, als ob das Buch nun schnell tausendfältig um- und nachgedruckt, alle Leihbibliotheken durchwandert hätte, um, gleich den Walther Scott'schen Werken, vom Heißhunger einer Million deutscher Leser verschlungen zu werden; dagegen aber durfte gleich anfangs, und darf heute noch, Wilibald sich des allein ehrenden Beifalles des gebildeteren, urtheilsfähigeren Theiles der Nation rühmen. Sein ehrenvoller Platz unter den klassischen Werken unsrer Romanendichtung bleibt ihm für immer gesichert, und alle ächte Kenner von Sinn und Gefühl für wahre Poesie werden dieses vaterländische Erzeugniß hoch über die flachen breiten Modeartikel des Auslandes stellen, nach welchen jetzt so viele deutsche Kechenäer so begierig schnappen, wie ein aufs Trockene gesetzter Karpfen nach Luft.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftsteller, dessen Erstlingen man den Kranz der Meisterschaft zuerkannte, sich bald eine andere Laufbahn eröffnen werde, als ihm sein bisheriger beschränkter Wirkungskreis darbot. Wahrscheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog Georg von S. Meiningen zuerst auf Wagnern aufmerksam machte. Er hatte manches Erfreuliche von ihm in Handschrift bereits früher kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent nach Verdienst zu würdigen.

Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundschaft; sein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlene das Dekret als Kabinetssekretär des Herzogs, und sah mit labender Hoffnung einer Zukunft entgegen, wie er sie sich kaum geträumt, und wie er sie jeden Falles nicht besser wünschen konnte. Der Fürst, in dessen Nähe er von nun an leben und arbeiten sollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Mensch den Fürsten weit überragte, in nähere Verhältnisse zu treten, oder auch nur, von ihm bemerkt, unter ihm zu dienen; denn er wußte ohne kleinliche Rücksicht auf Etikette aus seinen Dienern die Ausgezeichneteren zum traulichen Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, durch Gespräch und Vorlesung gewürzt, boten einen Genuß dar, den ein Mann, wie E. Wagner, nur mit freudiger Sehnsucht entgegen sehen konnte. Die Geschäfte des neuen, ihm bestimmten Wirkungskreises waren von der Art, daß es ihm niemals an günstiger Muße für seine Schriftsteller-Arbeiten fehlen konnte; die angebotene Besoldung deckte die nothwendigsten häuslichen Bedürfnisse, und wenn auch vorerst der Ehrensold für seine Schriften sehr gering ausfiel, so ließ doch der gewonnene Beifall eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für seine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton und Luise, fand er in seinem neuen Wohnorte treffliche Gelegenheit zu einer Ausbildung, wie sie das abgelegene Dörfchen nicht zu geben vermochte. Alle diese

Aussichten machten ihn — der ohnehin bei seinen Ansprüchen an das Glück so bescheiden, und so dankbar für jede kleine Gunst desselben war — zum glücklichsten Sterblichen. Allein er sollte nun einmal nicht zum vollen Genuß seiner schönsten Jahre gelangen. Ihm waren noch große und schwere Prüfungen bestimmt, und sie begannen, ehe er noch sein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchstunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erschütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verlust; Wagner einer der Untröstlichsten unter Allen! — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürsten hat er in den „Reisen aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben gesucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leser rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch dessen fürstlichen Wohlthäter, näher gekannt hat.

Die Regierung des nun vaterlosen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als ein erst dreijähriger Prinz die Hoffnung desselben blieb, in weibliche Hand; aber es war die Hand einer ächten Mutter! Luise Eleonore wußte, als Muster streng geregelter Ordnung und gewissenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Festigkeit und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geschaffen, — fortzubauen, was er gegründet hatte; und solcher Eigenschaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen so vielfach bedrängte Zeit. Von dieser mütterlichen Regentin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß sie auch bis zu den kleinsten Verhältnissen herab den Willen des Hingeschiedenen ehren, und selbst da sich keine Abweichung von seinen unausgeführt gebliebenen Beschlüssen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Ersparnisse aller Art zur Pflicht zu machen schien. So erhielt denn auch E. Wagner, was er in der That kaum zu hoffen wagte, bald die Bestätigung seines Rufs, obgleich nunmehr seine Sekretariatsdienste fast ganz entbehrlich geworden waren. Welch ein

ehren- und segenvolles Lob für diese treffliche Fürstin, daß der Nicht-vergessene, Reichbedachte das Zeugniß ausstellen konnte: „die edle Wittwe seines Herzogs habe ihm noch weit mehr gehalten, als dieser ihm versprochen!" (S. seine Briefe an Truchseß.)

Im folgenden Jahre hielt er seinen Einzug in Meiningen. Wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verlust des theuern Mannes, der ihn zuerst dorthin gerufen, noch mitbrachte, so bot ihm doch seine neue Lage, das bequemere Auskommen ungerechnet, gar Vieles dar, was ihn trösten, und ihm die Geistesheiterkeit und Freiheit zurückgeben konnte, welche für jeden Dichter der schöpferische Hauch ist, der bildend über dem Chaos schwebt.

Ein einfaches, nach den Gesetzen weiser Sparsamkeit eingerichtetes Familienleben gab ihm den niegetrübten Genuß stiller Häuslichkeit. Außer derselben sah er sich geachtet und hervorgezogen; mehrere der angesehendsten Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geselligen Zirkeln. Die Aufsicht über die herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit einigen vielseitig gebildeten Männern (unter welchen der geniale, auch als geologischer Schriftsteller ausgezeichnete Geheimerath Heim vor Allen genannt zu werden verdient), verschaffte ihm erwünschte Gelegenheit zu steter wissenschaftlicher Fortbildung, — bei deren Stillstand auch der talentvolle Dichter in Kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter so günstigen Vorzeichen arbeitete unser Freund freudig an mehreren neuen, fast gleichzeitig entworfenen Werken, welche er in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von vier Jahren vollendete. Zuerst kamen „die reisenden Maler" an die Reihe.

Dieser Roman verdankt, wie bereits erwähnt worden, sein Dasein einem Wiederbelebungsversuche. Jene dramatischen Erstgeburten, welche die Theaterdirektionen so unbarmherzig erstickt hatten, sollten in erneuter Gestalt hervorgehen. Bedenkt man, daß jeder Umarbeitung, wofern sie, als aus ganzem Holze gearbeitet, nicht gestückelt

und geleimt erscheinen soll, schwer zu besiegende Schwierigkeiten entgegenstehen, und fügt man den Umstand hinzu, daß hier zwei völlig verschiedene Stücke zu Einem Ganzen verarbeitet werden mußten, so wird man allerdings dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen können: er habe die schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Es blickt wohl hier und da ein Endchen jener Bande vor, durch welche die poetische Freiheit der Erfindung an einen gegebenen, hier und da widerstrebenden, Stoff gefesselt war; es dürfte auch der recensirende Jean Paul vollkommen Recht haben, wenn er die allzuumständlichen Gespräche der handelnden Personen hinwegwünscht; ja, wir wollen sogar dem Dichter das Bekenntniß: „es habe ihm das ganze Buch nur zum Vehikel seines Kunstschulplanes gedient" (der jedoch erst in den „Reisen" vollständig erschien), keineswegs zum Verdienst anrechnen, indem jede poetische Schöpfung durch die bemerkte Absichtlichkeit der Einmischung praktischer Zwecke keinen völlig reinen Kunstgenuß gestattet: bei dem Allen aber werden wir gern eingestehen, daß die „reisenden Maler" den reichlich gefundenen Beifall in vielfacher Rücksicht verdienen.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind scharf abgegrenzt und treu durchgeführt. Wir finden an Brixenfels — „der seinen eigentlichen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt — weltkluge Erfahrung und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, den er gegenwärtig in Künstlerstolz eingekleidet hat; — an Schweizern edlen Charakterstolz, große Leidenschaftlichkeit, und tiefes feuriges Gefühl für alles Herrliche; — an Fink leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens; alles dieß aber ohne freie Thatkraft und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede praktische Richtung."

Unter den weiblichen Figuren tritt die, leider zu wenig zur Handlung kommende Kordelia höchstreizend hervor; besonders ist die

Scene ihres ersten Auftrittes unübertrefflich schön geschildert. Bei den zum Hofe gehörigen Damen hat sich der Dichter manche Abbreviaturen erlaubt; aber dem unhöfischen Leser gefallen sie vielleicht so besser!

Die humoristische Ader schlägt übrigens mit vollen Pulsen; doch möchte Lenz (den Steinach passend „einen ins Unglück gerathenen, liederlich gewordenen Fink" nennt), bisweilen ein zartes Ohr durch seine handfeste Derbheit beleidigen. Selbst Fink ist von dieser Unschicklichkeit nicht ganz frei zu sprechen. Demunerachtet weht allenthalben der wohlthuende Hauch eines reinen sittlichen Gefühls, das Beförderung eines tüchtigen Sinnes und Handelns sich zum ersten Zwecke macht, und zur Bekämpfung des bösen Prinzips oft nicht allein mit Ruthen, sondern wenn es nöthig scheint, sogar mit Prügeln darein schlägt.

Zum höchsten Schmucke dienen diesem Romane die lebenswarmen Naturschilderungen; — wie denn überhaupt in dieser poetischen Landschaftsmalerei, außer Jean Paul und dem metrischen Matthisson, vielleicht kein deutscher Dichter unserm E. Wagner gleichkommen möchte. Eines der wohlgelungenen Bilder — das volle Erwachen des jungen Sommers nach einem Gewitterregen malend — bezeichne hier den Werth aller übrigen:

„Mir ist, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüstigem Geräusch aufgehen; fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küssen sich neuverwandte Zweige, und tausend Blätter, die noch nie den Gespielen nahten, strecken sich in wachsender Sehnsucht zum ersten Male einander zu, wie die Arme der Liebenden; die Knoten der Balsamtanne springen vor Ueppigkeit, und fließen von selbst über; eine neue Hoffnung ist heute zu neuem Glanze ihres tröstenden Grüns, dieser unverlöschlichen Farbe des bessern Lebens und der Unsterblichkeit, vom Himmel herabgeströmt. — Seht, wie dort die Saat schwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat sich

auf ihren Wellen gelagert und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. — Und des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können? — Ha, der Westen flammt noch in Purpur! Gewiß ist in diesem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. — O hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!"

Nächst solchen Schönheiten der Darstellung blickt, hauptsächlich für Wagners persönliche Bekannte und Freunde, seine liebenswürdige Eigenthümlichkeit so unverkennbar aus den, seinen Personen zugetheilten Rollen hervor; — besonders in Stellen, die das Sehnen nach seinen glücklichen Kinderjahren aussprechen. Denn ihm ist oft zu Muthe, wie er es dem gefühlvollen Steinach in den Mund legt: „als schlänge sich der Strom des Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum stillhervorspielenden Perlenquell der Kindheit und zu seinen süßen Blumen."

Ferdinand Miller, welcher der Zeitfolge nach gleich nach den reisenden Malern genannt werden muß, ist mehr Novelle, als ausgeführter Roman; aber sie gehört als solche gewiß zu den Besseren. Ein kräftiger, kenntnißvoller junger Mann, der seinen höchsten Ruhm darin sucht, sich als ein ächter Deutscher — frei von aller abgeschmackten Deutschthümelei — zu beweisen und seinem Volke, so weit es ein beschränkter Wirkungskreis gestattet, den hülfreichen Arm zu bieten — steht als die Hauptfigur der Erzählung da, und verdient vor den Augen des Lesers das Glück, das er erwirbt. In dem Bilde Karolinens und Mariens zeigt sich des Malers meisterhafter Pinsel. Selbst der aufmerksamste Leser bleibt fast bis zum Schlusse ungewiß über Karolinens trefflichen Charakter, weil er, den motivirten

Verhältnissen nach, nur verhüllt erscheinen durfte; bis zuletzt sich Alles zum Glück Ferdinands und zur vollen Zufriedenheit des theilnehmenden Lesers löset.

Isidora folgte dem Ferdinand Miller, oder begleitete ihn vielmehr; — ein wohlgelungener kleiner Roman, aus dem sich die Legende vom St. Hubertusbrunnen vorzüglich heraushebt. Das, im gehaltenen Ton alterthümlicher Sage erzählte Mährchen ist mit der Fabel des Romanes anziehend verwebt; die Charaktere der handelnden Personen interessiren den Leser nicht weniger, als die der übrigen Dichtungen Wagners; obgleich auch hier sich die Bemerkung nicht unterdrücken läßt: daß er sich mit den Hof-Verhältnissen vornehmer Personalitäten manche bürgerliche Freiheiten herausnimmt; so daß auf sein Werk angewendet werden kann, was Eulalie von Dagobert behauptet: „so viel ist gewiß, daß unser Freund aus den gewöhnlichen Vorschriften des Anstandes nur die herausgreift, welche ihm selbst zu passen scheinen.“

Merkwürdig zeichnet sich die eigenthümliche religiöse Ansicht vom sogenannten thierischen Magnetismus aus (er hat sich bekanntlich noch jetzt nicht recht humanisirt). Diese, aus den Fingerspitzen sprühende officinelle Kraft, — die mit dem gemeinen Geschlechtstrieb oft weit näher verwandt ist, als sie sichs gestehen mag, — spielte damals eine große Rolle. Es gehörte ein frommer Dichter dazu, um dem Thierischen das Himmlische abzugewinnen!

Lernet, deutsche Leser! Euern Wagner nur erst recht kennen, und Ihr werdet mit immer neuem Genuß zu ihm zurückkehren, wenn Ihr so Manches, was Ihr bloß zur Zeitkürzung, der Mode des Tages huldigend, durchblättert, längst mit Widerwillen zurückgelegt habt!

Die „Reisen aus der Fremde in die Heimath“ hatten wir bereits öfter zu nennen Gelegenheit. Wenn wir auch gerade nicht unserm Jean Paul beipflichten, welcher behauptet: „die Reisen seien Wagners bestes Werk,“ (s. die Br. J. Pauls in den „Mit-

theilungen," Br. VIII.) denn dafür müssen wir immer nur den Wilibald erklären; — so unterschreiben wir dennoch übrigens sein Urtheil mit Ueberzeugung: „Seine Lebensfrische; die Gluth der Scenen; die Schärfe der Charaktere; besonders die seltene Kunst, weibliche Körper scharf zu malen; — ein schonender Geschmack im Komischen u. s. w., alle diese Schönheiten wirken mächtig zusammen und besiegen den etwas lockeren, seine eigne Macht zu sehr zertheilenden Plan."

Wagner hat in diesem Buche großentheils sich und sein Leben dargestellt, und psychologisch entwickelt, wie in einem siechhaften, der Auflösung entgegengehenden Leibe, die starke, durch schöne Gefühle veredelte Seele mit weit stärkerem Schritte der höchsten Vollendung zueilet. — Das Buch enthält einen Reichthum gereifter Gedanken, scharfsinniger, aus tiefer Erkenntniß des wirklichen Lebens geschöpfter Bemerkungen und gelungener — freilich nicht allgemein vorkommender — Charakter-Darstellungen.

Für das Beste unter Allem, was Wagner geschrieben, hielt er selbst sein „historisches ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen." Wir glauben uns indeß allerdings zu dem Urtheile berechtigt, daß dieses liebe Büchlein — um den guten, hauptsächlich aber den zarten, Geschmack nirgends zu beleidigen — noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde der Verfasser selbst Manches gestrichen haben, wäre ihm mehr Zeit zur Feile seiner späteren Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu oft, daß seine noch übrigen Tage gezählt seien; gleichwohl blieb seine Schöpfungskraft ungeschwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen stand der reichbegabte Baum der Phantasie im Lebensgarten des kranken Gärtners. In fast ängstlicher Eile, noch so viele Früchte als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder ächten Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er schrieb daher sehr schnell, und besserte in seinen letzten Werken selten nach. — Blickt

der geneigte Leser des „historischen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunah' am Kleinlichen hinstreift, so sieht er sich für solche billige Nachsicht überreich belohnt, durch eine Fülle tiefer Empfindungen, scharf ins Leben eindringender Bemerkungen humoristischer Phantasiespiele und ergetzlicher Scherze. Hauptsächlich ist das genannte Werkchen Wagner's vertrauteren Freunden unstreitig eines der schätzbarsten Stücke seines Nachlasses; und ohne dessen Benutzung möchte wohl dieser Biographie Vieles abgehn, was darin den Leser am meisten anspricht; denn das sind ohne Zweifel die charakteristischen Züge, welche der Meister selbst mit fester Hand zu seinem Portrait entworfen hat. Dem Biographen ließ er bloß das kleine Verdienst, sie zu einem vollständigen Bilde zu sammeln und zu ordnen.

Heiter und hoffnungsreich in ununterbrochener Geistesthätigkeit fand ich Wagnern am Schlusse des Jahres 1805 in Meiningen wieder, wo unsre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt gewesen, durch eine unerwartete Wendung sich aufs Neue vereinigten.

Der Wunsch meines bejahrten Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereis zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg schien von nun an vorgezeichnet; sein Ziel unverhüllt. Schon war ich ein glücklicher Gatte und Vater, keinen höheren Wunsch hegend, als in der Fortsetzung der einfachsten Lebensverhältnisse, in beschränkter, aber segenreicher Wirksamkeit, einst so den Lauf zu schließen, wie der väterliche Greis, der von seiner Gemeinde schmerzlich beweint und gewiß nimmer vergessen, am Charfreitage 1805 — am Todestage seines göttlichen Herrn und Meisters, den er in Lehre und Leben treu verkündet — einundachtzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. Welcher Sohn würde an meiner Stelle nicht auch gewünscht und gestrebt haben, so zu leben, um einst so sterben zu können!

Doch meine Bestimmung als Prediger sollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehn; denn bald nach seinem Tode erhielt ich höchstunerwartet von der allgemein verehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die Führung des jungen Herzogs Bernhard zu übernehmen.“

Nur nach schwerem Kampfe mit mir selbst, der in den Zweifeln über meine Tüchtigkeit zu solchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzusehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink. Das Freundes-Ideal der früheren Jahre, meinen Ernst, hatte ich, oder vielmehr: er hatte mich, ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verschiedenheit der Geschäfte, der lange Zeitraum der Trennung — besonders für jenes Alter bedeutend — hatten uns gegen einander allmählig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder.

Wagner war oft im herzoglichen Schlosse, um seines Geschäfts als Bibliothekar zu warten; seine Bibliothek war in der Nähe meiner Wohnung. Eine freie Stunde und ein einladender Wink des anwesenden Freundes führte mich oft an seine Seite, und manches heitre Gespräch führte uns in die schöne Vergangenheit zurück, worin Dichter so gern leben, um aus der „Quelle ewiger Jugend“ zu schöpfen, von welcher der niealternde „Fibelschütz“ mit herzinnigen Gefühlen sagt: „Es ist gewiß, daß sie uns schon auf dieser Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmlisches Rieseln. Ich habe sie nie anderswo gesucht, als in der Phantasie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor! Wie gemein und abgelebt all' mein Thun; wie fade und unlustig alle Zukunft! Wie tief saß der ganze Philister in der abgeschmacktesten spießbürgerlichsten Prosa da; — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und schwarze schmuzige Wüste; — alle irdische Dinge, Verhältnisse und Meinungen so verbraucht und längst abgedroschen wie leeres Stroh! Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens,

freundlich in mein Gemüth — weich und süß, aber so tief rührend und kräftig, daß mein dürstendes Herz vor dieser wunderbaren Frische erbebte und zu neuem jugendlichen Leben aufschauerte. Da sah ich hinüber in das Land der Seelen, und schaute den Quell der Verjüngung; und um seine ewig frischen Blumenränder spielten die Kinder der Unsterblichkeit. Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmlischen Wundersaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geschwellt!"

So fühlten wirs wohl Beide, wenn wir zum Fenster hintraten, wo sich eine freie, herrliche Aussicht ins Thal öffnete. Da zog vor unsern Blicken die Werra unter Bäumen und Buschwerk im grünen Wiesgrund hinab. Es war ja derselbe Fluß, an dessen Ufern wir, einige Meilen abwärts, einst so frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag nun schon hinter uns! Wie hatte sich nicht Alles verwandelt! Die dort so unbeachteten Pfarrsöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunst des Schicksals eine weit wichtigere Laufbahn eröffnet worden sei, als damals sich ahnen ließ. Der Eine bildete sich für die Förderung edler Kunstgenüsse, nicht bloß für sein kleines, sondern fürs große deutsche Vaterland, und sein Name ward schon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andere fühlte sich zwar beschränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamenkorn auszustreun, das reiche Früchte tragen könne für Tausende seiner Mitbürger. — Das Gefühl allgemeiner Wirksamkeit stimmt den Menschen feierlicher, ernster; ja, es läutert die Selbstliebe, daß sie sich zur Menschenliebe veredele. In diesem gemeinsamen Gefühl suchten sich die Hände zum festen Druck. Ein neuer ewiger Bund war geschlossen. In allem Wandel der Zeit und ihrer Ereignisse war ein fester Punkt geblieben, worin sich gleichsam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens sammelten — das Herz.

Und welch ein Herz hatte Wagner jetzt im vollen männlichen Alter für echte Freundschaft gewonnen! — Der allzukecke Uebermuth

jugendlichen Selbstgefühles war nun durch eine weise Mäßigung gemildert; die früheren, bisweilen allzuscharfen Spitzen sarkastischer Laune und satyrischer Spottlust, welche hier und da verwundeten, hatten jetzt mehr einer heiteren, niemals wehthuenden Ironie weichen müssen, und überall, wo er ansprechenden Geist und Sinn erkannte, zeigte er sich so innig theilnehmend, so zart empfänglich, so dankbar — nicht für die That allein, sondern schon für den guten Willen! Man konnte ihn einen Meister in der Kunst nennen, jeden störenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernst, in reine Harmonie umzustimmen. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, der schon früher nicht arm an treuen Freunden gewesen, derselben immer mehrere gewann. Einer muß jedoch vorzugsweise unter Allen genannt werden, der nun auch längst mit ihm im Lande der Seelen wieder vereinigt ist: August von Studnitz, S. Gothaischer Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von hervorstechendem Geiste, von vielseitigem gründlichen Wissen und tiefem Gefühl für Literatur und Kunst; — so lehrreich und anziehend in seiner Unterhaltung mit Gleichgestimmten, daß man sich bald an einige auffallende Sonderbarkeiten seines unaufhörlich regen Mienenspiels gewöhnte.

Studnitz hatte sich mit Wagnern auf der Akademie innigst verbrüdert, und von da an hatte dieser keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden, als ihn. An seinen August wendet er sich oft in seinen Schriften (so wie z. B. die sämmtlichen Briefe der „Reise in die Heimath" an ihn gerichtet sind), oder er meint ihn wenigstens oft, wenn er ihn auch nicht nennt.

Eine Stelle kann vor Allen das zarte, enge Seelenband anschaulich machen, welches die beiden Freunde verknüpfte. Ich entlehne sie aus einem Artikel des „historischen A B C," worin man beim Blick auf die Ueberschrift „Stehlen" freilich wohl diese tiefen Herzensergüsse nicht suchen würde. Der edle Fibelschütz fähret dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen also fort:

„Literarischen Diebstahles (wie man es fälschlich nennt) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken, die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich mit Gänsefüßchen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines besonderen Diebstahles erwähnen, der mich stets von Herzen erfreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der sich immer des treusten und bewunderswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken — wenn euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird — daß sie oft allein die seinigen waren; doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhn in süßer Wechsellust ausgetauscht hatten."

„August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und schrien gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei Wahnsinnige, oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa! — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder so mächtig auf den Zentralpunkt unserer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über

die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern — August! unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Goethe's Fischer:

„Sein Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß

selig lächelnd erwachtest?"

„O du guter sanfter Mensch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabst mir ja stets Alles was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir — ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu sein glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest es nicht mehr, daß sie die Deinigen waren — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?"

* *

Und wen rührte die Deinige nicht, herrlicher Ernst! wenn er dich in den obigen Worten so ganz, so lebendig erblickt, wie du schriebst, warst, fühltest, lebtest! Wer sollte nicht mir überzeugt sein, dein Genius würde die Welt noch mit manchem trefflichen Werk beschenkt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger bei uns, den Thalbewohnern, zu weilen; doch er sollte bald sich noch zu schöneren, heiligeren Höhen emporschwingen, als dir deine lieben Berge auf Erden darbieten konnten!

Schon in jene Zeit, wo sich, wie wir gesehn haben, Alles so günstig für ihn zu gestalten anfing, ertönte ein ferner leiser Ruf des

Todesengels, dessen Flügel von da an zwar langsam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauschte, bis er, sechs Jahre später, unsern Wagner seiner trostlosen Familie, seinen vielen Freunden und seinem großen Vaterlande entzog.

Dieses lange Siechthum mag ursprünglich wohl durch die oft übermäßigen körperlichen Anstrengungen, die sein früheres Amt von ihm forderte, veranlaßt worden sein. Nicht selten war zur Erntezeit starke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer gern mit eignen Augen beobachtende Oberaufseher mit einer so bedeutenden Gutswirthschaft vernachlässigte vermuthlich — auf seinen kraftvollen, noch von keiner Krankheit jemals angefochtenen Körperbau vertrauend — die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gegen schädliche Abkühlung. Er selbst suchte indeß weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Wassergraben, den ersten Keim seines Uebels. Er war bei jener Kraftanstrengung heftig zur Erde gestürzt, und der hervorragende Spahn eines kaum im Grase sichtbaren Weidenstockes hatte ihn empfindlich am unteren Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leises Wehthun zurück, welches indeß noch keine Besorgniß erweckte, da sichs allmählig ganz zu verlieren schien. Aber schon im ersten Jahre seines Meininger Aufenthalts machte Wagner die seltsame Entdeckung einer momentanen Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Füßen. Oft plötzlich, besonders im Abwärtsgehen von seinen fast täglich besuchten Bergen, wo er so gern weilte und dichtete, versagten ihm die Beine den Dienst, so daß er einige Male den gefährlichen Sturz nicht vermeiden konnte. Allmählig ward auch auf der Ebene der Gang langsamer und angestrengter; die Schritte glichen, besonders nach einiger Ermüdung, dem Wanken eines Betrunkenen. So wuchs die Krankheit unaufhaltsam heran, und dann blieb dem Arzte kein Zweifel zurück, daß er hier ein Uebel zu bekämpfen habe, welches selten der ärztlichen Kunst weicht: die Rückenmarksdarre genannt. Welche Heilmittel

blieben wohl unversucht! und welcher strengen Diät unterwarf sich der Leidende, — Er, der ohnehin in keinem Stücke zu den Unmäßigen gehörte! — Alles umsonst! Schien bisweilen auch ein neuversuchtes Mittel Hülfe zu versprechen, so erfüllte doch keines die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß er auf Gesundheit und langes Leben verzichten müsse, und er that es mit bewundernswerther Seelenstärke!

Von seiner Krankheit zu sprechen und über seine immer vermehrten Leiden zu klagen, vermied er geflissentlich. Sein Aeußeres verrieth nichts, so lange er in ruhender Stellung blieb. Er ward weder magerer, noch verlor sein Auge das geistvolle Feuer, oder seine Wange die frische Farbe. Im Gespräche stimmte er sich leicht heiter, ja scherzhaft und fröhlich. Mancher Durchreisende, der ihn als Schriftsteller lieb genug gewonnen hatte, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, verließ sein Arbeitsstübchen ohne zu ahnen, daß er so eben einen unheilbaren Kranken besucht habe.

Unter allen Entsagungen, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegte, hat ihn vielleicht keine tiefer geschmerzt, als der Verlust jener Genüsse, die er sonst bei weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchstreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein schwacher Ersatz dafür. Sein Pferdchen — ein alter geduldiger Schimmel, der fast bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, selbst bei unfreundlicher Witterung, hinaus in seine liebe Natur — seine echte Muse! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf diesem Spazierritt; zuweilen auch ein Freund — und für diesen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf seine Lieben herabsendete, welche ohne Sorgen lustig vor ihm herjubelten.

Die väterliche Erziehung — zwar auf die innigste Liebe, aber doch auch zugleich auf strenge pädagogische Regel gegründet — schien trefflichen Erfolg zu versprechen. Luise, die älteste Tochter, reifte in Anmuth zur schönen Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte — wie es denn in jener Periode schneller kräftiger Entwickelung immer

Noth thut — einer ernsteren Einwirkung und Leitung; doch gaben Geist und Leib erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Was den Vater vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß sich bei ihnen, fast ohne allen Unterricht im Zeichnen, ein vielversprechendes Kunsttalent zu entwickeln anfing, welches bei dem älteren Karl sich mehr auf das Landschaftliche richtete; Anton, der jüngere, kaum zehnjährige Knabe, erregte bald Aufsehn durch seine treffliche Anlage zum Portrait-Malen. Mit dem klaren kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geist hervorleuchtete, wußte er das Charakteristische der Gesichtsbildung rein aufzufassen, um sie mit flüchtiger, schon recht fest werdender Hand in Kreidezeichnung darzustellen. Erspähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm des Zeichnens werth schien, so war die Sache kurz abgethan. Ehe sichs der Eigenthümer der auserwählten Physiognomie versah, trat der kleine freundliche Künstler mit der Mappe unterm Arme herein und brachte sein Wort vor. Gewöhnlich schloß der Antrag mit dem wirksamen Zusatze: „mein Vater läßt Sie auch gar schön bitten, Sie möchten mir doch auf ein halbes Stündchen sitzen." Was war da viel einzuwenden? Man hieß das Meisterlein, das ohnehin allgemein beliebt war, freundlich willkommen; den Stuhl hatte er selbst schon zurecht gerückt, und Mancher setzte sich auf der Stelle gutmüthig hin, der vielleicht keinem andern Maler diese langweilige Gefälligkeit erzeigt hätte. Doch es ging schneller ab, als ers gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Grundzüge auf dem Papier, so packte er mit großer Bescheidenheit seine Studien in die Mappe, dankte höflich für die Bereitwilligkeit, und vollendete dann das Bild daheim für seine Sammlung.

Viele dieser Blätter haben sich noch erhalten, besonders hebt sein Bruder Karl eine Sammlung derselben zu seines Antons Andenken auf. Denn leider sollte auch diese schöne Knospe hienieden nicht zur vollen Blüthe aufbrechen! Anton folgte an einer unheilbaren Drüsenkrankheit, die in Abzehrung überging, dem vorangegangenen Vater

bald nach. Auch die traute Tochter Luise starb in der vollen Jugendblüthe (1825) als zärtliche Gattin und Mutter zu Salzungen, einer S. Meining'schen Landstadt, wo sie an einen wackern Prediger verheirathet war. — Wagner's schönste Hoffnungen hatten auf seinen Kindern geruht; in ihnen der Erde fortzuleben, war eine labende Aussicht an der Grenze seines irdischen Daseins, und sie wurde ihm durch keine trübe Ahnung verbittert, denn er sah die Geliebten um sich her kräftig aufblühen, während er langsam versiechen mußte.

Selbst für seine eigne Genesung wollte zuweilen ein Fünkchen der Hoffnung neu anglimmen, wenn etwa eine bisher unversuchte Arznei, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beschwören schien: allein der Erfolg bestätigte niemals die neuerregten Erwartungen, und bald gab es für den Patienten keinen wirksamen Zauberspruch mehr, den finstern Dämon zu verjagen, als geistige Beschäftigung in unablässiger Arbeit.

Die oben umständlicher erwähnten Werke beweisen hinlänglich die rastlose, sogar die heitere Thätigkeit seines Geistes und den ungehemmten Schwung der Phantasie, während der halbgelähmte Körper sich mühsam fortschleppen mußte.

Alles, was sich auf Kunst bezog, und ihre Fortschritte im Großen wie im Kleinen nur irgend zu fördern schien, gewährte ihm labende Erholung und ein wohlthätiges Vergessen so vieler, nun verbitterter Lebensgenüsse. Recht glücklich fand sich gerade damals in Meiningen eine große Liebhaberei für gesellschaftliche dramatische Unterhaltungen, zu welchen sich mehrere Theater=Freunde um so lieber vereinigten, da sie auf Wagner's Mitwirkung rechnen durften. Er übernahm es mit Freuden, die Wahl der Stücke leiten zu helfen, und die Hauptrollen der Mitspielenden recensirend zu überhören, wobei ihn Zeit und Mühe nicht reuete, wenn er sich nur zuletzt einer gelungenen Aufführung erfreuen konnte. Man hätte bei so günstigem Zusammentreffen der Verhältnisse sehnlich gewünscht, ein neues kleines,

den Kräften der Gesellschaft angemessenes, Schauspiel vom allgemein geehrten vaterländischen Dichter selbst auf die Bühne zu bringen; doch hier schien alle Ueberredungskunst zu scheitern; — vielleicht, weil das frühere Mißlingen im Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn eine unbesiegbare Abneigung gegen spätere Versuche erzeugte. Doch hatte er einmal (im J. 1808) den Bitten der Gesellschaft nachgegeben, und fast zugesagt, für den 17. December (den Geburtstag Herzog Bernhards) ein Schauspiel zu dichten; aber wenige Wochen vor der bestimmten Aufführung forderte er mich bei unserer Freundschaft auf, ihm diese Arbeit abzunehmen, da er den heftigsten Widerwillen gegen eine dramatische Komposition nicht zu überwinden vermöge. — Nur eine so kräftige Beschwörungsformel konnte mich zu einem Versuche zwingen, welcher (mit Ausnahme einiger kleinen, ascetischen, nur wenigen einheimischen Lesern gewidmeten Arbeiten) mein erster schriftstellerischer war. — So geringfügig diese Erwähnung dem Publikum sein mag, so wichtig ist sie mir, dessen ästhetische Fortbildung und vielfältige — oft so tröstende! — Genüsse wahrscheinlich allein von der Uebernahme jenes Freundschaftsdienstes abhingen. Ohne den ermunternden Beifall, welchen mein Freund dem so entstandenen Werklein schenkte, hätte ich mich wohl schwerlich jemals als ästhetischer Schriftsteller hervorgewagt. Seltsamer, vielleicht unverantwortlicher Weise hatte ich zum Stoff meines zweiaktigen Stückes eine Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue" gewählt, welches damals kurz vorher mit besonderer Liebe eingelernt und mit ausgezeichneter Wirkung gegeben worden war. Diese Wahl allein tadelte der Freund, und gewiß mit Recht *).

Nächst den theatralischen Erquickstunden behaupteten längst schon die musikalischen den ersten Rang. So lange es ihm bei der

---

*) Das kleine Schauspiel ist unter dem Titel „die Wiederkehr" in den Buchhandel gekommen. (Hildburghausen bei Kesselring 1809.)

vermehrten Schwierigkeit, Treppen zu ersteigen, nur irgend möglich war, versäumte er keine Konzertprobe im herzoglichen Schlosse, und sein feines Kennerurtheil leistete der Kapelle bei ihren Aufführungen treffliche Dienste. Auch da, wo in Beurtheilung eines Werkes sehr verschiedene Ansichten stattfanden, entschied gewöhnlich Wagner's Endurtheil; — z. B. bei der Beethoven'schen großen „heroischen Symphonie," wozu fast sämmtliche Geiger und Bläser in der ersten, nothwendig sehr unvollkommenen, Probe bedenklich den Kopf schüttelten, und geneigt waren, die Komposition für höchstexaltirt, und folglich für verfehlt, zu halten: nur Wagner erhob sich mit Enthusiasmus aus seinem Lauschwinkel, erklärend: „Dieß sei das größte und schönste Werk, welches in dieser Gattung jemals geliefert worden; und er gehe jede Wette ein, daß Alle nach der dritten Probe seiner Meinung sein würden." In der That behielt er Recht! Mitten unter dem Unvollkommenen, Fehlerhaften der ersten unvorbereiteten Aufführung hatte er den wahren inneren Gehalt glücklich herauszuhören verstanden.

Um sein tiefes Gefühl für jene edle Kunst genauer zu würdigen, muß man, außer so manchen, hier und da in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen und Schildereien (wie z. B. die der herrlichen Scene von Minellis Musik auf dem See im „Wilibald," und von Mathildens erstem Konzert) besonders auch sein „ABC" nachlesen. Da heißt es unter Anderem:

„Großer guter Gott! Mein halbes Leben war Gesang! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonien umherwandeln, und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern. O Vater! Wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonien — und vorzüglich die heroische, die ich

nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte — mir selbst ganz vollständig zu geben. Ja, noch mehr: ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie damit bekannt zu machen *). — So trage ich Haydn's ganze Schöpfung in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, wel=

---

*) In einer, sich übrigens sehr gütig und freundlich beweisenden Recension der „Briefe über den D. E. W." (s. Leipz. Lit. Zeit. 1827. Nr. 52.) bemerkt der geehrte Rec. zu der obigen Stelle: „Hier hätte der ... Herausgeber zugleich als Erklärer einer, aus dem Fibelschützen mitgetheilten Stelle auftreten sollen. Denn was Wag= ner in derselben von feinem musikalischen Talente sagt, ist so wunderbar, daß man es, ohne eine kleine Selbsttäuschung Wagner's anzunehmen, kaum glauben kann."

So aufgerufen, glaube ich allerdings über das bewundernswürdige musikalische Gedächtniß Wagner's ein bestätigendes Zeugniß hinzufügen zu müssen. Mehrere Mu= siker der Meininger Hofkapelle, welche zugleich Freunde des Dichters waren, könnten es bekräftigen, daß man ihm — selbst aus lange nicht gegebenen Symphonien, sobald sie nur seine Aufmerksamkeit hinlänglich in Anspruch genommen — nur einzelne Stel= len andeuten durfte, so gab er sogleich singend und pfeifend die richtige Folge. Sein seltenes Talent, mit völliger Beherrschung der Stimme, verschiedenartige musikalische Töne nachzubilden, so manche zusammenklingen zu lassen, unterstützte ihn bei diesem seltsamen Wiedergeben des Gehörten; wo Mittelstimmen charakteristisch hervortraten, wurden sie wenigstens angedeutet, und das Orchester in nuce gerieth bei solchen Aufführungen in solches Feuer, daß man es allerdings belächeln, mehr aber noch be= wundern mußte. Daß er dann selbst in lebendiger Phantasie die gedachte Musik vollständig hörte (gleich einem großen Komponisten während er sein Stück nieder= schreibt), läßt sich glauben; auch möchte das Kunststück seiner vollen Wirkung bei dem Kenner, sofern ihm jene Musik nicht fremd war, schwerlich verfehlt haben: daß aber bei dem Glauben des Dichters: „er vermöge selbst den, der sie noch nicht kannte, in Hinsicht der Harmonie damit bekannt zu machen" — eine leicht zu er= klärende Selbsttäuschung eingewirkt habe, getraue ich mir nicht, zu leugnen. Manche Phantasiebilder machten auf ihn einen so lebendigen tiefen Eindruck, daß er sie ohne Weiteres auch bei Andern, weniger Phantasiebegabten, voraussetzte. — Einen merk= würdigen Beleg hierzu liefert diejenige Beilage der „Reisen in die Heimath," welche überschrieben ist: „der Umlauf des Jahres;" — wozu vielleicht kein einziger Leser in seiner eignen Seele ein irgend entsprechendes Bild aufzufinden vermag.

Anm. des Herausg.

cher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Erinnerungen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Paukendienste verrichten. — Dabei muß ich anmerken, daß ich vom Chore „dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag — aus Rührung."

* *

Als die Besuche der Konzerte unterbleiben mußten, erkundigte er sich wenigstens fleißig nach dem Neuesten und Schönsten der damaligen Erzeugnisse großer Tondichter. Diese Erkundigungen führten eine mir unvergeßliche Stunde herbei.

Es war ein stiller milder Herbsttag, wo ich zufällig, als ich gerade Wagnern besuchte, ihm die prachtvolle Schönheit eines neueingeübten Beethoven'schen Werkes (der „Pastoralsymphonie,) rühmte, und so gut ichs vermochte beschrieb. „Ach Gott! seufzte er: könnt' ichs doch hören!" — „Und sollte das unmöglich sein?" erwiderte ich. „Der Schimmel bringt dich in den Schloßgarten unter die Fenster des Musiksaales. Werden diese geöffnet, so entgeht dir bei der stillen Luft gewiß selbst das leiseste Piano nicht. — „Ja! rief er freudig: so ists möglich!" und bestellte sogleich das treue Roß, während ich vorauseilte, um den Musikern die frohe Nachricht zu bringen: unser alter „Kunstfreund" höre ihnen im Garten zu. Alle liebten ihn und gaben sich nun um so mehr Mühe, so daß das unvergleichliche Stück fast noch mit größerem Fleiße, als selbst bei der Haupt-Aufführung im Hofkonzerte gegeben wurde. Ich stand am offenen Fenster und verständigte mich mit dem unten haltenden Reiter durch allerlei Winke über ausgezeichnete Stellen. Aber bald unterblieb auch dieses leise Gespräch; denn eine tiefe Rührung hatte sich

des entzückten Freundes bemeistert. Seine Thränen flossen reichlich — und wie hätte ich da noch die meinigen zurückhalten können! — Seine überströmenden Augen waren nach Osten, nach jener Gegend hingewendet, wo — nicht weit entfernt — der Friedhof lag. — So gab mir mein geliebter armer Freund das Bild eines dorthin heimkehrenden Pilgers, der jetzt nur noch eine kleine Weile auf der letzten Strecke des Weges anhielt, um noch etwas Schönes aus dem lichten, lieben Leben hinüber in die dunkle Nacht des Grabes mitzunehmen. — Es war die letzte große Musik, die er hörte! —

Aus des Dichters Begeisterung für die Kunst in jeder ihrer Richtungen, entwickelte sich eine Idee, die er mit steigendem Eifer verfolgte und allmählig zur liebsten Hoffnung ausbildete. Bei der sichern Aussicht auf ein kurzes Erdenleben wollte er nicht gern scheiden, ohne auch fürs größere Vaterland etwas recht Würdiges, dauernd Wohlthätiges in Anregung gebracht, und — so weit dieß vom einzelnen, in allen Mitteln beschränkten Privatmanne abhing — gestiftet und fest begründet zu haben; darum ergriff er als Kranker mit neuer Wärme den Plan, auf welchen er in den „reisenden Malern" hingedeutet, den er aber eigentlich noch weit früher in der Fülle seiner Jugendkraft erzeugt hatte: den Plan zur Gründung einer allgemeinen deutschen Kunstschule. Bereits im J. 1803 übergab er den Entwurf desselben einem seiner geehrtesten Gönner, und ein, dieser Zusendung bald folgender Brief ist wohl in jeder Hinsicht so bezeichnend für Wagner's edle Kräftigkeit, daß wir das Wesentlichste des Inhaltes hier mitzutheilen uns gedrungen fühlen:

„.... In der Hoffnung, daß vielleicht nunmehr mein Manuskript einiger gnädiger Blicke gewürdigt worden sei — daß also nun meine Idee, und zugleich der ganze Mensch (der hier, mit allen seinen Verzeiblichkeiten und Schwächen, von jener so unzertrennlich ist) offen vor den Kennerblicken daliege, möchte ich jetzt noch einmal alle jene geheimnißvolle Macht, womit ein Herz zu rühren und rührend zu

bitten vermag, aufbieten, um Ew. &c. hier gewiß alles vermögenden Schutz für mein Vornehmen, und das damit so nahe verwandte Glück meines Lebens zu erflehn. Ach, wohl möchte ich die tiefverborgensten Quellen unsres Sprachreichthumes aufsuchen; — die werthesten Momente aus Ihrer Kindheit, gnädiger Herr, möchte ich zu Hülfe rufen und die heiligen Bilder der Vergangenheit — ja, selbst das Geliebteste vom Leben, das schöne sanfte Bild Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, möchte ich um freundlichen Beistand beschwören, wenn ein Geist wie der Ihrige — bestechbar wäre!

Ueberlassen Sie mein kleines liebes Werk nicht dem verschlingenden Strome der Vergessenheit zum Raube! Sei auch der Bau meines Planes in Rücksicht auf äußere Bestimmtheit und auf das Technische noch mangelhaft, so wird er desto leichter auf jede wirkliche Stadt anzupassen sein. — Sei die Rechnung auf den Gemeingeist auch hier und da bei unsern kaltgewordenen Deutschen trüglich, so ist sie doch im Allgemeinen nach den vernünftigsten Resultaten der Menschenkunde gezogen, und muß also auch in der Summe sehr wenig fehlen. Wahrlich, unter dem Panier des Glaubens und der Beständigkeit rief schon mancher muthige Mensch zuletzt: c'étoit un songe, mais mon songe n'étoit pas mensonge! — Nur der schwere Anfang ist einzig der Obrigkeit möglich; — aber mit ihm ist auch zugleich jener unterirdische Zauberpilz gefunden, welcher Herzen und Seckel für die Kunst magisch erschließen wird."

„Möchten mir doch die Götter dieser Erde nur ein Weniges zur Fristung meines Lebens (damit der Rauch des eignen armen Herdes nicht zu früh versieche) und ein Jahr Zeit (zu Beendigung meines Kunststudiums, insoweit es noch zum Plane nöthig ist) gnädig gewähren; und meine echten deutschen Brüder würden gewiß mich dann nimmer — nimmermehr, wie Feigherzige, im Stiche lassen! Ihre Zahl ist ja vielleicht tausendmaltausend! — Noch blüht mein Leben in voller rauschender Kraft; und bis es ermattet, und bis der

letzte Hoffnungsquell mit der letzten Thräne um das unerreichbare Ziel versiecht, soll doch die Seele getreu und liebend nach jenem schönen Ziele ringen!

„Worte des Dankes, mein gnädiger Beschützer, sind Kinder der Armuth; aber das Herz kennt einen Reichthum, welchen nur Wünsche und Thränen aussprechen. Selbst die Kunst dankt nur in Gesängen und versinnlichten Gedanken; aber schon so macht sie das Leben ihrer Freunde zum blüthenvollen Tempe!"

* *

Dieser so lange vorbereitete Plan trat nun endlich im J. 1808 als Beilage zu den „Reisen in die Heimath" vollständig ans Licht. Im voranstehenden „Aufruf an alle Deutsche" sind treffliche Gedanken und Winke zerstreut; fast rührend für den Leser drückt sich darin der patriotische Eifer für deutschen Ruhm und für die Förderung der edlen Kunst in reiner, eindringlicher Herzenssprache aus. Das ganze Gebäude steht im Umrisse vollendet da, und es fehlet bloß noch — am Fonds für die Baukosten!

Enthusiastischen, phantasiereichen Menschen gilt das aus Erdenkoth heraufgewühlte Silber, ja selbst das „Lausegold" (wie es der liebe Dichter des allbekannten Weinliedes schimpft) so wenig, daß sie um die Herbeischaffung desselben sich nicht sonderlich kümmern, und ihre schwungreichen Plane durch den dummen trägen Mammon nicht stören lassen wollen. „Wie?" fragte der für seine Idee Begeisterte: „Es sollten im großen deutschen Vaterlande nicht wenigstens hunderttausend Männer leben, die für edle gemeinsame Zwecke nicht gern ein Paar Thaler aufzuopfern bereit wären? — Gewiß hat es bis jetzt bloß am ersten kräftigen Anstoß gefehlt! Laßt uns in Gottes Namen den Versuch machen; es muß gelingen!"

Die vertrauteren Freunde schüttelten dazu theils bedenklich den Kopf, theils riethen sie geradezu ab *); ja Manche fanden schon in der Idee des Planes etwas Krankhaftes: doch Wagner ließ sichs nicht irren! Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, suchte er das allgemeine Bekanntwerden des Vorschlages zu bewirken.

Es fehlte Anfangs nicht an Männern von Gewicht, welche, von dem Großartigen der Idee ergriffen, den Dichter darin bestärkten. Selbst einer der ausgezeichnetsten von Deutschlands echten Bürgern und Schriftstellern trug vielleicht dazu durch seine belobenden Briefe (die wir in den „Mittheilungen" unter Nr. V. liefern), nicht wenig bei. Im dritten dieser Briefe (17. Dec. 1809) ließ der wackre Mann auf „baldige erfreuliche Nachricht" hoffen; allein sie wurde zu einer späten, ziemlich unerfreulichen. Sie erfolgte erst im November 1810; also am Ende eines Jahres, wo Preußens König und Volk einen großen Verlust betrauern mußten. Und so wie in Berlin für den Kunstschulplan nichts geschehen und nichts zu hoffen war, so verhielt sichs allenthalben. Machten auch einige Fürsten (vor Allen der kunstliebende Dalberg) Miene, sich der Sache thätig anzunehmen; gingen sogar einige einzelne Geldbeiträge vorläufig schon ein: so war doch in der öffentlichen Theilnahme weder Allgemeinheit, noch Kraft und Nachdruck zu erkennen, bis zuletzt nur noch des armen Wagners Stimme, wie die des Predigers in der Wüste, allein ertönte, und nirgends Erwiederung fand. Da konnte der brave Kunstfreund, der auf die großartigen Gesinnungen seines Volkes mehr, als schicklich war, gerechnet hatte, sichs nicht länger verhehlen, daß die „Kopfschüttler und Achselzucker" denn doch Recht behielten. Er lernte einsehen, daß es einem armen deutschen Dichter nicht gezieme, den mächtigen,

---

*) Manche, den Kunstschulplan betreffende inhaltreiche Bemerkungen findet man in den gesammelten Briefen der „Mittheilungen aus Wagner's Nachlaß."

hochmüthigen, metallherzigen Götzen der Welt mit seinem papiernen Zauberstab herbeiwinken und bannen zu wollen. Weniger das Bedauern seiner dargebrachten Opfer, als ein gewisses Schämen und Bereuen des sichtbaren Mißgriffs in der Beurtheilung der deutschen Millionen, so wie in der ganzen Berechnung seines Baurisses, verbitterten ihm manche schöne Stunde. Wenn er sich in der genialen Einleitung zum „Fibelschütz" mit humoristischer Scherzhaftigkeit darüber herausläßt, so blickt gleichwohl die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Eine seltsame Wendung der Sache legte ihm einen wohlthuenden Dank da auf, wo die gehoffte allgemeine Theilnahme für die Kunst sich in einzelne Geschenke für ihn auflös'te. —

Kaum war „Ferdinand Miller" beendigt und „Isidora" ziemlich weit vorgerückt, als Wagner schon wieder zwei neue Werke begann. Das Eine, „Thalheim, ein Roman," ward zwar nicht bis zum Schlusse, aber doch wenigstens bis zu einem Punkte fortgeführt, wo sich eine Uebersicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge desselben — obgleich hier und dort nur flüchtig entworfen — sind dennoch scharf und kenntlich genug angegeben; die Fabel ist anziehend; die Ausführung bietet feine psychologische Entwickelungen ungewöhnlicher Lebensverhältnisse dar; so daß es dem Herausgeber nicht wohl zu verzeihen gewesen sein würde, wenn er dieser letzten romantischen Arbeit nur obenhin hätte erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umrissen aufstellen wollen. — Dieß geschah in den früher erschienenen „Briefen über den Dichter E. Wagner." Es hat aber das Fragment, selbst in dieser Gestalt so viel Theilnahme erregt, daß es nunmehr in den angefügten „Mittheilungen" (unter Nr. II.) vollständiger gegeben werden darf.

Die Schwierigkeit leuchtet ein, in die Robinsonade — einen so vielfach benutzten, ja fast abgenutzten, Stoff — noch jetzt neu anziehende Kraft zu legen, und man fühlet um so mehr mit Vergnügen,

daß die Aufgabe geistreich gelös't worden sei. Ein gewisses sorgfältiges Ausmalen kleiner Umstände und Ereignisse hielt der Verfasser mit Recht gerade für diese Gattung der Erzählung unerlaßlich. Leser, welche sich noch der reizenden Unterhaltung bei ihrem alten Robinson Krusoe lebhaft erinnern, werden auch bei unserm Robinson Thalheim manche umständliche Schilderungen aus dem Nothstande des von der Welt Abgeschiedenen nicht mit der gewöhnlichen breiten Romanen-Langweile verwechseln, und am Schlusse des Bruchstückes gern gestehn, der Dichter habe sich weder in der Wahl seines Gegenstandes vergriffen, noch auch würde er in der Behandlungsweise desselben hinter seinen früheren Leistungen weit zurückgeblieben sein, wenn er das Ganze hätte vollenden dürfen.

Wenn Wagner diese Robinsonade mehr als ein leichtes Erholungsspielchen der Phantasie betrachtete, so widmete er einem andern unternommenen Werke desto größeren Ernst; — einem Werke, welches unter den übrigen am meisten geeignet sein dürfte, die damals vorherrschende Stimmung seines Gemüthes zu bezeugen. Unter dem einfachen Titel: „Jesus von Nazareth" wollte er nämlich eine treue Zusammenstellung der evangelischen Geschichtsbücher versuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetsten Theologen. So z. B. wendete er sich gleich Anfangs an den ehrwürdigen Griesbach in Jena, der ihn auch, nach der Durchsicht einzelner Probestücke, mit aufrichtiger Anerkennung zur Fortsetzung ermunterte.

Ohne Zweifel war diese Schrift, in Beziehung auf ihren Verfasser, bei weitem die wichtigste, die ihm aus der Feder — oder wie ich eigentlich sagen sollte — aus dem Herzen geflossen war. Als er nun täglich jene heiligen Schriften vor Augen hatte, um den erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen — da schien ihm erst das rechte Licht über den Reichthum ihres uner-

schöpflichen Schatzes rein aufzugehn! Als Dichter, protestantischen Glaubens, d. h. dem blinden entsagend — war er doch der Versuchung vieler Gleichgestimmten unsrer romantischen Zeit nicht ganz entronnen; — der Katholicismus schimmerte ihm, nach seiner glänzenden Außenseite, von einer gewissen poetischen Ferne her entgegen; und diese kleine Verirrung der Phantasie wird der Kenner besonders in seiner „Reise in die Heimath" hier und da ahnen müssen. Dagegen gab es gewiß keine vollständigere Kur, als ein ernstes fortgesetztes Studium des Evangeliums! Wie vollkommen er sich geheilt fühlte, das beweisen die letzten Zeilen, die er gedichtet, und mit welchen wir dieses ganze Werk am würdigsten zu schließen meinten. (S. den Schluß von Nr. VI. der „Mittheilungen.")

Das göttliche Wort: „Suchet, so werdet ihr finden" bewährte sich bei ihm auf das Herrlichste. Von allen Freunden, die in der Folge während seiner peinlichen Krankheit die stille Geduld, unwandelbare Sanftmuth, Besonnenheit und Geistesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es nur Einzelne, welche es wußten, wie unendlich viel er in dieser Hinsicht seinem „Jesus von Nazareth" verdanke.

Die einzelnen Abschnitte der heiligen Erzählung theilte der Verfasser von Zeit zu Zeit einigen Gelehrten und Freunden mit, welche dem Verlangen: das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, freudig entsprachen.

Das unvollendete Buch blieb zuletzt in den Händen eines Mannes, von welchem wir vor Allen einige nähere Kunde einzuschalten haben; theils um seines eigenthümlichen Werthes, theils um der innigen Freundschaft Willen, mit welcher Wagner in seinen letzten Lebensjahren ihm ergeben war.

Der Freiherr Chr. von Truchseß, ehemaliger kurhessischer Major, gehörte zwar zu Wagner's späteren Bekannten, bald aber zu

seinen Geliebtesten auf Erden. In ihm that sich die Biederkeit und Kraft des echten alten Ritterthumes einem Jeden unverkennbar kund, der die hohe, breitschulterige, kernfeste Gestalt mit den Idealen der Ritterzeit, z. B. eines Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen 2c. verglich. Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen, wie zu handeln; — ein gerades, gesundes, unbestechbares Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; — ein großartiger Sinn, nach welchem er den Geringsten Achtung bewies, wenn er sich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte — im Gegentheil aber auch den Vornehmsten verachtend mied, sobald er die heiligen Forderungen der Humanität unerfüllt ließ; — eine höchsteinfache, herzliche Umgänglichkeit, wodurch er alle gemüthliche Menschen, die sich seinem Kreise näherten, unwiderstehlich in denselben hineinzog, um ihre Herzen sich auf ewig zu gewinnen; — freie Selbständigkeit des Geistes, Festigkeit der Grundsätze, gebaut auf religiöse und reinsittliche Ueberzeugungen; eine kunstsinnige Liebe für die gelungensten Geisteserzeugnisse deutscher Schriftsteller, verbunden mit einer, sich selbst richtig leitenden Wahl und mit geläutertem Geschmack bei ihrem Genuß: — alles dieses sind Eigenschaften, wie sie wohl nicht häufig sich in Einem Manne vereinigt finden möchten!

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte Truchseß einen Rittersitz seiner Ahnen, die Bettenburg, im K. Baiern'schen U. Mainkreise gelegen. Ein Haus von alterthümlichem Aussehen, aber recht wohnlich eingerichtet, und besonders von diesem Bewohner im Innern sinnig und geschmackvoll ausgeschmückt. Doch bleibt der schönste Schmuck seines Schlosses die unvergleichliche umliegende Gegend. Schon die hohe Lage auf dem Vorsprung eines Waldgebirgs bietet den reizendsten Fernblick in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin; nicht minder ansprechend ist die schöne Nähe; denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchseß die Umgebung des Schlosses zu

einem großen Garten umgeschaffen, worin Schönheit und Nutzbarkeit immer in Gemeinschaft berücksichtigt, und keine über der andern vernachlässigt worden. — Den meisten deutschen Pomologen ist der Name Bettenburg nicht fremd; eine der vorzüglichsten Pflanzschulen, besonders für die mannigfaltigsten Kirschen-Arten, hat ihn berühmt gemacht; so wie auch der fleißige Pfleger dieser herrlichen Anlage gerade über jenen schwierig zu bearbeitenden Theil des Obstbaues das reichhaltigste und gründlichste, überall auf sorgfältige vieljährige Erfahrung gebaute Werk geliefert hat.*)

Die Burg des edlen Ritters war viel besucht; — eines jener guten Häuser, die des herausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäste hineinzulocken. Lästig wurden allerdings dem gutmüthigen Wirthe gar manche dieser Besuche: dagegen aber fand er sich wieder reichlich entschädigt durch wahren Seelengenuß, so oft Menschen nach seinem Sinn und Herzen bei ihm einkehrten.

Ernst Wagner hätte außer „Wilibalds Ansichten des Lebens" kein anderes Buch mehr zu schreiben gebraucht, um sich diesen geschmackvollen enthusiastischen Freund der schöngeistigen Literatur für immer zu gewinnen. Jener Roman hatte ihn so sehr angesprochen, daß er ihn ohne Weiteres für den besten erklärte, den er jemals gelesen, und von nun an sehnte er sich auch nach des Dichters persönlicher Bekanntschaft. Meiningen war ihm längst ein lieber Ort gewesen, theils weil zwischen dem Herzog Georg und ihm ein festes Band wechselseitiger Achtung und Freundschaft geknüpft gewesen,

*) Der Freiherr von Truchseß hatte Jahre lang an diesem Werke gearbeitet, mußte aber zuletzt, da seine Augen an der beginnenden Staarkrankheit immer mehr litten, die Herausgabe durch einen sachkundigen Freund, den Pfarrer Heim besorgen lassen. Es ist im Jahre 1820 im Cotta'schen Verlage erschienen, und von Kennern als klassisch in seiner Art anerkannt worden.

theils auch weil er zuweilen einen seiner vertrautesten Jugendfreunde, den Staatsminister von Könitz, dort besuchte. So machte sich denn auch Wagner's Bekanntschaft leicht, und dieser war entzückt vom neuen Bekannten.

„Er ist ein Mann: — nimm Alles nur in Allem!
Ich habe seines Gleichen nicht gesehn!"

antwortete mir Wagner aus dem Hamlet, als ich — der Truchseß früher gekannt — ihm sein Urtheil abforderte. Bald ward nun ein Besuch auf Bettenburg verabredet. Wagner machte die Reise in Gesellschaft des jungen Herzogs Bernhard mit mir, dem Führer desselben, und einigen kleinen Spielgesellen*). Dieser Ausflug, dessen in mehreren Briefen der „Mittheilungen" erwähnt wird, gehörte ohne Zweifel zu den schönsten Genüssen von Wagner's letzten Lebensjahren!

Wir zogen am heitersten Tage eines ungemein freundlichen Frühlings (1808) von Meiningen aus, und schon der Weg selbst entzückte uns, wie vielmehr sein Ziel! Das Angenehme der Fahrt durch lauter saftgrüne, von Buchenwäldern umkränzte Wiesengründe hin, die jetzt ihre vielfarbigen Blümchen eilig aufthaten; die würzig frische Mailuft; die traulichen, mit Scherz und Ernst wechselnden Gespräche; der Reisejubel unsrer jungen Gefährten, — und dazu die Erwartung eines mehrtägigen Aufenthaltes bei unserm würdigen Freunde, der — wir durften es glauben — unsrer Ankunft sehnend entgegensah: das Alles machte uns unbeschreiblich glücklich auf unsrem Hinwege. War nur das Beschwerliche des Ein- und Aussteigens — unvermeidlich anstrengend für Wagner's unbeholfenen Zustand — jedesmal erst

*) Unter diesen war der kleine Anton Wagner, den die Leser vielleicht schon lieb gewonnen haben. Es war des holden Knaben erste bedeutende Reise und daher sein Entzücken grenzenlos.

überwunden, dann stimmte sich in Kurzem die Unterhaltung wieder heiter, und Ernst vergaß aller Leiden so vollkommen, daß er uns bald durch die anmuthigsten Erzählungen ergötzte, bald durch die gründlichsten Späße zu lautem Lachen reizte.

Die Genüsse unseres Bettenburger Aufenthaltes übertrafen die gehegten Erwartungen noch weit. In diesem edeln Hause fügte sich Alles sogleich in eine gewisse regelrechte Ordnung, durch welche der Gast schon in den ersten Stunden in seiner Heimath zu sein glaubte. Der ganze Vormittag blieb unsrer freien Verwendung anheimgegeben. Jeder that nach seinem Gelüste. Wagner ließ sich gewöhnlich in den Garten herabführen, und blieb dort, mit der Schreibtafel in der Hand, am liebsten allein; ich durchstreifte Feld und Wald, oder stöberte in der trefflichen Bibliothek umher; unser ehrwürdiger Hausherr besorgte seine Geschäfte und bedeutende Korrespondenz*); die jungen Freunde aber hatten mehr zu thun, zu laufen, zu sprechen und zu veranstalten, als wir Alle. Ein einfaches, aber köstliches Mahl vereinigte uns endlich, und der ganze übrige Tag trennte uns nicht wieder. Ein Gespräch über Literatur war unserm Wirth der köstlichste Nachtisch; eine schöne Erinnerung poetischer Genüsse verdrängte die andere, und nicht selten mußte aus dem reichen Bücherschatze des Freiherrn auf der Stelle etwas eben Besprochenes herbeigeholt werden, zu erhöhtem gemeinsamen Genuß. Gegen den Abend hin gabs gewöhnlich einen Spaziergang durch die anmuthigen Pflanzungen des lieben Gärtners, wobei uns Ernst auf einem verständigen, geduldigen Rößlein begleitete, welches man mit großer Sorgfalt

---

*) Außer dem Vergnügen, gute deutsche Schriftsteller zu lesen, kannte Truchseß kein größeres, als an sie zu schreiben. So stand er unter andern in Briefwechsel mit H. Voß, Rochlitz, von Houwald, La Motte Fouqué und mehreren befreundeten Dichtern. Fr. Rückert war in seinem Hause immer ein willkommener, oft wiederkehrender Gast.

für ihn ausgesucht hatte. Es bewährte aber auch vollkommen das Vertrauen, dessen es nach langen Dienstjahren gewürdigt worden; denn nur wenige Pferde möchten bei dem schreckhaften Unfall, der uns auf einem unsrer Spaziergänge betraf, gleiche Ruhe und Besonnenheit bewiesen haben! Es war nämlich im Park des Schlosses eine tiefe Waldschlucht von einer Holzbrücke überbaut, welche zu einem schauerlich schönen Plätzchen, zur sogenannten Todtenkapelle, hinüberführte. Die Namen aller hingeschiedenen Freunde hatte der Stifter dort auf Denktafeln eingeschrieben und weihte im einfach verzierten, von hohen Bäumen dichtüberschatteten Raume zuweilen eine ernste Stunde der Erinnerung an so vieles Erlebte, — Genossеen, — Verlorne. Schon das Herzunah'n zu diesem geweihten Tempelchen, dessen Eingang der Genius mit umgekehrter Fackel bewachte, bereitete eine feierliche Stimmung vor, so daß wir Alle schweigend hinter einander herzogen. Unser Führer hatte zwar die Haltbarkeit der Brücke geprüft, gleichwohl aber den alten Birkenpfählen, über welche jetzt zum ersten Male ein Pferd schreiten sollte, allzuviel getraut; denn als der kniesteife Reiter mitten darauf war, brachen einige morschgewordene Hölzer; des Pferdes Vorderfuß trat durch — uns Allen entfuhr ein Schrei des Erschreckens: aber das brave Thier kam nicht aus dem Gleichgewicht, — zog behutsam den Fuß aus der Spalte, und schritt dann vollends so schnell und sicher hinüber, als hätte es weniger die Größe der Gefahr, als den unschätzbaren Werth seiner Bürde geahnet.

Welch' ein Schreck; aber auch welches Entzücken! Der gerettete Dichter, glücklich am Tempel angelangt, blickte uns mit einem eignen Lächeln an, und klopfte dankbar den Hals seines treuen Pferdes. — Uns Alle, die lieben Knaben nicht ausgenommen, überwältigte die Rührung, und kein Auge blieb trocken, als wir nun Hand in Hand vor den schwarzen Marmortafeln standen, von welchen uns aus einer Reihe unvergeßlicher Namenszüge auch die des Herzogs Georg in

goldner Schrift entgegenglänzten. „Nicht bloß, weil er ein guter Fürst, sondern weil er ein trefflicher Mensch war, steht sein Name hier!" sagte der hochherzige Truchseß. —

Die schönen, idyllenartig verlebten Tage schwanden uns viel zu schnell! Unser Freund schied mit der festen Ueberzeugung, auch sein Name werde bald auf jenen dunkeln Tafeln der Erinnerung stehen.

Die Hoffnung eines zweiten Besuches der Bettenburg ging nicht in Erfüllung. Zum Troste kam bisweilen der liebe Burgherr zu seinen, immer auf ihn harrenden Freunden nach Meiningen. Das Verhältniß zwischen ihm und Wagnern wurde von da an immer inniger, bis zum brüderlichen „Du." — Er schrieb nichts mehr, ohne es vor allen seinem Bettenburger Freunde mitzutheilen; und sein Urtheil wog ihm viele andre auf. So war Er auch im Besitz des oben erwähnten unvollendeten Werkes: „Jesus von Nazareth" geblieben; und erst vier Jahre nach Ws. Tode erhob sich unter seinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Berücksichtigung der beigefügten, von H. Voß zusammengestellten Anmerkungen dem Werke die letzte Feile geben solle, die der Vf. selbst noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu übergeben?"

Unter meinen Papieren findet sich ein Brief an Truchseß, den ich in den „Mittheilungen" (unter Nr. V. 15.) deßhalb unabgekürzt aufgenommen habe, weil er meine Ueberzeugung auch gegenwärtig noch ausspricht.

Es folgten auf diesen Brief mehrere Verhandlungen des Gegenstandes; aber das Resultat neigte sich dahin: „Wagners Mspt. sei in der gegenwärtigen Gestalt, dem Willen des Verstorbenen gemäß, nicht bekannt zu machen; sondern es müßten zuvor die gesammelten Bemerkungen benutzt, und wo möglich das Ganze vollendet werden."

— Das Mſpt. iſt nämlich noch nicht bis zum Beginn der Leidensgeſchichte des Heilandes durchgeführt.

Von den Freunden trug jeder Bedenken, es abzuändern und zu vollenden; ſo blieb es zurückgelegt bis jetzt, wo ich von Wagners Vertrauteren noch allein, — wenigſtens abgetrennt von den Wenigen ſtehe, die in der Ferne leben. Ich darf es daher um ſo weniger wagen, dem Wunſche der hingeſchiedenen Freunde entgegen zu handeln; und ſo mag denn jene ehrwürdige Reliquie aus Ws. Nachlaß nur für ſeine Hinterlaſſenen ein erbauliches Andenken bleiben. Das Ganze iſt ſo geſtaltet, daß man nur ungern daran ändern, eigne oder fremde Meinungen hineinſtümpern mag. Am allerwenigſten getraue ich mir, bei dieſem Werke zu verbeſſern, was mein Freund entworfen, — oder zu vollenden, was Er begonnen hat. Nur einige Bruchſtücke des Mſpts. glaube ich, zur Bezeichnung der Darſtellungsweiſe, den Leſern ſchuldig zu ſein, und gebe ſie daher in den „Mittheilungen.“ (S. die Beilage zu Nr. V.)

Wir kehren von des Dichters unvollendeten Werken zu ſeinem vollendeten Leben zurück. — Denn glauben wir, der Sterbliche habe dann das Ziel ſeines irdiſchen Daſeins erreicht, wann ſeine Gefühle und Triebe geläutert, — ſeine Kräfte durch Anſtrengung, Opfer und Leiden der Zeitlichkeit geübt und geſtärkt, — ſeine edleren geiſtigen Anlagen ausgebildet und auf das Göttliche, Ewige hingelenkt worden ſind: — ſo dürfen wir allerdings das Erdenleben unſeres Freundes, obwohl es im vollen männlichen Alter ſchloß, dennoch für vollendet halten, zu unſerm Troſte!

Sein körperliches Siechthum ward ſtets bemerkbarer. Die ſo nothwendige Bewegung des Reitens hatte aufgehört, ſeit es dem Kranken nicht mehr möglich war, ſeinen alten treuen Schimmel zu

besteigen. Nur nothdürftig ersetzte diesen empfindlichen Mangel die Fahrt im Wagen; aber auch dabei war das Ein- und Aussteigen mit großer Anstrengung verknüpft. Eine nicht hohe Treppe hinanzusteigen, kostete ihm fast eine halbe Stunde Zeit; auf den letzten Stufen zitterte er vor Ermattung und der Schweiß floß ihm von der Stirne. Wie vieles mußte er sich nun abermals versagen, was ihn bisher noch erquickt hatte! An Besuche bei seinen Freunden war gar nicht mehr zu denken; die kleinen Spazierfahrten zeigten ihm nur die lieben Berge von ferne, wo er sonst so glücklich gewesen war; selbst das Schreiben fing an, öfter beschwerlich zu werden. Gleichwohl hofften die Seinigen, daß er in diesem bedauernswürdigen Zustande noch Jahre lang ausdauern könne; und ihre Hoffnungen wären vielleicht erfüllt worden, hätte sich nicht am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit dem älteren Uebel beigesellt. Von diesem traurigen Ereigniß giebt seine geliebte Tochter Luise dem Herrn v. Truchseß in folgendem Briefe Nachricht:

Den 17. Dec. 1811.

Wir lieben Sie Alle so herzlich und sind von Ihrem Schreiben so sehr gerührt, daß wir zu Ihnen nicht anders, als wie Kinder zu ihrem lieben Vater zu sprechen wissen, und hoffen auf Verzeihung.

Nun wollen wir Ihnen ganz treu des Arztes Meinung, unsers Vaters Gefühl und seine Krankheit berichten. Es ist ein Nervenfieber, welches mit heftigem Rheumatismus anfing. Gleich in den ersten Tagen fühlte unser Vater, daß er sterben würde; da er aber den gefährlichen dreizehnten Tag überlebt hatte, und jedermann sagte, daß der Kranke sich bei solchen Fiebern immer schlechter fühle, als es wirklich sei, so faßten wir wieder Hoffnung, besonders als es mit jedem Tage etwas besser ging.

Nun ist aber ein sehr übler Umstand hinzugekommen; der Kranke hat sich nämlich wund gelegen und leidet daran die fürchterlichsten

Schmerzen. Es sind schon einige tiefe Wunden da, und sogar eine brandartige, welche schwer zu heilen ist, da er schlechterdings in keine andere Lage gebracht werden kann. Heute glaubt der Vater fester als je, daß er seiner von ihm sehnlichst gewünschten Auflösung nahe sei.

Ach, gnädigster Herr! Wenn man sieht, was er leidet, und wie himmlisch gut und geduldig er dabei ist, glaubt man sein Besseres schon im Himmel und stimmt in seine Wünsche ein. — Der Doktor meint, daß er wieder auf dem Wege der Besserung sei, und daß sich nach und nach Alles heben werde rc.

In der That war es den Bemühungen des geschickten Arztes, Dr. Jahn (auch als ärztlicher Schriftsteller rühmlich bekannt), gelungen, die Kraft des Fiebers zu brechen; allein der Zustand des Kranken blieb gleichwohl in trauriger Hülflosigkeit. Die Schmerzen an den wund gewordnen Stellen mußten ihm, bei der fast unbeweglichen Steifigkeit des sehr fleischigen Körpers, große Qualen verursachen, welche sich aber fast nur durch leise Seufzer aussprachen. Männlicher, christlicher, als Er, kann kein Leidender dulden!

Selbst in der letzten Zeit schien bisweilen noch die Hoffnung einigen Raum zu gewinnen, wie sie sich in einem der folgenden Briefe Luisen's an Truchseß äußert:

„Schreiben und lesen kann unser Vater noch nicht, doch grüßt er Sie mit einem Seufzer. Arzt und Chirurgus finden die Wunde besser aussehend; die Schmerzen sind vermindert."

„In der vergangenen Nacht hatte er einen, für ihn und uns so schönen Traum! Es träumte ihn, seine Wunden wären ganz heil und er könne sich leicht herüber und hinüber bewegen, und ruhte so sanft. Ach, wollte doch Gott, daß dieser Traum bald in Erfüllung ginge! rc."

Den letzten Brief der guten Tochter vom 13. Januar 1812 theilen wir ebenfalls mit, da sich in der kindlich einfachen Sprache desselben das schöne Gemüth dieser früh Vollendeten auf eine rührende Weise ausspricht.

„Seit langer Zeit habe ich keine so herzliche Freude gehabt, als über Ihren freundlichen Vorwurf, daß ich Sie nicht hätte grüßen lassen; denn ich sah daraus, daß Sie sich meiner noch erinnern. Es fiel mir zwar neulich nicht ein, Ihnen etwas sagen zu lassen; aber dabei war mirs doch, als stände der Freund meines Vaters vor mir, und bemerkte es, wie ich ihm danken wollte und keine Worte zu finden wüßte für die treue Liebe und Theilnahme an meinem geliebten Vater, die sich in den schönen Briefen an meine Brüder ausspricht."

„Leider können wir noch immer nicht sagen, daß es besser mit dem Vater gehe. Aller Anstrengung ist es noch nicht gelungen, die Wunden völlig zu heilen; doch wirds ja mit Gottes Hülfe endlich gut werden! Könnte der Vater nur erst das Bette verlassen! Daran verhindert ihn aber die große Schwäche und die Geschwulst an den Beinen. Wenn die Schmerzen nachlassen, ist er immer sehr heiter, und dann läßt er sich zuweilen einen Brief von seinen Freunden vorlesen. Den letzten von Ihnen hat er mit großer Rührung angehört und den Brüdern aufgetragen, Sie zu grüßen."

„Wenn unser ganzes Leben aus lauter Dank bestände, so könnten wir doch der engelguten Antonie nicht vergelten, was sie an uns gethan, wie treulich sie uns beigestanden hat. Seit ungefähr vier Wochen hat sie aber selbst viel Plage, weil die kleine Karoline, die sie erzieht, krank ist."

„Bisher schrieb ich Ihnen, Gott weiß wie ungern! lauter Unangenehmes; vielleicht freut es Sie, nun zu hören, daß meine Brüder fortfahren, Fortschritte im Zeichnen und Malen zu machen. Anton setzt jetzt die Raphaelische Madonna della Sedia in Pastell,

und es geräth recht gut; dabei kopirt er das schöne Bild der Königin von Preußen für die Frau Herzogin, und der Maler Schröder ist damit zufrieden. Auch Karl bessert sich jetzt, besonders im Erfinden der Landschaften und malt sie in Oel. Es ist nur Schade, daß er hierin so ganz ohne Unterricht ist!"

„Leben Sie tausendmal wohl!"

Die Freundin, deren Luise im voranstehenden Briefe gedenkt, und deren vollständigen Namen wir, bei dem Andenken an die stille Bescheidenheit dieser edlen Seele, ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht niederzuschreiben wagen, — harrte aus bis ans Ende, welches sich von da an unverkennbar näherte. Aber auch Luise war, nächst der Mutter, als treue, fast sich aufopfernde Pflegerin für den Leidenden ein Engel. So nannte er sie auch stets, und „Engel!" war sein letztes leises Wort. —

Unter den Thränen, welche am Morgen nach der Nacht des 28. Februars über die schnell verbreitete Nachricht von Ernst Wagner's Hinscheiden geflossen sind, waren vielleicht auch einige des Dankes, dem ewigen Befreier geweiht! Denn da, wo die Leiden der Erde so herb und unabläßig drücken, wird das Versinken in ihre Gräber zu einem errungenen Sieg, und die dunkle Pforte zum Triumphthor der befreiten Seele.

Des Freundes eigne Worte mögen hier schließen:

„So tritt denn hervor, du gute stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet. Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur!"

„Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz= und scheibenförmig in,

und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie Einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Welt anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmählig mit und aus dem Leben emporwächst, und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt; — aber ein Schirm über allem Lebendigen; ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. — Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl."

„Breite denn auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Male schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! — Nie habe ich unmenschlich dich gerufen; nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters! Er will — und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!"

* * *

In der Nähe des herzoglichen Parkes, wo Wagner oft gewandelt; dicht am reizenden Garten, welcher das Haus seiner fürstlichen Wohlthäterin umgiebt, schläft unser Freund in einem nun schon längst eingesunkenen Grabe.

Dort weilte vor einigen Jahren ein durchreisender Dichter, der edle Matthisson, und gedachte des Vollendeten bei dem sich öffnen-

den Blick auf den stillen Friedhof. In sein Tagebuch schrieb er die herzlichen Worte, in welche so mancher Leser einstimmen wird:

„Ein schlummre in Frieden! riefen wir zur Grabstätte „Ernst Wagner's hinüber, dem ich so gern im Leben hätte begegnen „mögen! Denn oft erhoben seine Bücher meinen Geist und erwärmten „mein Herz. Unser Vaterland hat wenige Männer zu verlieren, „welche, wie Er that, für den Genuß der spätesten Nachwelt mit der „Emsigkeit hinarbeiten, als wäre schon Morgen der Tag der Ernte. „Er war wie seine Schriften. Ruhm und Segen der Asche des „ächten Deutschen!"

2.

Mittheilungen

aus dem handschriftlichen Nachlasse

Ernst Wagner's.

I.

Frühere dichterische Versuche.

1.

(Im März 1784.)

Liebe! süßes zartes Band,
Das die Menschen bindet,
Bist geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden;
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden!

Vorschmack ew'ger Seligkeit
Giebst du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Ist noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Bist ja selbst die Liebe!
Dämmert einst mein Abendroth,
Sterb' ich Dir — aus Liebe.

2.

An meine Freundin;

zu ihrem vierzehnten Geburtstage.

(1785.)

Ein zärtliches Wörtchen,
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beste
An deinem Feste?
Jedoch die Zeiten
Sind leider schwer!
Ein andermal mehr; —
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen
Da wandle du hin!
Lieb' immer die Tugend;
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Lust.
Erhebe dein Herz
In Freud' und Schmerz
Aus jungfräulicher Brust.

Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem sie nicht gefällt,
Der steigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor, —
Zerreißet den Flor
Der Erde, und ringet,
Und kämpfet und schwinget
Zu Gott sich hinauf.
Dein irdischer Lauf
Sei, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unschuld nur nach:
Dann sieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freude sich nahn,
Und ernte den Lohn
Der Tugend, den du
Erwarbst, in der ewigen Wonne und Ruh.

(Die Absicht, in welcher diese beiden kleinen Stücke mitgetheilt worden, ist in den „lebensgeschichtlichen Nachrichten" näher bezeichnet. Sie sollen bloß den geistigen Standpunkt andeuten, auf welchem unser Freund in seinem Uebergange vom Knaben zum Jünglinge gestanden habe.) Anm. des Herausg.

3.

Einige Scenen aus dem handschriftlichen Lustspiele:

„Die reisenden Maler."

(1801.)

Major Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Gespräch beim Frühstück unter den Bäumen); Kunigunde (des Hofgärtners Tochter, strickt in einiger Entfernung, auf der Gartenbank sitzend).

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunstkammer nennen!

Brixenfels. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunstkammer ist ein kleines Italien.

Warneck. Schön gesagt! Gut gesagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenfels. Einen deutschen Sommer und zwei Winter lang; — welches dort zu Lande ungefähr zwei Sommer und eben so viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngste Gericht von Michel Angelo soll, wie die reisenden Kenner behaupten, das beste Stück in Rom sein?

Brixenfels. Passirt! — Gleichwohl versichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer, flüchtiger Gedanke ist gegen das eigentliche Meisterstück, welches gleich daneben hängt.

Warneck. Das wäre! — Und wie heißt es? (Er schielt zuweilen nach Kunigunden hin, und sucht vergebens ihre Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken.)

Brixenfels. Es ist ein großes Oelgemälde, in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz besonderen Werth?

Brixenfels. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von selbst! — Was den Gegenstand des Bildes betrifft, so stellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoß vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht — schauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendsten italienischen Gegenden, welche von einem hohen dunkeln Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen scharmante ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenfels. Ich zweifle selbst! — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild bloß für ein allegorisches Nachtstück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verstehe!

Brixenfels. . . . . so giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (Verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brixenfels. Es ist nämlich auf ganz massiver Asbestleinwand gemalt, und wird bei gewissen feierlichen Gelegenheiten in Feuer gesetzt; wo sich dann der speiende Vesuv im Hintergrunde allerliebst ausnimmt.

Warneck. Hm! hm! ſi, ei! — Hätt' ich nur nicht in vorigen Jahren so verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu schaffen gehabt, so wäre ich längst selbst in Rom, um mich dort zum ächten Kunstkenner zu bilden. Das war immer so ein Leibgedanke bei mir!

Brixenfels. (Verbindlich.) Unterdeß haben sich der Herr Baron zum Major gebildet; und das ist auch nicht übel! Ueberdieß kämen Sie doch wohl immer noch zu früh in Italien an.

Warneck. (Aufmerksam.) Wie so?

Brixenfels. Weil jetzt die französischen Republikaner und hinter ihnen her die Russen rc. eine wahre Kunstreformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen sein soll, so hofft man doch allgemein, daß der gründliche

Geschmack aller dieser Nationen Wurzel fassen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunst= und Kraftstoß geben, — überhaupt eine neue Aera schaffen werde.

Warneck (der nicht mehr zugehört hat, zu Kunigunden). Und das schöne Kind nimmt keinen Antheil an unserm interessanten Gespräche?

Kunigunde. (Lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixenfels. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer (das Wort nehmend). Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns Alle leicht in der schönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unsre Arbeit zu gehn. (Seinem Bedienten rufend:) Raphael! Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! (Kunigunde packt ihre Arbeit zusammen.) Auch schon fort, mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herren! Nächstens besuch' ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiedersehn! (Ab.)

Schweizer. (Aergerlich.) Ein edles Vergnügen, sich mit solch' einem Schranzen herumzuzerren!

Brixenfels. (Lachend.) Wie gefällt Dir meine Manier in der Konversation? — Findest Du nicht, daß ich ungemein zart persiflire?

Schweizer. Ist sonst wahrlich Deine Stärke nicht! — Du war'st der leibhafte Fink!

(Raphael bringt Malergeräthe und entfernt sich wieder.)

Brixenfels. Es war auch nur ein bloßer Versuch in Finks Manier! Wie soll man dergleichen faden Burschen anders mitspielen? — Hättest Du mich nur gewähren lassen! Gundchen hätte ihm auch

noch ein paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Kunigunden, ihre Hand küssend.) Wieder ein Besuch, der nicht den Künstlern galt, sondern Ihnen, meine schöne Muse! — Was meinest Du denn zum Freier?

Kunigunde. (Lachend.) Reden Sie von einem Bessern! und — (sie schlägt ihn sanft auf den Mund) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muse soll man gehörigen Respekt haben.

Brixenfels. (Blickt sie zärtlich an.) O Du holde Muse! — Wie hast Du geschlafen? — Erzähl' mir was von Deinen Träumen!

Kunigunde. (Aengstlich.) Stehn Sie doch auf! Dort kommt der Vater!

Erdmann. (Herzutretend.) Guten Morgen! — Wie? Gar ein Fußfall? —

Brixenfels. Guten Morgen, bester Alter! Entscheiden Sie doch selbst! Gundchen will sich nicht Du von mir nennen lassen. Ist das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß' ihn nur, Mädchen! Es ist mir immer lieber, wenn unsre drei muntern Gäste Dich für ein Kind nehmen und duzen, als wenn da drüben die Herren von der Suite Dich einen Engel schimpfen und den Pluralem gebrauchen.

Brixenfels. O, über den braven, einsichtsvollen Vater! — Sieh'st Du wohl, Gundchen?

Kunigunde. Schon wieder Du! — Billigt's denn etwa der Vater? Er will ja von zwei Uebeln bloß das kleinste wählen! (Schnippisch.) In der That seh' ich doch auch gar nicht ein . . . .

Jungfer Zehlein. (In der Thüre.) Gundchen, Gundchen!

Kunigunde. Gleich, liebe Tante!

Erdmann. Fort in die Küche, wohin Du gehörst! Tantchen hat schon lange nach Dir gezankt.

(Kunigunde läuft ins Haus.)

Schweizer. Nun, alter Erdmann! Sind Sie Ihrer Miethsleute bald satt?

Erdmann. Im Gegentheil: ich bin doppelt froh, daß sie gerade jetzt bei mir wohnen, wo die Hofhaltung hier ist. Gewiß hätt' ich sonst einigen Hofherren Quartier vorhalten müssen; und die würden mir mein stilles Häuschen bald genug in ein Hotel verwandelt haben.

Brixenfels. Wir machen denn doch mitunter auch ein wenig Lärm!

Schweizer. Zumal unser lustiger Fink!

Erdmann. Ach, ein herzensguter Mann! Damit hat's keine Noth! — Müßte man sich nur nicht über seine eignen Leute oft halbtodt ärgern! Sie glauben es nicht, meine Herren, wie harthörig die verwünschten Bursche sind, trotz ihrer langen Ohren! — Da hatt' ich neulich mit der Prinzessin einen kleinen Streit über das Vergißmeinnicht. Ihre Durchlaucht wußten nicht, was doch alle Welt weiß: daß das französische Germendrée das wahre cynoglossum omphalodes Linnéi, — hingegen ihr pensée, oder Vergißmeinnicht, nichts weiter als die viola tricolor, Linné, oder das Stiefmütterchen, ist. Um sie gründlich zu überzeugen, sucht' ich noch zwei Pflänzchen auf und ließ sie im Glashause treiben. Jetzt, wo ich denke, die Blümchen brechen auf, haben die verdammten Jungen mir Beide verkümmern lassen! Aber ich bin schon auf dem Wege, Gericht über sie zu halten! (Ab.)

Schweizer. Ein wackrer Alter, — bis auf den Linné! —

Brixenfels. Dir fehlt's an der wahren Toleranz. Jeder Mensch muß seinen Narren mit sich herumtragen, wenigstens in seinem Metier. Mir ist Erdmann ein Ehrenmann; — ein großer Gärtner! da unter seiner Pflege eine der schönsten Blumen auf Erden gedeiht, — die reizende Tochter; — wenn auch Ida ihre Bil-

dung eigentlich vollendet. — Apropos! Merkst Du wohl etwas von der Blumenliebhaberei unsrer neuen Bekanntschaft, des Majors?

Schweizer. Versteht sich wohl! — Aber diese sauberen Blumisten verstehen's nicht, die reizenden Blüthen mit heiliger Leidenschaft zu bewundern und sich ihres zarten Duftes zu erfreuen, sondern sie wollen gleich jedes hübsche Blümchen pflücken und zerpflücken! Sie treiben ihre animalische Galanterie aus einer Art von régime; sie geben das Laster, wie Gartenluft oder heilsame Kräuter, für officinell aus. — Ein fataler widriger Mensch! Ein Gesicht, auf dem jede Muskel eine Untugend ans Licht zerrt!

Brixenfels. Ereifre Dich nur nicht; dergleichen Käuze muß es auch geben. — Aber sieh! Dort kommt Fink durch die Allee hergewüthet! Der wird zanken, daß wir nicht auf die Ruine gekommen sind, und ich habe aufs Neue Toleranz zu predigen.

Fink. (Mit einer Mappe unterm Arm.) Seid Ihrs denn wirklich noch werth, daß Euch die Frühsonne hier in die gähnenden Gesichter scheint? — Habt Ihr mich nicht wieder einmal geärgert mit Eurer passiven Vegetation!

Schweizer. (Lachend.) Guten Morgen, Fink!

Fink. Bei diesem himmlischen Morgen! wenn ich dort auf den hohen, thränenwerthen Denkmälern der Vergangenheit alles Niedrige vergesse, mich wie ein Göttersohn in Licht und Gluth und süßen Schatten berausche, und der Geist seine mächtigen Flügel Helios Flammenwagen entgegen breitet . . . .

Brixenfels. Ah! Nun kommt er in seine blühendsten Umstände!

Fink. . . . Da sitzen sie unterdeß beim Morgenpfeifchen; denken vielleicht darauf, Ovids Kunst zu lieben mit Noten in usum Delphini zu ediren! (Zu Schweizer.) Da! Ich habe Dir etwas mitgebracht, ob Du's gleich nicht verdienst. (Ein kleines Päcket hinreichend.)

Schweizer. (Freudig.) Von meinem Onkel! (Er erbricht den Brief.)

Fink. Was wirds sein, als neue Vorwürfe über Deine alten

Depensen! — Ich läse ihn flüchtig durch und — schickte ihn unerbrochen zurück.

Brixenfels. Oho! Freund! Dein Witz scheint etwas müde geworden zu sein auf dem langen Morgenspaziergange; — wenn er sich nicht gar in der Ruine ruinirt hat!

Fink. Könntest Du doch Deine platten Anmerkungen einmal mit fremden Ohren hören, gewiß! Du würdest mich bedauern, der ich sie täglich hören muß! — Ueberhaupt, um es mit Euch Beiden noch länger auszuhalten und unter Einem Dache zu leben, — o, dazu gehört eine Liebe, so end=, grund= und bodenlos, wie die offenbare See; oder wie viele deutsche Heerstraßen; oder wie die Aus=, Dar= und Widerlegungen der kritischen Philosophie; . .

Brixenfels. Oder wie Deine Sätze; — Deine wortreiche Genialität, oder Deine geniale Sylbenstecherei!

Fink. Was? — Ich will meinen Zeitgenossen nichts von dem entziehn, was ihr rechtmäßiges Eigenthum ist, so lange diese Zunge sich noch in ihren Bändern bewegt. — Aber ich muß freilich jetzt kurz sein, weil ich erst frühstücken will. — Zugegeben also, Ihr Beide wäret witzig, — hat man denn diese treffliche Eigenschaft wohl je, wegen Eurer Verstellungskunst, an Euch bemerken können? Wozu damit hinterm Berge halten? Das Genie will Luft; sein Reichthum stürzt sich wie ein Bergstrom in das ebene Land, — in solche stille Auen, wie Ihr seid! Aber ach! wie mancher schöne Geist muß versiechen und verkommen in unsrer platten Niederländerei, gleich dem romantischen genialen Rhein, sobald er in Holland anlangt! (Ab ins Haus.)

Brixenfels. (Ihm nachblickend.) Guter, herrlicher Junge! — Könnt' ich Dir doch Eines erst geben: Charakter! — Er verschwelgt seines Geistes Schätze in phantastischer Ueppigkeit; — und ach! diesen Sinn verträgt die Kunst nicht! rc.

4.

Scene aus dem Lustspiele:

„Der Triumph der Liebe."

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unserm Schlosse wirds Gottlob! nicht so früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube, die Fräulein sind noch im besten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an seinem Geburtstage gleich beim Aufstehen empfangen; darum kam ich so früh. Nun, wir plaudern indeß! Wie lebst Du, alter Sünder?

Lenz. (Achselzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Besten, mokire mich über die Vergangenheit, und suche mich bei der Zukunft durch allerlei Possen zu insinuiren.

Steinach. Schöne Grundsätze! — Aber ich kenne Dich nun schon so lange als Kammerdiener, Lenz! — Deinen Kapacitäten nach, sollt' ich meinen, könnte Dich der General doch wenigstens zu seinem Obereinnehmer machen?

Lenz. Die Leute sagen, mein Durst hindere mich im Avanciren. Den soll ich mir abgewöhnen. Aber es ist so ein Erbstückchen, lieber Herr! — Für den Erbdurst ist noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Löschmittel, erfunden! Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder schiffbar zu machen, muß ich ihn gläserweise vollschöpfen. Dazu gehört manche Flasche!

Steinach. Nun, ich muß Dir das Zeugniß geben, daß der Verstand doch wenigstens immer noch obenauf schwimmt. Ich habe noch Niemanden auf eine so vernünftige Weise betrunken gesehn, als

Dich! — Aber wie wärs denn, wenn Du heiratheteſt und ordentlich würdeſt?

Lenz. (Bedenklich.) Sollteñs denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Laſſe mich heute verſuchen, was ſich für Dich thun läßt.

Lenz. Ich zweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schickſal unerbittlich. — Sie wiſſen es ſchon — ich habe ehedem einmal ſtudirt; — anfänglich Theologie. Dann ſattelte ich um, und ſetzte mich aufs hohe Pferd. Ich wählte die Philoſophie.

Steinach. Wohlgeſprochen!

Lenz. Das war mein Fach! O, ich habe dieſe Dame auf ihren geheimſten Schleichwegen belauſcht, und Manches geſehn, was man einer ſo ehrbaren, ſtolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktiſchen Nutznießung der philoſophiſchen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwiſſenſchaften, und beſonders auf Oekonomie. Aber das war mein Unglück! Ich ſteifte mich darauf, etwas Vollſtändiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Verſuche, um den verſchiedenen Grad der Geiſthaltigkeit der ſogenannten gebrannten Waſſer auszumitteln; und vor lauter Probiren kams zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studioſus! Hätten ſie Dich, als Du heimkehrteſt, nur auch hübſch in Deinem Hauptfache examinirt!

Lenz. O das hätten ſie gekonnt! — Unter den Herren Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verſtanden. Aber das Unglück wollte, daß ſie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen: — kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr; Geld noch weniger; ein junger hübſcher Kerl war ich bei alle dem: ſo fiel mirs denn ein, mein Glück auf dem Theater zu verſuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf Deinem Wege und bei Deiner Vorſchule hats dort Manchem ſchon geglückt.

Lenz. Und dennoch wars abermals mein Unglück! Hören Sie nur, wie mirs erging! —

Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab anfangs allerlei Bestien, die sich ohne einigen Menschenverstand nicht wohl aufs Theater bringen lassen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen Sohn" das große Hauptschwein, welches dem armen Lump die begehrten Treber verleidet, — so vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Koulissen umarmten.

Steinach. Ein vielversprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald zur Menschheit empor, und machte in Kurzem, wo nicht der Menschheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald stellte ich, als ein alter Ritter, unversehens meinem Nebenhelden ein Bein; — bald prügelte ich ihm den Panzer weidlich aus; — bald stach ich, als Hamlet, den alten Lauscher rechts hinter der Tapete todt, und Er fiel listig, mir im Rücken, aus der linken Koulissenwand heraus. — Denn das war so unsre Manier. Was von dergleichen Stücken nicht gestrichen wurde, das mußte sich wenigstens gefallen lassen, travestirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüsirten.

Steinach. Ich glaube, Euer damaliges Publikum ist heute noch nicht ganz ausgestorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geschmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelassen, so gaben wir den Aushub: — Adelheid von Wulfingen; Sachen von Stephanie, und andere gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem schönen heitern Himmel unsre Breter über leere Bierfässer hinlegten, da war uns Alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos . . . .

Steinach. Mensch! Bist Du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unser Publikum und trafen meistens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich, als der Einzige, welcher ächte Musenmilch auf einer hohen Schule gesogen, natürlich bald die Seele und der Protagonist der Gesellschaft werden mußte, so beschloß der Regisseur meinen Sturz, um den seinigen zu vermeiden. Seine erste Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich versprochen, daß ich mit einem einzigen, behutsam geführten Streich danieder gestreckt werden sollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel! . . (Man hört klingeln.) Horch! die Excellenz ist auf den Beinen! — Ein ander Mal, Herr von Steinach! (Eilt ab.)

Steinach. (Nachrufend.) Ich halte Dich beim Wort, Alter!

II.

Thalheim

oder

die Liebe auf der wüsten Insel.

Erstes Buch.

„Ja, gute Mutter! Bald, bald bin ich wieder an deinem Herzen!“ — So rief der Kandidat Thalheim gerührt aus, indem er den mütterlichen Brief langsam wieder zusammenfaltete und sinnend emporblickte.

Er war der einzige Sohn einer reichen, oft aber kränklichen, Amtmannswittwe in dem gräflichen Gutsorte Feldberg. Der Graf hatte ihm vor Kurzem, weil er sein theologisches Examen mit Ruhm bestanden, die eben erledigte Pfarrei seines Geburtsortes zugesichert, und mit dieser frohen Aussicht war Thalheim, nach schon empfangener Ordination, jetzt auf einer Fußreise durch die Schweiz und Ober-Italien begriffen.

Die Reise gehörte längst zu seinen liebsten Wünschen, und die noch übrige Zeit bis zum Amtsantritt verstattete ihm gerade die nöthige Frist dazu. In den schönsten Frühlingstagen hatte er die Reise leicht und froh, gleich einem Spaziergang begonnen; mit wachsendem Genuß waren bereits die Alpen überstiegen und seit zwei Tagen bewunderte er die Herrlichkeit des großen Mailands, welches das entfernteste Ziel seiner Wanderung sein sollte. Hier fand er, der früheren Verabredung gemäß, einen Brief von der zärtlichen Mutter. Mit ihrer Gesundheit stand es besser, als vorher; zu Hause war Alles in erfreulicher Ordnung; indeß schien doch die gute Frau große Sehnsucht nach des Sohnes Rückkehr zu fühlen.

„Aber sollte ich nicht wenigstens noch bis zur Küste des Meeres hinabwandern?“ fragte er sich mit neugenährter Reiselust. War doch die Mutter wohl, der Weg nicht allzuweit, die gesetzte Frist der Abwesenheit noch lange nicht abgelaufen, ja selbst die Kasse noch in den besten Umständen! Zudem kehrte die jetzt ganz aus der Nähe winkende Gelegenheit, sich am großen reizenden Anblick des Meeres zu weiden, wahrscheinlich für ihn niemals wieder zurück, wenn er sie jetzt entschlüpfen ließ. Diese Ueberlegung entschied die zweifelhafte Frage; er beschloß, noch bis Genua zu gehen, und war schon am folgenden Morgen auf dem Wege dahin.

In Genua angelangt, fand er jede Erwartung übertroffen. Die reizende Lage — Kirchen, Marmorpaläste, Kunstwerke — vor Allem aber das Meer, entzückten ihn. Er schaute zuerst die unabsehlichen, vielfarbig schillernden Gewässer in ihrer wallenden Bewegung; dann erblickte er sie auch in majestätischer Ruhe, zum blinkenden Spiegel geebnet. Wie sehnte er sich hin auf die blaue Fluth! Begierig auf die Größe und Neuheit des Genusses, miethete er, gemeinschaftlich mit einigen Deutschen, die er hier gefunden, ein kleines Fischerfahrzeug, weil auf jedem größeren die Spazierfahrt, der nahe liegenden englischen Schiffe wegen, gefährlich werden konnte. Der Anblick des stillen Meeres, der Stadt und ihrer reizenden Ufer, des wolkenleeren Himmels und der prächtig untergehenden Sonne war der erhabenste im bisherigen Leben unseres Reisenden.

Schon befanden sich die frohen Gefährten auf der Rückkehr nach dem Hafen, als ihr Schiffer zwei Boote bemerkte, die ihnen von verschiedenen Seiten naheten. Zu spät erkannte er sie jetzt für bewaffnete feindliche Barken. Sie bemächtigten sich sogleich des kleinen Fahrzeugs, ließen dann zwar den Schiffer, der ein alter Mann war, ungehindert heimkehren, nahmen aber seine Gäste an Bord, und nach einer halben Stunde sahen sich diese schon auf dem Verdeck eines englischen Kapers im Verhöre.

Der Kapitain, ein Mann von fürchterlich strengem Ansehen, ließ sie nach wenigen Fragen, welche meistens ihren Stand betrafen, die vollständigsten Beweise ihrer Unverdächtigkeit vorbringen, erwiderte aber kein Wort darauf, sondern gab Befehl, sie bis auf Weiteres in einer kleinen Kajüte zu verwahren und für ihre Verköstigung zu sorgen. Das Schiff, welches ein vorüberfahrender Kaper war, setzte bei frischem Ostwinde seine Reise fort.

Die Gefangenen bestanden nächst dem armen Thalheim aus zwei Stahlfabrikanten und einem Kupferstecher, die sich insgesammt wie Rasende gebehrdeten. Thalheim, wiewohl er sich selbst unglücklich genug fühlte, machte dennoch den Versuch, seine Unglücksgefährten zu beruhigen; allein seine mühsam herbeigesuchten Trost= und Hoffnungsgründe vermehrten nur ihre Verzweiflung.

„O schluckte doch die vermaledeite britische Insel Wasser, wie ein Schwamm, und senkte sich funfzig Ellen tief in ihr liebes Element hinab!" sprudelte der wüthende Kupferstecher: „der Deutsche, der Franzose, der Holländer, wenn er dir auch Unrecht zufügt, so spricht er doch wenigstens menschlicher Weise dabei, und giebt allerlei Gründe seines Verfahrens an: diese eiskalten englischen Weltkrämer aber drehn dir den Hals um und ziehn dir das Fell über die Ohren, ohne eine Miene zu verändern, und ohne nur ein einziges zerkautes Wort ihrer verwünschten Sprache über die Lippen zu bringen. — Teufel! Teufelsland! — Wie kommt Ihr zu Euerm englischen Namen?"

Ein Schiffskoch, der ihnen zu essen herabbrachte, hatte die letzten Worte gehört und sagte lachend: „Der Teufel mag unser Kapitain wohl sein, aber kein Engländer!"

Thalheim, voll Freude über diesen deutschen Laut, hieß den Landsmann willkommen und bat ihn um Belehrung über ihr Schicksal.

„Ich bin ein Hannoveraner, sprach der Koch: und hätte ich nicht zu Hause dumme Streiche gemacht, so wäre jetzt hier ein Anderer

Schiffskoch. Wer unser Kapitain ist, weiß ich nicht zu sagen. Daß er sich wirklich einen englischen Kaperbrief, und ein gutes, fast neues Schiff zu verschaffen gewußt hat, ist gewiß; auf welche Weise er aber zu Beiden gekommen sein mag, das weiß er vielleicht allein! — Ihr lieben deutschen Landsleute, Ihr thut mir von Herzen leid! — Wir haben schon zweiunddreißig gezwungene Passagiere von allen Nationen am Bord; aber Sie, meine Herren, sind die einzigen Deutschen darunter. Es giebt vielleicht ein Mittel zu Ihrer Rettung, aber es läßt sich erst nach vierzehn Tagen weiter davon sprechen. Ist es möglich, so befreie ich Sie, wenn auch nur Sie allein! Mehr darf ich nicht sagen. Sein Sie bis dahin ruhig und verschwiegen, sonst richten Sie sich und mich zu Grunde! — Gute Nacht!"

Nur der Gedanke an seine Mutter drohte bisweilen, Thalheim in eine ähnliche verzweifelnde Gemüthsstimmung zu versetzen, wie seine Mitgefangenen. Uebrigens war er der Gefaßteste unter Allen. Es gehörte ja unzertrennlich mit zur Vorbereitung auf das Amt, dem er sich gewidmet hatte, auch vorbereitet zu sein auf irdisches Leiden und Unglück, und auf das Ende desselben — den Tod. Was er bisher Andern zu lehren sich geübt hatte, predigte er nun sich selbst. Der immer tröstliche glaubensvolle Blick auf das Höhere, Ewige, war es auch jetzt, der ihn stärkte, Andern Stärkung zuzusprechen. „Seid doch nicht so schwachherzig! ermahnte er: Betraget Euch, wie es festen, deutschen Männern! — noch mehr, wie es Christen geziemt! Mögen wir auch vielleicht einem Seelenverkäufer, einem Sklavenhändler in die Klauen gerathen sein: so leiden wir doch unschuldig und stehen unter der Aufsicht des allmächtigen Beschützers der Unschuld! Er nimmt sich auch unsrer Lieben in der Heimath an, für welche wir nun freilich nicht mehr sorgen können. Schon oft haben die drohendsten Gefahren sich braven Menschen zum Segen gewendet; darum verzaget nicht! Wer von uns weiß denn, wenn ihm etwas Schlimmes betrifft, ob es ihn nicht vor noch Schlimmerem bewahrt?"

Seine kleine trauernde Gemeinde starrte den Prediger düster an, und Jeder schwieg. Die ersten tobenden Jammerklagen waren doch wenigstens gestillt. Die körperliche Erschöpfung nöthigte die Hungrigen, etwas von den dargebotenen Speisen zu genießen, und es mundete trefflich. Man brachte die Nacht erträglich zu.

Am folgenden Morgen begehrten sie neues Gehör beim Kapitain, erhielten aber den Bescheid: „eine solche Besprechung sei völlig unnöthig. Wünschten sie ferner gute Behandlung, so hänge dieselbe bloß von ihrem ruhigen Betragen ab. Wünsche der Schiffsherr sie zu sprechen, so werde er sie zu sich einladen lassen."

Der Koch, dem es heute verwehrt zu sein schien, selbst zu den Gefangenen zu kommen, schickte ihnen einige französische und englische Bücher. So verstrichen die unmuthsvollen Stunden doch um ein Weniges schneller, und wurden allmählig zu Tagen. — Aber jetzt erhob sich heftiger Wind, die See ging hoch, und die Reisenden fühlten sich sehr krank; Thalheim besonders, der bisher bloß auf den kleinen sanftströmenden Flüssen seines Vaterlandes sich bisweilen fröhlich im Kahne gewiegt, oder auf dem Holzflosse fortgeschwommen war. Die beschwerliche Seekrankheit war kaum überstanden, als das Schiff vor Gibraltar anlegte.

Am Abend jenes Tages, als ihnen der Schiffsjunge das kleine Mahl in die dunkle Kajüte brachte, hörten sie den wohlbekannten Koch heftigen Zank mit dem Jungen anfangen, und bemerkten bald, daß er sich auf solche Weise selbst Eingang zu verschaffen suche. Es gelang ihm, und er flüsterte Thalheim zu: „Seid auf den ersten Wink bereit. Gelingts, so ist die ganze Rotte verrathen!"

Aber es vergingen mehrere Tage im Wechsel zwischen Angst und Hoffnung, und nur diese wollte sich nicht bewähren. Ueber ihren Häuptern hörten sie großes Getümmel. Man nahm frisches Wasser, Lebensmittel und Waaren an Bord, vergaß aber über der Arbeit niemals, die Thüren der Kajüte streng zu bewachen.

Eines Morgens führte man die Gefangenen in den Schiffsraum hinab, wo man ihnen die Hände band, zugleich aber versicherte: „es geschehe ihnen kein Leid, wofern sie sich ganz stille verhielten; dagegen müsse man sie bei dem ersten erregten Lärm oder Hülfsgeschrei niederhauen.“ In diesem traurigen dunklen Behältniß dämmerte nur ein schwaches Lämpchen, es zeigte ihnen aber noch viele Unglücksgefährten, beiderlei Geschlechtes, enge zusammen geschichtet, bleich und trostlos, wie sie selbst. An der innern Thüre standen Wachen mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, welche von Zeit zu Zeit Stille geboten.

Bald fühlte sich Thalheim leise berührt, und sah mit Erschrecken, daß auch der gehoffte Erretter, der Koch, wenn gleich mit ungefesselten Händen, mit unter den Gefangenen war. „Alles vergebens! flüsterte er ihm zu: Ihr seid verloren! Das Schiff wird so eben visitirt, und setzt dann sogleich die Reise fort.“

„Und wenn wir nun Alle plötzlich ein lautes Geschrei erhüben?“ fragte der kühne Thalheim. „Es hört Euch oben Niemand gleich, und Euer Tod wäre unvermeidlich;“ zischelte der Koch. „Und doch ist es Pflicht!“ murmelte Thalheim und wandte sich, mit den Augen winkend, zu einigen entschlossenen Physiognomien: — aber in diesem Augenblick setzte ihm auch schon einer der Wächter die Dolchspitze auf die Brust. „Noch ein Wort, knirschte er zwischen den Zähnen: und du liegst in deinem Blute!“ Der Gefesselte blickte den Mörder mit Verachtung an. Eine Todtenstille herrschte jetzt im Kreise der Unglücklichen. Auf dem Verdeck ward es nach und nach ruhiger; der Koch seufzte tief, und die Soldaten öffneten die Thüre, um gemächlich mit andern, draußen angekommenen Kameraden zu sprechen. Plötzlich kam das ganze Schiff in Bewegung; man salutirte mit Kanonenschüssen; die Mannschaft rief ein lautes Hurrah zum Abschiede, und die Wache löste jetzt allen Gefangenen die Fesseln mit dem Rufe: „Freiheit! — Jetzt lauft, wohin Ihr Lust habt! Der Kapitain ist ein braver Mann!“

Alles strömte aufs Verdeck. Als Thalheim dort ankam, sah er das Schiff bereits eine gute Strecke vom Hafen entfernt, und bei frischem Landwinde ging es so pfeilschnell vorwärts, daß die Felsen von Gibraltar seinen wehmüthigen Blicken bald nur noch als schwache Punkte erschienen.

Der Kapitain ließ die gesammte Schiffsmannschaft auf der einen, und die Gefangenen auf der andern Seite des Verdeckes sich ordnen, und trat mit einer weit freundlicheren Miene, als man bisher an ihm bemerkt hatte, hervor, um in französischer Sprache zuerst die Gefangenen anzureden: „Glaubt es mir auf mein Wort, sagte er nicht ohne Beredsamkeit: ich möchte mich gern bei Euch entschuldigen! Denn ich fühle es selbst, daß Ihr etwas ungehalten auf mich sein müsset. Aber wer mag viele Reden machen über Dinge, die sich nicht ändern lassen! Diese aber ließen sich allerdings nicht ändern! Mein Geschäft verlangte es so; — ich mußte Leute haben, darum nahm ich Euch mit. Europa ist offenbar übervölkert, und es giebt noch andere hübsche Länder auf der Welt, wo man Schmiede, Sattler, Aerzte, Pfarrer und wohlgebildete Frauen weit nothwendiger braucht als in Euerm Vaterlande, welches Eure wahren Verdienste ohnehin gar nicht recht zu schätzen weiß. Vergeßt das arme, ausgehungerte Europa, und laßt uns gute Freunde werden! Zürnen und Trotzen kann ich nun einmal nicht leiden, das müßt Ihr voraus wissen, damit nicht etwa die neugeschlossene Freundschaft darunter leiden, und allerlei Unbequemlichkeiten nach sich ziehen möge. Ich gebe Euch volle Freiheit, Euch auf dem Schiffe nach Belieben herumzutreiben und zu beschäftigen. Ich führe Euch zu guten Leuten, will aber das Land nicht eher nennen, als bis wirs im Gesichte haben, um Euch eine frohe Ueberraschung zu verschaffen! — Im Vertrauen! Ihr kommt in ein wahres Paradies, wo Milch und Honig fließt; und unterwegs soll es Euch eben so wenig an guter Kost ermangeln — Alles umsonst; denn ich verlange keinen Sous an Kostgeld von meinen Freunden!

Und so nehme ich denn nun diese ganze Sache für abgemacht an! Freut Euch Eueres Lebens und mault nicht kindisch, so werdet Ihr den besten Patron von der Welt an mir finden."

Ein allgemeines Hurrah der Schiffsmannschaft brüllte dem trefflichen Redner vollen Beifall zu. Bloß Thalheim trat aus der Reihe der Gefangenen hervor und bat um Erlaubniß, antworten zu dürfen.

„Junger Mann! rief der Kapitain: Ich weiß Alles, was Ihr sagen wollt; aber bedenkt, daß wir hier keine Nationalversammlung spielen und kein Parlament, wie die närrischen Europäer, welche Reden und Gegenreden in Menge halten, und wo am Ende doch der Stärkste Recht behält, wie sichs gebührt. Dergleichen Weitläuftigkeiten ersparen wir uns. — Sagt selbst, ists hier oben nicht hübsch luftig und lustig, und weit ergötzlicher, als unten in der dunkeln Kajüte? — Ich seh's Euch an, Ihr gebt mir recht! Auch weiß ich schon, Ihr seid ein vortrefflicher Gesellschafter, und lade Euch zu mir auf eine Pfeife extra feinen Kanaster ein. — Ihr aber, so wandte er sich jetzt an seine Mannschaft: empfangt meinen Dank, brave Kameraden! für Eure Treue und Klugheit! Vergesset auch künftig nicht, daß Kinder ihrem Vater in Allem hübsch gehorchen müssen, und seid versichert, daß ich mirs gern am eignen Munde abspare, um Euch immer ein fettes Maul zu machen, wenn Ihr nämlich Eure Geschäfte ordentlich und prompt verrichtet. Auch heute hab' ich Euch ein Fest bestimmt, und wir wollen lustig sein und schmausen vollauf."

Neues Beifallsgeschrei huldigte dem liebenswürdigen Befehshaber. Thalheim stand erstaunt und konnte in seinem tiefen Kummer sich doch des Lächelns nicht enthalten über die seltsame Manier dieses originellen Spitzbuben, welcher — man sah es ihm an — mit so festem guten Gewissen seinen Weg wandelte, als sei er ihm von der Ehrlichkeit selbst vorgezeichnet. Dem Kapitain entging Thalheims Lächeln nicht, und er reichte ihm nun, selbst lachend, die Hand, um ihn mit freundschaftlicher Gewalt in seine Kajüte zur versprochenen Knasterpartie herabzuführen.

„Junger Mensch, sprach er dort noch vertraulicher: sei kein Thor, sondern füge Dich mit Freuden in den Willen des Schicksales. Ich höre, Du bist ein Gelehrter? — Desto besser! so weißt Du viel mehr, als ein König in Deiner neuen Heimath, und wirst Dich bald genug emporschwingen, so daß ich mir vielleicht dereinst einmal eine Gnade von Dir erbitten muß! Und nun hübsch ruhig! Hier sind gestopfte Pfeifen."

Er fragte den Gast Vieles über sein Vaterland, Herkommen, Vermögen und über Alles, was er durch diese Entführung verlieren mußte. Thalheim fand bald an dem Menschen, der ihm vor Kurzem noch so wild und düster erschienen war, einen klugen, heiteren und unterhaltenden Gesellschafter. Er wußte über eine Menge Länder, Völker, Gebräuche, Sprachen und andere allgemein interessante Gegenstände befriedigende Auskunft zu geben und that es mit einer Leutseligkeit, der man nicht zu widerstehn vermochte. Nur sobald Thalheim eine Frage über seine gezwungene Reise und über das endliche Loos der armen Entführten einzuleiten suchte, kehrte die ehemalige abschreckende, furchtbar strenge Miene zurück, so daß es Jener nicht für rathsam hielt, auf eine andre Antwort zu dringen.

Thalheim hatte in der Folge oft Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie sich der Kapitain bei seinen Untergebenen so viel Liebe und Furcht zugleich zu verschaffen wußte. Er schlug Keinem eine Bitte ab, so lange es ihm nur irgend möglich war, sie zu gewähren; wenigstens ließ er eine andre Bewilligung an die Stelle einer Verweigerung eintreten. Selten ging er an einem Soldaten vorüber, ohne ihn „mein Sohn" zu nennen, oder ihn freundlich auf die Schultern zu klopfen. Das geringste Vergehen ahnte er dagegen unerbittlich, beklagte sich aber dabei mit angenommener trauriger Miene, darüber, daß man ihn zwinge, zu strafen; und gerade, wenn er einen seiner Leute kielholen oder mit dem Schiffstau halbtodt hauen ließ, sah er am betrübtesten und mildesten aus. Von einer Begnadigung

nach gefälltem Urtheile hatte man noch kein Beispiel erlebt. Sein Blick in die eigenthümliche Gemüthsart eines Jeden war schnell und scharf, und dem gemäß wußte er ihn dann gerade auf die rechte Weise zu behandeln, und er nannte dieses in der Schiffersprache „einem Charakter den Wind abgewinnen." So z. B. ließ er Thalheim bemerken, daß er den wohlbekannten Koch eben so gut kenne als jener.

„Ich mag ihn wohl leiden, sagte er: er kocht mit Geschmack, und ist kein ekelhaftes Näschmaul: aber zu trauen ist ihm nicht über den Herd hinüber! Er ist dem Seeleben gram, und hat trotz seiner langen dürren Spindelbeine allerlei kräftige Leidenschaften im Leibe. Da muß man aufpassen! — Sieh mir dagegen einmal seinen Kameraden an, wie dem die kleinen Augen unter der niedrigen Stirne so freundlich aus dem fleischigen zarthäutigen Gesichtchen herausleuchten! Er befindet sich ewig wohl, ärgert sich niemals, läßt Andre gern für sich arbeiten, und weiß dennoch die ganze Wirthschaft in Ordnung zu erhalten. Er ist mir treu, denn ich gönne ihm das Beste von Allem, was er sieden und braten läßt; aber er übernimmt sich nicht, um nicht allzuschnell fett zu werden. Dabei schwört der Satan, er könne mit seinem Körper Alles machen, was er wolle; er habe sogar einmal sein eignes Kind, als die Mutter krank gewesen, sechs Wochen lang selbst gestillt. — Das ist ein Kerlchen, auf dessen Wort und Treue man Häuser bauen darf!"

Je mehr eigenthümlich Großes Thalheim aber an diesem genialen Seeräuber zu bewundern fand, je tiefer mußte er den Menschen selbst verabscheuen, dessen ursprünglich hohe Natur die heiligen Schranken der menschlichen Sittlichkeit durchbrochen, und sich in einen Abgrund von Nichtswürdigkeit gestürzt hatte, aus welchem keine Errettung zu hoffen sein konnte. Seine Verbrechen mußten ins Große gehen, und Thalheim schauderte zuweilen bei dem Gedanken an den ganzen dunkeln Lebensgang dieses Verlornen, besonders wenn er sich die Zeit vergegenwärtigte, wo Begebenheiten, die auch der geistreichste Ver-

brecher nicht zu lenken vermag, den schlummernden Löwen im Innern, das böse Gewissen, plötzlich aufrütteln mußten. Dann erwachte aber auch in seinem eignen Herzen eine trostreiche Freudigkeit, womit er den unverschuldeten Leiden seiner Zukunft muthig entgegen zu gehen beschloß. „Edle Mutter! rief er in solchen Augenblicken aus: o tröste dich! Dein Sohn ist in die Gewalt der Bösen gerathen, aber über seines Lebens Seligkeit ist ihnen keine gegeben; und dieser Himmel hält die Herzen vereinigt, in welchen fernsten Winkel der Erde man auch den Körper verbannen mag!"

Die Fahrt der Reisenden blieb lange von den günstigsten Umständen begleitet. Sie hielten bei keiner Insel an, sondern nahmen frisches Wasser an einem sicheren Punkte der afrikanischen Küste ein, und passirten dann die Linie, ohne irgend einem Schiffe zu begegnen. Von dieser Zeit an befestigte sich unter den Gefangenen der allgemeine Glaube, man werde sie nach Ostindien führen. Auf St. Helena ward angelandet, da bei dem häufigen Schmausen die Lebensmittel erneuert werden mußten; und hier hielt der Kapitain seine Geraubten abermals zwei Tage lang in der dunkeln Kajüte streng bewacht. Unentdeckt begab er sich von Neuem auf die Fahrt. Allein von nun an zeigte sich das bisherige Reiseglück übelgelaunt und wetterwendisch. Man hatte häufig mit Stürmen zu kämpfen, durch deren heftige Windstöße das Schiff pfeilschnell nach Südwesten hin getrieben ward. Erst am vierten Morgen, der die Sonne wieder sichtbar werden ließ, konnte man Anstalten treffen, die völlig verlorne Bahn wieder zu gewinnen. Dem klaren Morgen folgte ein drückend schwüler Mittag. Thalheim stand auf dem Verdeck und bemerkte, daß rings am flimmernden Horizonte neue dunkle Wolkenmassen, ungeheuern zackigen Felsen gleich, aus dem Meere aufwuchsen. Der Kapitain, welcher jetzt selten das Verdeck verließ, starrte mit finstern Mienen auf jene bedenklichen Vorzeichen neuer härterer Kämpfe. Thalheim äußerte seine Besorgnisse. „Meinethalben! murmelte Jener ingrimmig. Das

Schiff ist gut; meine Matrosen sind tapfer wie die Löwen; will uns der Sturm schon wieder zum Narren haben, so mag er heranrücken. Mich holt der Teufel noch nicht, und Ihr Andern seid des Holens nicht werth!" Ob gleich er sich bei diesen Worten zum Lachen zwang, so bemerkte Thalheim doch recht gut, daß ein heimliches Bangen ihn unstät auf dem Schiffe umher trieb. Aus den verdoppelten Portionen Branntwein, die der Mannschaft, und sogar den Gefangenen, ausgetheilt wurden, so wie aus allen Anstalten des Kapitains, ließ sich abnehmen, daß er selbst die Gefahr für nahe und groß halten müsse. Die drückende Gluth der Luft nahm den Menschen fast den Athem und alle Lebensfreudigkeit; Todtenstille lag über dem Meere, aber oben in der Ferne flogen schon die Wolkengebirge schnell wie kampflustige Schaaren einander entgegen. Nun donnerte es ringsum, und ein unausgesetztes rasselndes Getöse in der Luft schien mit den verderbenschwangeren Wolken immer näher heranzurasen. So wie die Sonne sich hinter der ersten Wolkenschicht verbarg, ward plötzlich jede Himmelsgegend dunkel, und vom großen Ringe des Meeres her dämmerte es immer tiefer bis zur alles verhüllenden Finsterniß des stets engergeschlossenen Horizontes; dicke weißgesäumte Wasserberge wandelten näher und näher; die Sturmvögel erhoben ein klagendes Geschrei; ein seltsam zuckendes Licht fuhr über die elektrisch aufglänzende Wasserfläche; Wirbelwinde drehten plötzlich das Schiff wie einen Kreisel umher und der Wogen- und Wolkensturz begann unter gräßlichem Blitzen und Krachen.

Bald nach dem wuthvollen Ausbruche des Ungewitters zuckte ein Strahl am Hauptmaste nieder, spaltete ihn, und zündete; aber die Ströme der Wolken selbst löschten sogleich die Flamme. Alles das waren nur Schreckensboten der Winde, die sich nun nach Einer Richtung hin erhoben, und welche das Schiff mit furchtbarer Gewalt über Wasserberge und Abgründe fortschleuderten. So verging die Schreckensnacht, und die Mannschaft begann allmählig Muth und Kräfte zu

verlieren, als gegen Morgen bei heiterm Himmel Wind und See fortwütheten. Doch mit dem ersten Sonnenstrahl erblickte ein Matrose lange dunkle Streifen auf dem Meere und bald erscholl das allgemeine Geschrei: „Land! Land!“

Es erschien ihnen in kurzer Frist eine hohe grünliche Felswand von beträchtlicher Länge, welche der Kapitain für das Ufer einer ihm unbekannten Insel erklärte. Die Annäherung des Schiffes war so reißend geschwind, daß schon in der Ferne die bleichen Menschen aufschrieen: „Wir sind verloren!“

Der Kapitain befahl, aus allen Kräften nach der rechten Seite zu steuern; denn dort erblickte man jetzt eine Sandbank, die von niedrigeren Ufern der Insel in die See hinausreichte. Hier wollte er, wenn auch mit Verlust des Schiffes, dasselbe stranden lassen. Einige Momente lang mehrte sich die Hoffnung des Gelingens; doch ein neuer heftiger Windstoß vereitelte sie ganz, und jagte seine Beute in gerader Richtung gegen die fürchterlichen Felsen hin.

Thalheim stand auf dem Hintertheile des Schiffs und hatte ein Tau festgefaßt, als er das neuertönende Jammergeschrei der Verzweifelnden hörte. Die Richtung der Wellen dünkte ihm kaum tausend Schritte weit neben der Sandbank vorüberzugehen, und näher am Lande schienen ihm sogar die Wogen nach ganz verschiedenen Richtungen hinzurollen. Seine Rettung kam ihm so möglich vor — der Untergang des Schiffes so gewiß! — Es drängte ihn, sich hinabzulassen in die Wellen. Er war ein guter Schwimmer, und durfte hoffen, feste Richtung zu gewinnen, sobald er nur den ersten und gefährlichsten Kampf mit der Brandung bestand. „Mutter! Gott sei dein Trost!“ rief er laut, und glitt am Taue hinab in den gischtsprühenden Kamm einer ungeheuern Welle, welche zornig aufbrausend ihn hoch empor hob, und das gottvertrauende Menschenherz der brüllenden Brandung entgegen schleuderte.

In diesem Augenblicke schoß das Schiff, gleich einem abgedrückten Pfeile, gegen die Felsen an und sank zertrümmert mit Allem was darin lebte in die Tiefe. Aber nahe an der Felsenwand, auf jungem saftigen Grün, umspielt vom leichten weißen Schaume der sanfter heranfluthenden Wogen, fand unser Freund sich im Leben wieder. Er hob den unbeschädigten Leib auf die Kniee, und sandte mit dem Lied der nahen Waldvögel sein heißes Dankgebet zum Himmel empor. Noch im Kampfe mit dem empörten Element, in welchem er für sich selbst die kaum gehoffte Rettung fand, hatte er das furchtbare Krachen gehört, mit dem das Schiff an der Klippe zerborst. Traurig schaute er an den Felsenwänden hin, ohne etwas Anderes erblicken zu können, als hier und da ein fortfluthendes Gebälke; der Schuldige aber mit den Unschuldigen, der Räuber mit seinen Geraubten, — Alle lagen schweigend im tiefen Meeresschooße! Er betete von Herzen für Alle, und flehte dann, Gott möge ihn seiner wunderbaren Errettung würdig machen.

Hierauf wusch er seine Kleider vom Meeresschaume rein und badete sich selbst in den friedlich gewordenen Wellen, während seine kleine Habseligkeit von der heißen Morgensonne getrocknet ward. In seinen Taschen fand er, außer einem Messer und einer Brieftasche mit den gewöhnlichen kleinen Instrumenten versehen, auch ein Feuerzeug, welches ihm jetzt von unschätzbarem Werthe sein mußte, zumal da sich an demselben zwei feingearbeitete Messerklingen befanden. Ueberraschend war ihm der Fund einer kleinen Portion Zwieback nebst einem, mit Arrak gefüllten Fläschchen, das er vermuthlich in den Augenblicken der Gefahr mechanisch zu sich gesteckt hatte. Gleichgültiger war es ihm, in der andern Rocktasche seine Pfeife mit einigem Tabak zu finden. Ohne ein starker Schmaucher zu sein, pflegte er sie erst seit seinem Schiffsleben, wegen des ihm oft unleidlichen Theergeruches, gewöhnlich bei sich zu führen. Daß ihm die Wellen den Hut, der ihm jetzt einen so nöthigen Schutz gegen die brennenden Sonnen-

strahlen gewährte, nicht entrissen hatte, verdankte er einem Bande, womit er ihn bei heftigem Winde unter dem Kinn zu befestigen gewohnt gewesen.

Seine gänzliche Unwissenheit über das, was er auf diesem Eilande zu fürchten oder zu hoffen haben konnte, preßte ihm bei der Durchsicht eines so armseligen Inventariums tiefe Seufzer aus. Ohne alle Waffen, wie er es war, konnte er keinen auf ihn eindringenden feindlichen Angriff abwehren; daher schnitt er vor allen Dingen vom nächsten Busch eine derbe Keule, und mit derselben trat der Muthige, nachdem ihn ein Schluck aus der Flasche und einige Bissen des gefundenen Zwiebacks gestärkt hatten, seine ungewisse Wanderung durch das Gebüsch an. Allmählig ward dasselbe zum hohen dichten Walde, der sich zu beiden Seiten immer mehr auszubreiten schien. Thalheim suchte vergebens irgend eine Anhöhe zu erreichen und es fing mit den Kräften zuletzt auch der Muth zu sinken an. Eine Spur von menschlichen Bewohnern war nirgends zu entdecken; desto furchtbarer kündigte sich ihm jetzt das Dasein Anderer an. Das Gebrüll eines Löwen erschreckte ihn nämlich so sehr, daß er plötzlich mit neuer Kraft nach einer entgegengesetzten Richtung hin flog. Dort ward es bald lichter, und indem er die See wieder erblickte, wurde er gewahr, daß er über eine breite Landzunge gewandert sei, die ganz mit Wald bewachsen war. Die Nähe des Meeres bot ihm gegen den Anfall eines wilden Thieres doch wenigstens augenblicklichen Schutz, da er sich im Nothfalle durch Schwimmen und Untertauchen retten konnte.

Beim Hinabsteigen ans Gestade fesselte ein erfreulicher Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Es war ein großes Faß, welches nur von einer übermäßig hohen Fluth so weit an das Land gerollt worden sein konnte, daß es auch beim gestrigen Sturme ruhig und verschont auf dem trockenen Sande liegen geblieben war. Im Augenblicke dieses unverhofften Fundes hörte er abermals den Löwen, aber in so weiter Ferne, daß er sich vor der Hand ganz sicher glaubte und

die Untersuchung des neu entdeckten Schatzes ruhig vornehmen durfte. „Ach, daß die Vorsehung mir hier einige Lebensmittel bescheerte; getrocknete Früchte, oder auch nur trinkbares Wasser!" seufzte der Hungrige und Durstende, indem er an die Arbeit ging.

Aber er fand es nicht so leicht, sich seiner Beute zu bemächtigen, als er Anfangs geglaubt hatte. Die Tonne war fest mit eisernen Reifen verwahrt, und hatte vielleicht schon seit langer Zeit der Sonne und dem Regen getrotzt. Doch endlich sprang der Boden unter den kräftigen Schlägen seiner Keule, und — der Schatz kollerte dem Erstarrenden entgegen. Bücher, — lauter Bücher, deren eines aufgeschlagen auf dem Sande den Titel vorzeigte: „Sammlung der besten poetischen und prosaischen Schriften der schönen Geister in Deutschland." — Es war mit einem Worte, in lauter sauber broschirten Heften, die sogenannte „Karlsruher Sammlung" armer guter nachgedruckter deutscher Schriftsteller; (fast zum Beweise, daß der Nachdruck in unserm Vaterlande sich eines ganz besonderen höheren Schutzes zu erfreuen habe.) Ohne Zweifel hatte irgend eine spekulative schöne Kaufmanns-Seele fernen Ansiedlern das Evangelium des deutschen Geistes auf eine wohlfeile Art in die Hände spielen wollen, und war hier zugleich mit seiner Waare verunglückt. Trostlos schaute unser getäuschter Freund einen Augenblick auf die unechten Geisterschatten hinab, mit welchen das Schicksal seines Elendes nur zu spotten schien. Aber bald kehrten bessere Gedanken zurück; er packte den ganzen Bücherkram wieder ein, und seufzte gerührt: „Um Brot und Wasser flehte ich dich an, o guter Gott! und du giebst mir die Karlsruher Sammlung!! — Aber ich murre nicht; — denn das Wunder, durch welches ich mich hier mit meiner theuern Heimath aufs Innigste und Geistigste verbunden sehe, lehrt mich Armen erst recht deutlich einsehn, wie leicht es dir sein wird, auch unter den Ungeheuern der Wüste mein kleines Leben zu erhalten, wenn es dir gefällt."

Für ein kindliches gottergebenes Gemüth liegt in dem frommen

Vertrauen selbst außer der geistigen Erhebung zugleich eine körperliche Stärkung. Auch Thalheim fühlte sich ordentlich erquickt durch seine eignen Worte. Er wollte tiefer zum Meere hinab, um zu versuchen, ob das bittre Wasser nicht doch vielleicht genießbarer werde, wenn er einige geistige Tropfen aus seinem Fläschchen darunter mischte. Indem er, die bequemste Stelle aufsuchend, um eine Felsenecke herumtrat, da glänzte ihm auf einmal der Silberblick eines krystallhellen Quells, entgegen, dessen sanftes Hinabgleiten in die Fluth er bis jetzt für ein Spiel des Meeres gehalten hatte. Indem sich der freudig gerührte Mensch zum Labetrunk niederbog und sich dabei an den Zweigen eines danebenstehenden Baumes festhielt, fiel etwas leise auf seine Schultern. Betroffen blickte er empor und sah — einen Feigenbaum voll der herrlichsten Früchte, von welchen er im Niederbücken durch die Bewegung seiner Hand einige der reifsten auf sich herabgeschüttelt hatte. Er sank an der Quelle nieder und sprach ein Tischgebet, wie er wohl noch keins andächtiger und dankbarer gesprochen; darauf hielt er ein Mahl, wie es nur die Glücklichsten zu genießen vermögen. — Während desselben überlegte unser neuer Robinson, was er nun vor allen Dingen zur Sicherung seines Lebens zu beginnen habe. Für seinen Unterhalt war vorläufig gesorgt; denn der schöne Feigenbaum schien für mehrere Tage volle Nahrung darzureichen; und der höchsten Wahrscheinlichkeit nach war dieser Fruchtbaum nicht der einzige auf der ganzen Insel. Allein hier länger zu verweilen, wo nur die Baumstämme ihm einigen Schutz gegen die Thiere der Wildniß gewähren konnten, schien auf keine Weise rathsam zu sein; so beschloß er denn rückwärts zu wandern, um jene Ufer, von welchen er heute Morgen ausgegangen war, wieder zu gewinnen, und irgend eine Höhle aufzusuchen, die ihm allnächtlich Sicherheit gewähren konnte, wenn er sie durch Zaun und Mauer befestigte, wie andere Robinsone vor ihm gethan; — denn schon oft war ihm der alte Krusoe eingefallen, den er im Knabenalter mit unendlicher Lust gelesen hatte, —

ach, ohne zu ahnen, wie hart einst die erlebte Wirklichkeit jene reizenden Bilderspiele der jugendlichen Phantasie zerstören werde!

Damit der Rückweg weniger gefährlich werden möge, als die heutige Auswanderung, beschloß Thalheim, die Landzunge so zu umgehen, daß er dem Gestade so viel möglich nahe blieb. Auch deßhalb schien ihm dieß rathsamer, weil er in der Niederung eher Fruchtbäume anzutreffen hoffen durfte, als in dem höher liegenden Walde, worin ihm nur hohe wilde Baumarten vorgekommen waren.

An Leib und Seele erquickt, trat er diese Art von Heimreise an, und vergaß nicht, so viele Feigen mitzunehmen, als er tragen konnte; — eine Vorsicht, die ihm trefflich zu statten kam; denn er fand im Fortwandern die Ufer allmählig kahler und unfruchtbarer werdend; doch war sein Weg übrigens nicht beschwerlich. Schon erblickte er von ferne die wohlbekannten Felsen, und sein Uferpfad wendete sich wieder in gerader Richtung nach ihren Spitzen hin, als die Sonne ins Meer sank. Ob er gleich alle Kräfte anstrengte, um noch vor dem Anbruche der Nacht dorthin zu gelangen, so bemerkte er doch bald, daß es unmöglich sei. Er sah sich plötzlich von einem Flusse gehemmt. Die Ueberlegung, daß er auf seinem heutigen Wege doch nothwendiger Weise ebenfalls über diesen Fluß gekommen sein müsse, legte ihm so lange ein unerklärbares Räthsel vor, bis er eine Strecke an den Ufern aufwärts ging und entdeckte, daß der Strom langsam aus einer hohen dunkeln Grotte hervortrat. Der Wanderer hatte also wirklich über denselben hin seinen Herweg genommen; nur weiter oben, wo das Flußbette vielleicht tief unter der Erde fortlief. — So gerieth er auf die Vermuthung, es möge sich wohl jenseits dieser Höhe ein weites Thal befinden und dort folglich der bewohnbarere Theil der Insel anzutreffen sein. Die ansehnliche Breite und sanfte Strömung des Flusses ließ allerdings darauf schließen, daß kein enger schluchtartiger Grund dieses Wasser hervorsendete. Es schien fischreich zu sein und an vielen Stellen zum Durchwaten seicht genug. Thal-

heim entschloß sich aber seinen Uebergang bis zum nächsten Morgen zu verschieben, da er diesseits Alles fand, was er zum Uebernachten bedurfte, nämlich einen frischen Brunnen und einen breitästigen Baum, der eine ihm unbekannte Schalenfrucht trug. Die Nebenhöhlungen der Grotte, aus welcher der Fluß hervorkam, hätten ihm vielleicht ein bequemeres und kühleres Lager gewährt; nur schien es gefährlich, jetzt noch, wo schon jene Grottenräume verfinstert waren, eine Untersuchung derselben anzustellen. Er stieg also, nachdem er von seinem letzten Zwieback und einigen süßen Früchten neben der Quelle ein kleines, aber köstliches Mahl gehalten, auf seine laubige Nachtherberge hinauf, wählte einen bequemen Sitz und befestigte sich vermittelst seines Taschentuches so, daß er keinen Fall zu fürchten hatte. Es wollte ihm jedoch, trotz seiner großen Ermüdung, nicht gelingen, die Augen zu schließen; auch ward er noch einige Male heftig erschreckt. Sobald er nämlich seinen Sitz eingenommen, und nun für die Keule, die er zur Vorsicht emporgezogen, einen sichern Platz suchte, sprang ein aufgescheuchter kleiner Affe, der vermuthlich ebenfalls hier oben schmausen und schlafen wollte, dicht neben ihm mit durchdringendem Geschrei vom Baume herab. Bald darauf vernahm er am Stamme ein Geräusch und glaubte eine leise Erschütterung zu fühlen. Im Hinabblicken erkannte er beim letzten Dämmerlichte des Abends einen Hirsch, der sich am Stamme rieb, und dann dem Wasser nahete, als derselbe vor einem neuen Geräusch plötzlich die Flucht ergriff. Thalheim beredete sich beim Anblick dieses schönen Thieres, daß es auf seiner Insel mit den gefürchteten reißenden Thieren doch wohl keine große Gefahr haben möge, indem bei deren zahlreicher Verbreitung wohl gewiß solch zarteres Wild nicht würde bestehen können. Nach des Hirsches eiliger Flucht vernahm der arme, stets im beginnenden Schlummer gestörte Baum=Insasse ein furchtbares Stampfen und Schnauben in seiner Nähe, und konnte mehrere Thiere von bedeutender Größe unterscheiden, die bald um den Stamm her weideten, bald

mit wilden Sätzen umherras'ten. Als sie sich im Flußbade wälzten, glaubte er beim Blinken des Wassers in diesen Thieren Büffelochsen zu erkennen. Schnaubend schossen sie wieder ans Ufer herauf, und indem Thalheim eine leise Bewegung machte, bemerkte er, daß sie in die Luft empor schnüffelten und unter dumpfem Gebrumme den Baum heftig mit ihren Hörnern erschütterten, dann aber schnell lautbrüllend fortrannten.

Furcht, oder augenblickliche Angst für sein Leben, empfand unser Robinson nicht. Sein Baum war stark genug, um selbst dem Angriff eines Elephanten widerstehn zu können; allein es war eine unbeschreibliche Wehmuth, die er jetzt fühlte, als rings um ihn her nur Bestien ras'ten, und am Strome hinab bis zum Meere sich ein viellautiges Plätschern, Grunzen, Brüllen und so seltsame Thierstimmen hören ließen, wie er niemals in seinem Leben vernommen hatte. So einsam fühlte er sein Wesen — so ganz geschieden und schrecklich weit von der theuern Mutter — so unerbittlich hinweggenommen aus dem freundlichen Bezirk der ganzen Menschheit, daß seine Sehnsucht sich in häufigen Thränen auflös'te. Da ward es stille um ihn her; das silberne Doppelhorn des sanften Mondes stieg aus dem Meere; kein wilder Laut des Lebens regte sich mehr: — aber eine Nachtigall sang in milden Tönen aus der Gegend der Grotte zu ihm herüber, und unter ihren süßen Klagen entschlummerte er.

Es war schon heller Tag, als ihn ein Geräusch erweckte. Eine Heerde Antilopen trank aus dem Flusse. Ihr ruhiges Weiden gab ihm die Hoffnung, daß gegenwärtig an dieser Stelle nichts für ihn zu fürchten sei. Bei seiner ersten Bewegung zerstiebte das leichtfüßige Völkchen. Er stieg herab und erquickte sich selbst in der krystallklaren Fluth, um dann die neue Wanderung anzutreten.

Bis zu den Felsenwänden hatte er nicht weit mehr zu gehen. Er beschloß daher, sich ihnen auf einem Umweg zu nähern und vor allen Dingen zu untersuchen, was für ein Bewandniß es mit dem

unterirdischen Strome haben möge. In die Grotte vermochte er nicht weit einzudringen, weil dort das Flußbette nach kurzer Strecke den ganzen Raum einnahm. Er stieg also über derselben die Höhe hinan, merkte sich die wahrscheinliche Richtung des Flusses, so genau es im dichten Walde möglich war, und nachdem er die Höhe erreicht, sah er sich bald am jenseitigen Abhang des Berges. Aber er blickte dort über schroffes zackiges Gestein in schwindelerregende Abgründe hinab; nur durch die Wipfel der, aus der Tiefe emporgewachsenen Bäume lachten ihn lichtgrüne Auen des Thales an. Dort mußte er hin! Dort mußte sichs entscheiden, ob die Insel von Menschen bewohnt sei, oder nicht; und wenn ihm auch das letztere leider schon allzuwahrscheinlich geworden, so sehnte er sich doch wenigstens nach Gewißheit. Es gelang ihm zwar, die tiefen Schluchten zu umgehen, allein sein Weg war sehr beschwerlich und führte ihn so weit nach der rechten Seite in den Wald hinab, daß er endlich mit Schaudern in der nämlichen Gegend zu sein glaubte, aus welcher her ihn gestern die Stimme des Löwen erschreckt hatte. Oft hörte er hier ein Wild, von ihm aufgescheucht, entfliehn, und bei jedem Geräusch mußte er gefaßt sein zum Kampfe auf Leben und Tod. Doch er gelangte glücklich am Fuß der steilen Abhänge an, und fand dort die Fortsetzung der Entdeckungsreise durch einen neuen Gegenstand gehemmt, der ihn mit unbeschreiblichem Entzücken erfüllte. Es war eine Verzäunung, oder vielmehr eine aus lebendigen Bäumen aufgeführter Wall, der sich unter den überhängenden Felsen hervorzog, und von da an durch die ebene Waldung fortlief. Derselbe bestand aus Akazien, welche so dicht an einander gepflanzt worden waren, daß Schaft und Krone der Stämme als fest ineinander verwachsen erschienen.

„O so finde ich euch denn endlich wieder, rief er aus, während er begierig nach einem Eingang suchte, ihr einzigen Wesen auf diesem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erbtheile ge-

geben ward! — Ich weiß, ich fühle es, so wie ich dieses Werk eurer Hände überschritt, war auch mein Leben wieder in Sicherheit! Hier ist wieder menschlicher Friede heimisch; ich finde meines Gleichen! — O, nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüste zur Beute werden."

Doch umsonst war alles Suchen nach einer Oeffnung; jeden oft wiederholten lauten Ruf gab nur ein vielstimmiges Echo zurück. Wollte Thalheim ins Innere des kolossalen Zaunes gelangen, so blieb kein anderes Mittel, als denselben zu übersteigen. Es gelang nur nach der äußersten Anstrengung; denn als er die Baumwipfel erreicht hatte, mußte er lange mit dem Messer arbeiten, um nur so viel Raum zu gewinnen, als die Möglichkeit des Hinüberschwingens erforderte. Doch das Niedersteigen jenseits war dann weniger gefährlich und mühsam, als das Hinanklettern; denn auf dieser, gegen die Sonne liegenden Seite waren viele Bäume bis fast zum Boden hinab mit Aesten bewachsen, die statt einer Leiter dienten.

So stand denn unser Freund nach einigen Stunden, herzlich müde, aber sonst völlig unbeschädigt, im neu entdeckten Lande da, und dankte dem Himmel für seine Rettung aus der Gewalt der Löwen, Tiger und Büffel, die jetzt für ihn kaum mehr zu existiren schienen. Zwar zeigte sich seinen sehnenden Blicken, außer dem Zaune selbst, nirgends eine Spur von menschlichen Bewohnern; und seit funfzig Jahren (so alt schätzte er ungefähr die Pflanzung) konnte jenes Geschlecht, welches einst an diese Küste geworfen ward, wohl wieder ausgestorben sein: allein er fühlte hier doch nun einmal den festen Glauben an Lebenssicherheit, und trat daher mit inniger Lust in ein schönes Fruchtwäldchen ein, das freilich einen weit milderen Charakter trug, als der wilde Forst, aus dessen Schrecknissen er so eben herkam.

Bei seinem Austritt aus diesem Wäldchen lag das Ziel seiner heutigen Wanderung, ein schönes Thal von ansehnlicher Breite und Länge, vor ihm da, durchschlängelt von dem Flusse, der ihn zu

dieser Entdeckungsreise veranlaßt hatte, und der sich nicht weit von seinem Standorte unter dem Berge verlor. Das Thal sah er fast allenthalben von hohen Felsenmassen umgeben, in seinem Innern aber von der Natur so anmuthig ausgestattet, und mit so mannigfaltigem Farbenreichthum der südlichen Himmelsstriche geschmückt, daß der Entzückte plötzlich in ein Paradies versetzt zu sein glaubte. Auf den weidereichen Auen sah er hier und da eine Art wilder Ziegen grasen; die Gebüsche waren von prachtvoll gefiederten Vögeln bevölkert, und die Obstbäume prangten mit den edelsten Blüthen und Früchten zugleich.

Thalheim durchwatete nun den kleinen Fluß und sah sich eben nach einem niedrigen Obstbaume um, der ihm die erste gastfreundliche Gabe darreichen sollte, als er in einiger Entfernung eine Gestalt von seltsamer Art, im Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend, bemerkte.

Zagend wußte er nicht, sollte er das namenlose Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüste halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutsam näher hinanzuschleichen, überzeugte er sich mit Erstaunen, es sei ein schlummernder Mensch. Dem Anscheine nach ein achtzehnjähriger Jüngling von schöner herkulischer Gestalt, wiewohl sehr von der Sonne gebräunt. Ganz nackt lag er auf Ziegenfellen hingestreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe seltsam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menschenantlitz abstach. Unerschreckt von dieser Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeschreibliche Freude, hier in dieser nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menschen — wenn auch einen Wilden — gefunden zu haben, und die Sehnsucht, ihn zu wecken, trieb ihn, sich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in seinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Brust zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitschaft zur ersten Freundschaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er

ihm die Wangen streichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes sproßte. Wie nun der unbekannte Mensch die großen, blauen Augen aufschlug, nahm Thalheim sogleich eine Feige in den Mund, und steckte die andere zwischen die Lippen des Erwachten. Der großäugige Wilde lächelte, das Geschenk zerkauend; dann aber, als die Besinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, starrte er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens die fremde Erscheinung an, und stieß aufspringend ein fast wieherndes Geschrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein traurig tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieses arme Wesen, außer ihm, wohl das einzige menschliche auf der ganzen Insel sein müsse, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte sein Fläschchen Arrak, das er bisher sorgsam geschont hatte, hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, sprang von Neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geschrei sein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder streichelte ihm der Freund sanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und ihm dieselbe Liebkosung zu machen versuchte, wobei er sich sichtlich in Acht nahm, Thalheim mit seinen scharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er dessen sanftere Hände aufmerksam betrachtete. Plötzlich schoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug sie in vollem Rennen zu Thalheim hin, legte sie dort auf den Rücken, sich daneben, und nun fing er aus ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich schon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte sich neben ihn, und da Jener bei dieser Bewegung

lächelnd aufsprang, so glaubte der Freund, ihn verstanden zu haben, und trank die süße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde schon mit frohem Geschrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch so ungemein labend und köstlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durst mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewisse verlangende Miene annahm, welche seinen Gast an das Arrakfläschchen erinnerte. Mit Freuden zog er dasselbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu schaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieses Lachen vollkommen menschlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erstaunens aber fast ganz thierisch waren. Er benutzte übrigens diese neue Annäherung wieder so viel als möglich, um den Friedensbund immer fester zu knüpfen; er liebkos'te den wilden Jüngling und schloß ihn endlich sanft in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in diesem seligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbarischen Klauen seiner Schulter verursachten, sondern er fühlte nur die sanften Schläge der brüderlichen Brust an der seinigen.

Da der Wilde großes Gefallen an seinem Hute zu finden schien, so setzte er ihm denselben auf. Er sprang sogleich zum Flusse, besah sich dort, und kehrte lachend zurück, um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder — dessen gleiche Gattung seinem Verstande nunmehr einzuleuchten schien — unter allerlei possirlichen Sprüngen zu spielen. Aber plötzlich blickte er starr nach einem nahen Baume hin, warf den Hut von sich, ergriff seine Keule und eilte fort. In diesem Augenblick sah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabspringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaschte bald den Einen, und schmetterte den Dieb seiner Früchte mit leichtgeschwungenem Kolben zu Boden, der Andere rettete sich schreiend in

die hohe Verzäunung. Doch sein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der obersten Wipfel, um auch diesen Räuber todt herabzustürzen. In wenigen Minuten stand er wieder vor dem Gaste, und dieser konnte sich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein Schlückchen aus der Flasche zu reichen. Sie legten sich, nun schon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete sich Thalheim, theils weil er sich nach einem erquickenden Flußbade sehnte, theils um seinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm von einerlei Gattung sei. Des Wilden Erstaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht schön nennen konnte, gab sich durch einen gewissen rührenden Ausdruck seines Blickes und seiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Gesellschafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten seinen Rock an. Er wollte damit nicht nur seinen freundlichen Wirth beschenken, sondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menschlicher, sich selbst aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu sein schien. Dann zog er sein Messer und die Brieftasche hervor, — Gegenstände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erstaunen erregte. Thalheim zeigte ihm Alles vor; machte ihm am nächsten Zweige aufmerksam auf den wichtigen Gebrauch des Messers, worüber dieser vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftasche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerstätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel zusammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verstehen geben, daß er des Rockes nicht weiter bedürfe, sondern im Stande sei, sich selbst einen neuen zu machen.

Ein Regenschauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte sich, die Tropfen auf seiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen schienen sie Beide ziemlich einig zu sein. Der Insulaner hatte zwar, besonders seit ihn der geschenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei seltsamen Tönen geplaudert, aber sein Gast konnte darin höchstens eine Art von Melodie zu seinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu sprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenspieles mächtig zu sein. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre schweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforschen suchte, ob der wilde Mensch kein anderes Obdach besitze, als den Baum, bemerkte er, unter vielen Lauten, die sich fast alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort Mama, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte seine volle Aufmerksamkeit, und sobald er ein Bejahungszeichen zur Antwort gab, rannte Jener so schnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in seinem Laufe hemmen mußte.

So kamen sie bald zu einer mit blühendem Gesträuch bewachsenen Felswand. Hier öffnete sich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern sah er solcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte sich auf den Boden, und bedeckte sich mit seinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier sein Nachtlager sei. Denn er sprang sogleich wieder auf, als Jener die aufgeschütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaste die schönsten auf eine gar zu handgreifliche Weise zum Geschenk, indem er sie ihm in den Mund

zu stopfen suchte. Eine Freundschaftsbezeigung, welche wahrscheinlich Thalheim selbst durch die Art seiner ersten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama.“ Thalheim folgte ihm zur Stelle, und schauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menschenknochen, mit jenen scheußlichen Resten von Moder bedeckt, welche ehemals der Gefräßigkeit der Würmer zu schnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unserm Freunde mit einem Male die ganze Geschichte des armen Wesens aufgedeckt vor Augen, das mit trübseligen, herzrührenden Mienen neben ihm stand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieser Insel gelebt. Sie war ihm gestorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbsterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrscheinlich auch die schon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geschützt; aber er war allmälig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlassen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geschöpf während der ersten Jahre seines verwais'ten Lebens in dieser verpesteten Luft geathmet habe, schauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unaussprechlich ergriffen, so daß er seine Thränen nicht mehr stillen konnte. Der dabei stehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Brust hob sich mächtig, und seltsame schauerliche Töne des Schmerzes drängten sich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut: wärst du zur Menschlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen so wohl thun!“ Thalheim dachte an seine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch seine schmerzliche Rührung. Den Wilden schien diese Erweichung ganz sanft und still gemacht zu haben. Er holte einige von seinen gesammelten Früchten herbei, und legte sie vor das Todtengerippe hin;

dann sah er Thalbeim trübselig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr essen. — Der Mensch hatte in diesen Augenblicken unbeschreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war sein Herr geworden. Darum folgte dieser ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort scharrte Thalheim mit einem Pfahle, den sein Messer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büschen umher die duftenden Blüthen ab, streute sie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieser schien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruhestätte. Thalheim kniete nieder, und sprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel gesprochen, und scharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe sitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, sonderte dort das gute Obst von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und schnitt sich dann einige Dornbüsche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und säuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerstätten, — seine eigene in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über diesen Arbeiten hatte Thalheim seinen wilden Freund ganz außer Acht gelassen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in seine Wohnung, und zeigte ihm die jetzt besser aufbewahrten Früchte und die ganz neue Einrichtung, wobei Jener still vor sich hinlächelte.

Da der Abend schon zu dunkeln begann, so warfen sich beide Schlafgesellen auf das weiche Lager hin, und sobald der Anfangs unruhige Wilde still geworden, schlummerte auch Thalheim ein. Aber

nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln seines Nachbars, und als er sich emporrichtete, sah er ihn die Höhle verlassen. Er folgte ihm leise, und erblickte ihn bei dem hellen Mondschein am Grabe ausgestreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, sprechend: „Fürchtest Du etwa, ich wolle Dich aus Deiner Höhle vertreiben, Du gutes Wesen? — O könntest Du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit Dir meint!"

Der Wilde war aufgesprungen, und seine Geberden deuteten an, daß er die „Mama" wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieses Grab nieder, — sprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verstände: — Sie ist nicht hier, die Du suchst! Dort oben ist sie über den Sternen; — nur dort wirst Du sie einst wiederfinden! (Hier drückte er ihn sanft an seine Brust.) O komm' und schlafe ruhig, Du lieber, unglücklicher Mensch! — Du schläfst ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich ist!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafstelle zurück. Hier suchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er selbst jetzt die Stelle seiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verständigung zwischen zwei guten Menschen. Sie endigte damit, daß Beide sich abermals niederlegten, um sehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuschlafen.

Thalheim beschloß nun, seinem Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er sich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte. Gleich am nächsten Morgen machte er sichs zum Geschäft, ihn diesen Namen sowohl, als den Namen Friedrich Thalheim, aussprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch schienen sie überwindlich, da sich die Sprachorgane des Natursohnes schon Anfangs geschmeidig zeigten, und also bloß Geduld er-

forderlich war, das alte Kind deutsch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei sprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella und Boscha." Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boscha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, seine Sprache möge wohl holländischen Ursprungs, und also sein Freund im Grunde deutscher Abkunft sein. Zunächst mußte ihn ihre gemeinschaftliche Sicherheit beschäftigen. Die Höhle schien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, sicher vor wilden Thieren sei, das wußte er selbst noch so wenig gewiß, als es sein sprachloser Freund ihm zu sagen vermochte; und es bedurfte dieser offenbar auch weniger Sicherheit, als er selbst, indem sein Heinrich — denn so nannte er ihn von nun an — unstreitig der Stärkere war, und sich im höchsten Nothfalle mit schnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, so lange als sein Messer ausreichte, Waffen für sich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenschößlingen am Flusse eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verschließen zu können. Dann erst wollte er von diesem sichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Insel bereisen. Bis dahin hoffte er auch seinen Freund, wenigstens in der Zeichensprache so weit zu bringen, daß er sich ihm vollkommen verständlich machen könnte. — Noch mit diesem Plane beschäftigt, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit starkem Regen folgten sich unabläßig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksstauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß sich unter seinen wenigen geretteten Habseligkeiten eine Tabakspfeife befand. Er zog sie — wie er wohl sonst zuweilen in müßigen Stunden gethan — hervor. Sein Feuerzeug, längst ausgetrocknet, befand sich wieder im besten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, stürzte der Wilde mit Geschrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim

erstaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf diesen Natursohn machte, fand sie aber dann doch natürlich, und trat mit der schon brennenden Pfeife vor den Furchtsamen hin. Dieser schrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln sah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er sich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, selbst zu versuchen. Eine Aeußerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er schien nämlich, so oft die Funken aufsprühten, vom heftigsten Schrecken ergriffen, wobei er auf seinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden sein müsse. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felsen hin, und jener folgte ihm trotz dem stürzenden Regen nach. Er bemerkte im Fortgehen, daß die Schritte des Wilden immer langsamer und ängstlicher wurden. — An einer steilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle, wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „Mama" wiederholte, so daß Thalheim vermuthete, sie müsse hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erst später vom Sohne in die Höhle gebracht worden sein. — Er ließ sich weiter führen. Plötzlich, als sie sich um eine Ecke der Felswand drehten, sah er mit dem höchsten Erstaunen gerade vor sich ein Haus stehen. Ein schönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäischer Art mit Fenstern versehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war sichtbar. Sie schien die Oeffnung einer großen Felsenhöhle zu verschließen, in deren innerem Raume sich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre stand offen.

Je freudiger Thalheim aufschrie, desto ängstlicher bemühte sich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbesorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtsamen, hier seine Zurückkunft zu erwarten, und schritt muthig durch die Pforte ins Innere des Gebäudes. Er trat

in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe sich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verschlossene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch diese eintretend, sah er sich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen und anderm Schießbedarf reichlich versehen war. Hier fiel ihm denn auch sogleich der Gegenstand in die Augen, der seinem Heinrich eine so unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am Boden liegende, abgeschossene Pistole. Wahrscheinlich hatte Heinrich schon in seinem verwilderten Zustande dieses Haus entdeckt und sich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim suchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu versöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorsichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbrannte, und nach und nach die Ladung verstärkte. Dann schoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und suchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung seines Armes zugegangen sei. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn loszudrücken, so folgte er doch wenigstens seinem Führer willig in das Innere des Hauses.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende Zimmer, und in deren Mitte einen schönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten sich große Gewölbe, die sich ins Innere der Felswand zu erstrecken schienen. Aus jenem Gange kamen sie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fensteröffnungen desselben blickte man über niedrige Felsenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in diesen oberen Raum fanden sie zahlreiche Gesellschaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen

Fenster Eingang gefunden, und überall genistet hatten. Sie waren so wenig scheu, daß sie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieser zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Vertilgung gelegen, da er sogleich den Nutzen, den sie ihm gewähren konnten, zu schätzen verstand.

Von diesen Gemächern aus führte eine Felsentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete sich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Insel übersah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeeres hinausschaute, — auf dieser prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäischen Heimath geschmückt. Wie romantisch und üppig rankte sich überall die Blüthe mit der Frucht zusammen! Aber wie traurig schön mußte jetzt all' diese Herrlichkeit einem fühlenden Menschen erscheinen, in ihrem, gewiß schon seit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie stiegen hierauf vermittelst eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die schreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff seines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieser von Wellen umspülte Platz nichts Merkwürdiges, außer dem Eingang in eine Höhle, die sich nach der Gegend des Hauses hinzuziehen schien. Thalheim wollte sie ein andermal näher untersuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz versunken in das Andenken an sein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauses den reichen Segen kennen lernte, den Gott bescheert hatte, zunächst eine unüberwindliche Lust, heute einmal auf europäische Art zu essen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in dessen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen sah. Aus der Größe des daneben stehenden Oelgefäßes schloß

er, daß diese Lampe ehemals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das sollte sie nun aufs Neue, da es ihr, so lange die beiden Bewohner der Insel auf die Thiere derselben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe seine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeschrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäße, die an allen Wänden sichtbar wurden. Es fand sich hier Alles in der besten, reinlichsten Ordnung. Ein Wasserstrahl rieselte aus dem Felsen in ein Becken herab; selbst an Holzvorrath fehlte es nicht, so daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anschüren, Wasser beisetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des Felsenhauses zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo sich das Tischgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Essen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, sie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaster dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Essen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Insulaner vom verlassenen Hause förmlich Besitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre sämmtlichen Habseligkeiten untersuchen und ordnen. Damit brachten sie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um so angenehmer, da sie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter diesem glückseligen Himmelsstriche nur in einer kurzen Regen- und Gewitterzeit bestand. Thalheim überzeugte sich allmälig, daß es ein nach der afrikanischen Küste bestimmtes Kolonisten-Schiff gewesen sein müsse, welches hierher verschlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des gestrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das gesegnete Eiland gefiel, sich hier anzusiedeln entschlossen, und so diese großen, schönen Anlagen

begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerstämme von einer andern Insel her, — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthsel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, großentheils gut erhalten, waren so mannigfaltig und schienen so genau für die Bedürfnisse einer neuen Ansiedelung berechnet, daß man viele derselben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteischiffe nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauses waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derselben bedeutend, doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felsenhöhle bestand. Wände und Fußböden waren überall mit schön gewirkten, zum Theil kostbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthschaften der Zimmer ließen in Rücksicht der Zierlichkeit Manches zu wünschen übrig. Desto schöner waren die aufgelegten Polster und Matratzen, wovon sich auch im obern Raume noch ein besonderer Vorrath für mehr als zwanzig Betten fand. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden sich auf einem, seitwärts vom Hause gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim suchte am eifrigsten nach Literalien; aber alles Papier war zerschrotet bis auf einen unbeschriebenen Vorrath, der sich in einem blechernen Kasten nebst andern Schreibmaterialien besser verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäusen oder Insekten zerfressenen, waren unzusammenhängende holländische Worte kaum noch lesbar. Von dem ebenfalls zerstörten kleinen Büchervorrath fand sich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den starken Einband mit silbernen Schlössern geschützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäsche und Kleidungsstücken aller Art war großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär-Uniformen zeigten den Stand ihrer ehemaligen Besitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebst den dazu bestimmten linnenen und seidenen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Gesellschaft ausgemacht haben müsse. Von den Lebensmitteln hatte sich besonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Tabak gab es unverwüstliche Vorräthe. Große Ballen, welche indische Gewürze zu verschließen schienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fässern und Flaschen wohl versehen war, überraschte Thalheim der glückliche Fund eines Fasses voll des edelsten Weines, worüber er in der ersten Freude seinen Freund, den er als den eigentlichen Besitzer aller dieser Schätze betrachtete, die er nur jetzt einstweilen unter vormundschaftliche Verwaltung nahm, — fest in die Arme schloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr untersucht uud in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beste gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Breterverschlage durch ordentliche Fluglöcher ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Alle verdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdischen Gang nach dem Gestade gebracht und in die See versenkt. Da sich dort bald eine große Menge von Fischen versammelte, so bestimmten sie diesen Platz zu einer beständigen Fütterung, und selten hoben sie des Morgens ihre Nachtschnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen also nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerst gesund; denn nachdem sie alle Räume gründlich gesäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein

moderhafter Geruch, wie Anfangs zu spüren, sondern vielmehr ein leiser angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indischer Waarenhäuser bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir schon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Mensch geworden. Jene thierischen Waffen, die er nun entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt säuberlich beschnitten; er trug die glänzend schwarzen Haare kurz eingestutzt, seine Wäsche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdstiefeln an den Füßen; den männlich schönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er sich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, so daß er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wusch sich regelmäßig, putzte seine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu stutzen gelernt und besah sich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte schon so viele menschliche Klugheiten und Thorheiten aus, daß seinem Erzieher bei dieser überhand nehmenden europäischen Kultur oft ganz bange ward. Am meisten freute ihn dabei Heinrichs entschiedene Neigung zur höchsten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künsten, denn er konnte schon waschen, kochen, braten, nähen, schießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer besseren Verständigung und seine ganze innere Welt fing an, sich mächtig aufzuthun. Ihre tägliche Lebensweise war wohlgeregelt und vielbeschäftigt. Am frühsten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; Anfangs bloß mündlich, in der Folge aber auch schriftlich. Ihr einziges Buch, die holländische Bibel, war vorläufig für den deutschen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die Vorsehung erinnerte er sich seines geborgenen Bücherschatzes, und beschloß die Kiste, sobald sie ihre ersten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, sogleich in das Wohnhaus zu schaffen. Uebrigens bemerkte er bei seinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet

schnelle Fassungskraft besaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer festhielt. Nach der Beendigung der Schule gings zum Frühstück; dann zu den häuslichen Geschäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinschaftlich besorgt, bis der Lehrling endlich den Meister übertraf, worauf der Küchendienst zu wechseln begann. An Fleisch fehlte es ihnen hauptsächlich noch, da sie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, schonen wollten, und noch immer durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang gesetzt hatte, die Mittagsstunde schlug, kamen sie dort zum Essen zusammen. Nach Tische setzten sie Arbeit und Unterricht wechselweise, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur süßen niegestörten Ruhe winkte.

Nach Vollendung der neuen Einrichtung ihres Hauswesens machten sie sich eines Morgens auf den Weg, um das verzäunte Revier vorerst zu umgehen. Das Wetter begann sich wieder aufzuheitern, und die Strichregen strömten nur noch zuweilen in weniger anhaltenden Güssen.

Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in Form eines Halbzirkels von einer steilen Felsenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde Umfang haben. An einigen Orten, wo die Kartoffelpflanze häufiger stand, war auf einen ehemaligen Anbau derselben zu schließen; übrigens mußte es wohl den vormaligen Einwohnern mehr um Milch und Baumfrüchte zu thun gewesen sein, da sich vom Getreidebau nicht die geringste Spur erhalten hatte.

Die beiden Gefährten umwanderten, — nachdem sie durch ein hohes Gitterthor geschritten, dessen eingerostete Riegel Thalheim nur mit Mühe zurückschieben konnte, — die ganze Verzäunung, und fan-

den sie überall so dicht und unbeschädigt, daß über die Sicherheit vor wilden Thieren nunmehr nicht der mindeste Zweifel zurückblieb. Dann durchkreuzten sie das Innere ihrer paradiesischen Besitzung nach verschiedenen Richtungen. Die Wiesen trugen noch Blumen und färbten sich jetzt wieder mit jungaufsprossendem Grün. An den Bäumen, welche ebenfalls schon in neuen Trieben ausschlugen, gab es noch vom Herbste her Feigen und süße Pomeranzen, wenngleich die Affen das Meiste gestohlen hatten. Die beiden Eigenthümer, welche ein größeres Recht darauf zu besitzen meinten, beschlossen sogleich ihre Obstkammer mit der eingesammelten Nachernte zu versehen, da ihnen gegenwärtig keine Zeit zur Verfolgung der Diebe übrig blieb.

Im Weitergehen stießen sie auf eine Antilope, die der Niederlage nicht entgehen konnte. Heinrich war sogleich darüber her, ihr die Haut abzuziehen; — die einzige Spekulation, die er schon in seinem vorigen Zustande gekannt, und wozu ihn vermuthlich die Furcht vor den schmerzenden Mückenstichen geleitet hatte. Das Geschäft ging ihm schnell von der Hand; — nur beklagte er sich dabei über den Verlust seiner Nägel; wogegen ihm Thalheim zum Troste den Gebrauch des Messers mit dem besten Erfolge empfahl. Hier that er auch seinen ersten Probeschuß als Jäger. Sein Freund hatte ihn bisher fleißig nach dem Ziele schießen lassen, und zeigte ihm einen Affen, der sich auf einem Fruchtbaume gütlich that. Der erfreute Heinrich holte ihn mit einem sichern Schusse glücklich herab. Beim Knallen des Gewehrs fuhren mehrere Antilopen auf und Thalheim zeigte Lust, noch eine derselben für die Küche zu erlegen; Heinrich bat aber, ihrer zu schonen und gab zu verstehen, daß er selbst diese Thiere jung eingefangen und innerhalb der Verzäunung groß gezogen habe. Da ihm aber Thalheim bemerklich machte: die Antilopen würden sich sehr schnell vermehren und zuletzt ihren Ziegen die Weide hinweg nehmen, ohne sich doch, wie jene, zähmen zu lassen, so willigte Jener gern ein; und da auch noch ein vorbeistreichender

großer Flug Rebhühner seinen Zoll entrichten mußte, so kehrten die glücklichen Jäger mit schwerer Beute beladen von ihrem ersten Streifzuge heim. Da ging es denn an ein gewaltiges Ausweiden, Rupfen, Zerhauen und Einpöckeln; vorzüglich aber auch an ein eifriges Sieden, Braten und Schmausen, wobei sich Heinrich dießmal so geschickt als vergnügt bezeigte.

Sie brachten sodann die nächsten Tage mit dem Einsammeln der Früchte und einem andern Geschäft zu, wovon sich Thalheim manchen Nutzen für die Folge versprach. Er hatte nämlich einen alten kleinen Wagen, welcher auf dem Bauplatze stand, näher untersucht und ihn noch brauchbar genug gefunden, um damit eine Reise zum gestrandeten Bücherfasse zu machen. Den Weg dorthin schätzte er über eine Meile weit, daher ihm auf andere Weise der Transport jenes geborgenen Schatzes sehr beschwerlich werden mußte. Nun wollte er versuchen, ob einige ihrer Hausthiere, die von starkem Körperbau waren, sich zum Ziehen abrichten ließen. Der Wagen wurde also zum Flusse hingeschoben, eingeweicht, dann die Räder mit Oel getränkt und in Gang gebracht. Thalheim wählte sechs der stärksten Böcke aus, machte ihnen Geschirre von Stricken und altem vorgefundenen Riemenwerk, übte sie fleißig und konnte schon nach wenigen Tagen die lustigen langbärtigen Gesellen ziemlich nach seinem Willen lenken und ihnen fast so viel Arbeit, als einem starken Zugpferde zumuthen.

An einem schönen Morgen fuhren sie wohlgemuth durch das Gitterthor hinaus in jenes wildere Revier, wo Thalheim früher schon so große Gefahr bestanden hatte. Gleich beim Eintritt in den Hochwald stießen sie auf einen schreckhaften Anblick. Auf dem felsigen Grunde eines offenen Platzes glänzten weißgebleichte Knochen, welche Thalheim sogleich für menschliche Gebeine erkannte; — aber mitten unter ihnen lagen eben so unverkennbar die Gerippe zweier Löwen,

die also einst hier, den Tod gebend, ihn zugleich empfangen hatten. „Vielleicht, sagte Thalheim: sind dieß die Ueberbleibsel der letzten Bewohner dieser Insel, außer Heinrichs Mutter! — Armer Robinson Thalheim! Wer wird künftig einmal vor Deinem Gerippe zurückschaudern!"

Die hier Gebliebenen waren nicht gehörig bewaffnet gewesen; denn Thalheim fand nur einige Aexte auf der Wahlstatt, und mehrere umgehauene Bäume im Umkreise machten es wahrscheinlich, daß die Unglücklichen beim Holzfällen von den Raubthieren überfallen worden waren. Wie theuer sie ihr Leben verkauft hatten, bewiesen die Ueberreste ihrer grimmigen Feinde. — Ein solcher grausenvoller Anblick war freilich nicht geeignet, die Lust der heutigen Reise zu mehren, und in der That stand Thalheim eine Weile unentschlossen da. Heinrich hingegen blieb muthiger, und behauptete, es gebe auf der ganzen Insel nur noch ein einziges Raubthier dieser Gattung, das er sehr genau kenne und dem er schon oft entkommen sei. „Hier — Löwentod!" rief er, und klopfte auf seine Flinte. Allerdings durften die beiden Abenteurer ihrer Bewaffnung einigermaßen vertrauen. Außer zwei Pistolen im Gürtel, und einem Säbel an der Seite, trug jeder ein gezogenes Doppelrohr, so daß sie jedem, nicht allzuübermächtigen Feinde keck entgegen gehen konnten. Aber es fand sich auf ihrem ganzen Wege kein lebensgefährlicher Feind.

Das glücklich aufgefundene Faß voll großer deutscher Schriftsteller ward von dem Bocksgespann so behutsam und sicher über Stock und Stein gefahren, als man es von so wenig gebildeten Bestien nur immer erwarten konnte; auch packten sie unterwegs noch einige todte Hasen und Rebhühner darauf, gleichsam als Krone des ganzen literarischen Katafalks. Sehr ermüdet langten die Führer zu Hause an.

Die Schulstunden wurden von nun an verdoppelt, und Heinrich machte höchst erfreuliche Fortschritte im Denken und Reden, sobald

nur einmal die Bahn aus der wüsten Geistesverwilderung zur menschlichen Sittigung gebrochen war. Bei dieser edelsten Beschäftigung übten sie die Jagd nur in seltenen Stunden; dagegen verwendeten sie mehrere auf die Herstellung ihres schönen Gartens. In den Abendstunden kehrte sichs oft um, und Heinrich ward Thalheims Lehrmeister, da er die ganze Insel und ihre Thierarten kannte, und in ihrer Beschreibung ein bewundernswerthes Talent entwickelte, indem er gerade das Charakteristische ihres Benehmens, ihrer Art sich fortzubewegen, und selbst ihre Stimme kenntlich wiederzugeben wußte.

So hatten sie eine Zeitlang in ihrer Abgeschiedenheit, stets geistig und körperlich thätig, fortgelebt, als eine seltsame Entdeckung die Aufmersamkeit unseres Freundes noch mehr als bisher nach jenem wüsten Theile der Insel hinlenkte, zu dessen näherer Erforschung er bisher eben kein sonderliches Verlangen trug. Er saß nämlich einst an einem stillen Abend beim Sonnenuntergang auf der Rasenbank des Gartens neben seinem Heinrich, dem er eben einige kleine Lieder gelehrt hatte, um sie mit seiner Zither zu begleiten. (Sie hatte sich unter den Geräthschaften des oberen Hofraumes nebst dem zugehörigen Saitenvorrathe gefunden.) Heinrich ging nach dieser musikalischen Uebungsstunde hinab in die Wohnung, das Abendbrot zu bereiten, während Thalheim oben noch seine leisen Elegien nach dem geliebten Norden hinertönen ließ, und sich allmählig in Betrachtungen über seine Gegenwart und Zukunft gänzlich verlor. Manches schreckhafte Bild trat seiner Phantasie entgegen, aber desto schöner tröstete ihn zuletzt der Gedanke, daß er bisher doch seine Pflichten gegen den ihm von Gott anvertrauten Freund getreulich erfüllt habe. Heinrich begann jetzt schon unter seiner Leitung ein liebenswürdiger Mensch zu werden, und mehr noch ließ die Zukunft hoffen. Sein Aeußeres war so auffallend schön gebildet, wie es bei einer männlichen Gestalt nur selten gefunden wird. Das frischeste Roth schimmerte auf den Wangen des regelmäßig geformten, nur noch wenig gebräunten Ge-

fichtes; sein großes dunkles Auge strahlte von reiner Gluth; in jeder Muskelbewegung drückte sich die Harmonie rüstiger Männlichkeit aus, und niemals hat wohl ein Jüngling den Namen Kraft, den ihm sein Freund beigelegt, mit größerem Rechte geführt, als Heinrich, in Rücksicht seiner außerordentlichen Körperstärke. Sein Charakter war eine, vielleicht nur gerade unter diesen Verhältnissen mögliche Mischung von Sanftheit und Feuer; — höchstmenschlich — aber noch nicht bestimmt. Dankbarkeit gegen Gott und gegen seinen Lehrer, so wie ein unbedingter Gehorsam — dieß waren bis jetzt die einzigen herrschenden Gefühle seiner Seele. Bei seinem, sich mächtig verstärkenden Gedächtniß hatte er schon bewundernswürdige Fortschritte in seinem Wissen gemacht. Er sprach, las und schrieb jetzt die deutsche Sprache mit Fertigkeit und zeigte sich aufs Lesen so begierig, daß ihn Thalheim vorläufig nur auf eine kleine Auswahl von Büchern beschränken mußte, damit das aufgenommene Chaos von Ideen und Bildern seine einfache Weltansicht nicht zerstören möchte.

Am herrlichsten bewegte sich des Jünglings Phantasie in den erhabenen Regionen der Religion; und auf diesen heiligen Wegen begegnete ihm der fromme Thalheim am liebsten, als sein treuer Führer zum ewigen Vaterlande. Bei dem Grabe der Mutter verlebte er manchen herzerhebenden Augenblick an seiner Seite. Mit dem Religionsunterrichte war er bereits so weit vorgeschritten, daß Heinrich bald die Konfirmation von Thalheim empfangen sollte. Von dieser feierlichen Handlung erwartete der Lehrer viel für die nähere Bestimmung seines Charakters. Er hoffte dann die allzufeurige Phantasie durch Vorhaltung der, vom jungen Christen nun wirklich übernommenen Pflichten auf festere Punkte hinzulenken; an würdige Vorsätze zu fesseln, und daneben die ungebundene Sinnlichkeit, welche einer solchen Natur eigen sein mußte, unter eine Art von Kirchenzucht zu nehmen, die ihm bei diesem seltenen Geiste nöthig schien, wenn er nicht sich selbst zu Grunde richten sollte. Daher suchte Thalheim den

Tag der Konfirmation auf alle Weise zu beschleunigen, und drang seit einiger Zeit mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf, von welcher er sich selbst keinen genügenden Grund anzugeben wußte, und die er fast an sich tadelte, weil Heinrich ihm doch wirklich in jeder Rücksicht Freude machte.

Während Thalheim auch jetzt über diesen Gegenstand mit sich zu Rathe ging und zuweilen mechanisch einen Akkord seines Saitenspieles anklingen ließ, glaubte er plötzlich eine seltsame Fortsetzung seiner Musik aus der Ferne her zu vernehmen. Er horchte auf, und es überlief ihn ein leiser Schauder, als es wehend, wie der verschwebende Hall eines Orgelspieles, aus der mittäglichen Gegend zu ihm herüberklang, — aber so fern, als wäre der Quell dieser sanften Töne gar nicht auf der Insel, sondern in höheren Regionen zu suchen. Menschlichen Stimmen schrieb er dieses unerklärbare Tönen nicht zu; auch konnte man keine, durch Kunst hervorgebrachte melodische Bewegung darin wahrnehmen. Aber es schwebte gleichwohl oft ein wunderbarer Zusammenklang in dieser himmlischen Musik, welche sich nur mit dem phantastischen Tonspiel vieler, zugleich fibrirender Aeolsharfen vergleichen ließ.

Allmählig verklang das zaubervolle Chor der unbekannten Engelstimmen. Thalheim blieb lauschend sitzen bis es dämmerte; aber sie kehrten nicht wieder. Noch entzückt fand ihn Heinrich, dem er seine Entdeckung mittheilte, und welcher ihm dagegen versicherte: auch er habe dieses seltsame Klingen zuweilen schon im südlichen Theil der Insel vernommen, und habe neugierig seinen Ursprung aufgesucht, doch ohne denselben entdecken zu können. „Laß uns, sagte er, gleich morgen eine Reise durch die Wüste nach jener Gegend hin antreten! Was ich nicht finden konnte, wird Dir gewiß nicht entgehen." Dieser Vorschlag war Thalheim sehr willkommen; denn er hegte im Geheim die Hoffnung, daß jene Musik doch vielleicht von Menschen herrühren könne.

So zogen sie denn am andern Morgen wohlgerüstet aus, da Heinrich behauptete, sie würden den gewöhnlichen Aufenthalt des Löwen auf ihrem heutigem Wege nicht vermeiden können. Allein der Feind war ihnen näher, als sie glaubten; denn kaum hatten sie das Gitterthor verriegelt, als Heinrich, welcher eine Strecke voraus war, dem Gefährten zuschrie: er möge sich eilig hinter die Pforte retten. Er selbst kletterte in demselben Augenblicke an einem Baume empor, und Thalheim sah das furchtbare Thier in kleiner Entfernung, zum tödtlichen Sprunge bereit, stehen, mit blitzenden Augen bald nach ihm, bald nach Heinrich zielend. So wohl bewaffnet, wie er jetzt war, schämte sich Thalheim wieder zurück in die Verzäunung zu flüchten; er beschloß vielmehr, dem Unthier muthig den Kampf anzubieten, da ihn Heinrich vom Baume herab trefflich unterstützen konnte. Eben als der Löwe mit geringeltem Schweif dumpf murrend jenen Baum umkreis'te, fiel Thalheims erster Schuß. Der Feind that einen mächtigen Seitensprung; — er war am Schenkel verwundet. Jetzt knallten auch von oben herab zwei schnell hintereinander folgende Schüsse; aber das erschreckte Thier war bereits auf der Flucht und entfernte sich, durch die Wunde gehindert, nicht allzuschnell mit lautem Gebrülle. Die beiden triumphirenden Jäger verfolgten ihn, bis er sich in einem Wäldchen ihren Blicken entzog, welches Heinrich als seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort bezeichnete. Der muthige Thalheim hatte große Lust, ihn auf der Stelle dort in seiner Höhle aufzusuchen. Indeß brachte ihn die Vorstellung Heinrichs davon ab: daß sie nun gerade heute, wo die verwundete Bestie sich versteckt halten werde, am aller ungestörtesten und sichersten ihre Entdeckungsreise fortsetzen könnten.

Nach einer langen und sehr interessanten Wanderung — auf welcher sie viele Thiere antrafen und gute Jagd hätten finden können, wenn es ihnen heute um eine solche Beute zu thun gewesen wäre — machten sie endlich gegen die Mittagsstunde auf einem hohen Berge Halt, wo sie sich auf der äußersten südöstlichen Spitze und zugleich auf

dem allerhöchsten Punkte der ganzen Insel befanden, welche sich aber nach Südwesten hin noch mehrere Meilen weit in die Länge zog. Sie war unstreitig über zehn Stunden lang, doch in den meisten Gegenden nur drei bis vier Stunden breit. Der Fluß schlängelte sich aus den südwestlichen Gebirgen hervor, verschwand oft unter Felsenbergen und durchzog in romantischen Windungen die ganze Insel, worauf er unterhalb der verzäunten Anlage nach Nordosten zu ins Meer floß.

Die Besitzung der beiden Freunde machte zwar den schönsten Theil der Insel aus; aber man konnte doch von diesem Gebirge herab bemerken, daß auch in manchen andern Gegenden eine ungemein üppige Vegetation anzutreffen sein müsse. Die Abendseite bestand meist aus Waldung, die Morgenseite hingegen aus Wiesen und niedern buschigen Hügeln. Das Ganze gewährte einen überaus reizenden Fernblick und bot sich unserem entzückten Freunde zum ersten Male so in seiner vollen Herrlichkeit dar. Alle Spuren menschlicher Einwirkung, welche sie hier und da entdeckten, schienen nur auf ältere, nicht mehr vorhandene Bewohner hinzudeuten.

Ihr mitgenommenes Jägermahl war bereits verzehrt, als sie plötzlich bei einem sich erhebenden Nordwestwinde die bekannten räthselhaften Töne, und zwar weit vernehmlicher als gestern, hörten. Heute aber erklangen sie von Norden her, und es war folglich keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Ort ihrer Entstehung zwischen dem Standpunkt der Wanderer und ihrer Wohnung zu finden sein müsse. Voller Freuden über diese Gewißheit, traten sie sogleich den Rückweg an, und beschlossen auf demselben stets in der Mitte zwischen dem Meere und dem Flusse zu bleiben; in welcher Richtung sie nach beiden Seiten hin recht aufmerksam mit Ohr und Auge spähen konnten. Auf der nächsten Reise wollten sie dann am Seegestade hin dem Gebirge zuwandern. So, glaubten sie, könne ihnen die Entdeckung des

Geheimnisses nicht entgehen. — Aber schon während sie abwärts gingen, war kein Laut mehr zu vernehmen. Sie verfolgten ihren Weg, ohne eine nähere Andeutung zu finden, und kamen so, zwar nicht ohne fühlbare Folgen des angestrengten Tagemarsches, dennoch aber höchzufrieden mit Allem, was sie gesehn und genossen, in ihrer Wohnung an. Lange unterhielten sie sich in labender Ruhe, ohne zu ahnen, daß dieß der Vorabend eines für sie ungemein wichtigen Tages sei.

II.

Thalheim

oder

die Liebe auf der wüsten Insel.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Die größte Sorgfalt wendete Thalheim, immer mit Heinrich fleißig arbeitend, auf die Verschönerung der Umgebungen ihres Felsenhauses, dessen paradiesische Lage ihn bei vertrauterer Bekanntschaft täglich mehr entzückte. Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in der Form eines Halbzirkels, von einer steilen Felsenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde im Umfang haben. Ueberall im Thale die schönsten Wiesen, abwechselnd mit Fruchtwäldchen, hingebreitet! In der Mitte des Thales zog sanftgebogen der schöne Strom hindurch. Kaum tausend Schritte von ihrem Bauplatze sahen sie die Stelle, wo der Fluß aus dem obern Theil der Insel in die Verzäunung einströmte. Auch hier trat er unter einem Felsen hervor, welcher zugleich zur Brücke diente. Ueber der Wölbung desselben war ein breiter Weg eingehauen oder gesprengt. Auf diesem gelangte man zu einem Gitterthor, das sich an einer Seite dem Felsen, an der andern aber der Verzäunung anschloß, und mit starken Riegeln versehen war. Thalheim erinnerte sich, so oft er dieses Thor öffnete, immer mit Vergnügen des Augenblicks, wo er seinem Wilden, der zeither ohne Zweifel nur mühselig es überstiegen hatte, zum ersten Mal es öffnen lehrte. Schon in der Sprache ein wenig vorgeschritten, hatte sich der Arme damals vor ihm auf die Kniee geworfen und gestammelt: „Ich ein Vieh, du ein Mensch — o du gut — mein Bruder!“

Als den prachtvollsten Punkt dieses reichen Naturgartens pflegte Thalheim die Anlage auf der hohen Felsenterrasse. Die beiden Gärtner besäeten und bepflanzten diesen Platz, von welchem sich eine unermeßliche Aussicht öffnete, mit Allem, was sie aus der Verwirrung des üppigen Wachsthums an Ablegern und Saamen schicklich fanden. Der Ueberwuchs wurde ausgerodet, die Wege erneuert, das Ganze gereinigt, die Bäume ausgeschneidelt, Blumen und Stauden mit Erde aufgefrischt, die Weinstöcke gepfählt. So verschwand bald die Wildniß aus diesem schönen Denkmal menschlichen Fleißes, und Thalheim fühlte sich auf jener sonnigen Höhe, welche er zu seinem Musensitz erkor, oft so heimisch, wie mitten im geliebten, heißersehnten Vaterlande. Aber auf dem höchsten Punkte hatte er etwas hingepflanzt, was freilich wenig zu den Prachtblüthen und blumenreichen Büschen zu passen schien, und dennoch gerade an der rechten Stelle stand: es waren die gefundenen kleinen Kanonen. Stets geladen sollten sie dort des Augenblickes harren, wo ein günstiger Zufall ein vorbeisegelndes Schiff in die Nähe der Insel führte, um dann ein Zeichen zu geben, daß hier Menschen sich nach Menschen sehnten.

Dort saß er am Morgen nach der Entdeckungsreise in seligen Erinnerungen verloren, als ihn plötzlich der Knall eines fernen Kanonenschusses aus seinen Phantasien weckte. Laut rief er seinem Heinrich, der aus der Nähe schnell herbei kam. — Deutlich gewahrten sie Beide ein Schiff gegen Westen, welches sich der Insel näherte. Heinrich, den Alles, was Thalheim ihm erzählt, und was er gelesen hatte, für Europa begeisterte, begann am ganzen Leibe zu zittern, aber er vergaß seines Amtes nicht, und feuerte einige Mal seine Kanonen ab. Es erfolgte Antwort durch vier andre Schüsse, wobei der gute Konstabler vor Freuden laut aufschrie. Aber in diesem Augenblick entdeckten sie einen schwarzqualmenden Rauch, der vom Schiffe aufwirbelte. Ein mit Menschen gefülltes Boot trennte sich von demselben, und gleich darauf ward noch ein zweites in See gelassen; aber im

gleichen Momente flog das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Die beiden Freunde knieten, und riefen zu Gott um Hülfe für die Elenden.

Heinrich weinte laut, wie ein Kind. Thalheim verwies ihn auf die Unerforschlichkeit der Rathschlüsse Gottes, und suchte ihn mit dem Troste zu ermuthigen, daß hoffentlich doch nicht Alles verloren sei. Wirklich sahen sie, als der Wind die schwarzen Dämpfe verweht hatte, eines der beiden Boote, doch nur mit wenigen Menschen, heransegeln. Heinrich mußte nach Tüchern und Stangen laufen, während Thalheim zur Bucht hinabeilte. Beide winkten und riefen in Einem fort, und bemerkten bald zu ihrer unaussprechlichen Wonne, daß man sie vom Boote aus wahrgenommen habe, indem dasselbe gerade auf ihren kleinen Hafen lossteuerte. Es waren fünf weibliche Gestalten und ein alter Mann in türkischer Kleidung. Als sie dem Landungsplatz nahe kamen, rief ihnen Thalheim in französischer Sprache zu, und sie antworteten Alle; selbst des Türken männliche Stimme war bemerklich.

Sobald sie ans Land traten, warfen sich die bleichen bebenden Menschen nieder, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken. Die beiden Inselbewohner theilten ihre andächtige Rührung, und baten sie dann, ihnen in ihre Wohnung zu folgen. Als Thalheim seinem Zögling ein vorbereitendes Geschäft in deutscher Sprache auftrug, umfaßte ein junges Mädchen schnell seine Kniee, ausrufend: „O Ihr himmlisch guten Menschen meines theuern Vaterlandes! Ist es denn wirklich, oder nur ein täuschender Traum, daß ich meine Sprache in diesem entlegenen Winkel der Erde wieder vernehme? Seid Ihr denn auch Menschen, Ihr Retter unsers Lebens, oder nicht vielmehr selige Geister des Himmels?"

Die schwärmerische Anstrengung zog ihr eine Ohnmacht zu, und kaum hatten die Wirthe ihre schönen Gäste nicht ohne große Mühe in den Saal gebracht, als noch zwei andre nebst dem alten Manne erschöpft hinsanken, Thalheim befragte die Eine, welche ihm die Be-

fehlshaberin zu sein schien, und ebenfalls deutsch zu sprechen verstand, ob sie etwas zur Stärkung zu genießen wünschten, und welches außerdem ihr nächstes Bedürfniß sei. „Ruhe, seufzte sie leise, nur Ruhe! Denn wir entbehren sie schon seit vielen Nächten. Sind wir denn aber auch hier sicher, mein Herr? Und wo befinden wir uns?“

„Wie in Ihrem eignen Hause! sagte Thalheim. Wir sind zwei Deutsche, — leider aber bis diesen Augenblick die einzigen Menschen auf dieser schönen Insel.“

Sie blickte jammernd gen Himmel. Es war aber jetzt nicht Zeit zum Jammern und Reden. Sobald die Ohnmächtigen sich erholt, und dann Alle eine kleine Herzstärkung zu sich genommen hatten, führte man sie zu ihren Betten, welche Heinrich in so großer Eile trefflich genug bereitet hatte. Nach wenigen Minuten herrschte im Wohnhause die vorige Stille wieder, da jetzt der milde besänftigende Schlaf die armen Geschöpfe freundlich mit seinen Schattenflügeln deckte, um das überstandene Elend in tiefe Vergessenheit zu versenken.

Desto arbeitslustiger fühlten sich nun die beiden Hauswirthe. „Lieber Heinrich, sagte Thalheim: unsre Küchendienste dürften heute wohl zu Ende gehen; drum lass' uns unsern Gästen noch zeigen, wie weit es auch Männer im Erlernen der edlen Brat- und Kochkunst bringen können!“ In der besten Laune griffen sie die Küchenarbeit an. Da bei der großen Ermattung ihrer Gäste für die nächsten Stunden kein Erwachen zu befürchten war, so verschlossen sie vor allen Dingen ihre Wohnung, spannten die Böcke, welche sie früher zum Ziehen abgerichtet hatten, vor das Fuhrwerk, um einen gestern erlegten Büffel heimzuholen. Eine Antilope und mehrere Rebhühner mußten unterwegs noch den geübten Schützen zur Beute fallen, so daß sie eine köstliche Mahlzeit, bei welcher die Kartoffeln das Brot ersetzen mußten, bereiten konnten, wie man wohl auf einer wüsten Insel keine hätte erwarten dürfen.

Während dieses Geschäftes lauschten sie bisweilen, ob sich etwa eine Spur des erwachten Lebens vernehmen lasse. Aber der größte Theil des Büffels lag schon im Salz; die grünen Erbsen mit saftvollen jungen Tauben waren gargekocht; die Braten braun; die Seefische brodelten noch im Kessel, und das köstliche Obst war aufgeschüsselt; Küche und Saal sauber ausgefegt, und die beiden jungen Wirthe selbst mit ihren elegantesten Kleidern angethan, — und noch immer regte sich kein Mäuschen in den Zimmern, die man den Gästen neben dem Saale links, nach der Reihe hin, eingeräumt hatte. Da sie nun schon über zehn Stunden ruhten, so wurde Thalheim besorgt, das lange Hungern möchte ihnen schädlich sein, und begann hier und da an einer Thüre leise anzuklopfen. Weniger Umstände machten sie zuletzt mit dem alten Manne, und weckten ihn auf. Der Greis verlangte nur ein wenig Speise, trank mehr, und bat dann, als er hörte, daß es schon Abend sei, ihn nicht eher, als am folgenden Morgen wieder zu wecken; worauf ihm die Augen abermals zufielen. Dann machten sie einiges Geräusch im Saale mit dem Tischgeräthe, und Thalheim meldete sich noch einmal stärker klopfend an der ersten Thüre. Er erhielt Antwort, und rief nun hinein, daß eine Mahlzeit bereit stehe, und daß er es nicht für gut halte, wenn die lieben Gäste länger säumten, etwas zu sich zu nehmen. „In einer Viertelstunde werden wir Alle erscheinen," sagte jetzt die älteste der Mädchen. Thalheim wendete diese Zwischenzeit noch dazu an, seinem Freunde einige Verhaltungsregeln zu geben. Heute war aber alles Doziren so gut wie in den Wind gesprochen. Heinrich erzitterte zuweilen vor Erwartung. Er sprach fast gar nicht, sondern blickte nur immer lächelnd und mit Augen, die von schöner Menschenliebe glänzten, nach den stillen Zimmern, lauschte an den Thüren, wie zaghaft, das erschienene Glück möge, einem süßen Traume gleich, wieder zerrinnen. „Daß die Erde solche schöne Menschen, ja solche Engel zu Bewohnern habe, übertreffe alle seine Vorstellungen," — versicherte er dem lächelnden Freunde.

Die ersten Begrüßungen der nun erscheinenden Frauen konnten nicht anders als höchst rührend sein, und hatten ein allgemeines Weinen zur Folge. Während Thalheim ihnen das Wesentlichste aus seiner und Heinrich Krafts Geschichte mittheilte, kniete dieser einige Mal nieder, betrachtete Eine um die Andere, und reichte Jeder von Neuem mit Thränen in den Augen die Hand. Als er nach dem Essen die Früchte, und eine Flasche edlen Cyperwein aufgesetzt hatte, ließ sich die älteste der Mädchen nicht länger abhalten, ihre Begebenheiten folgendermaßen zu erzählen.

„Unsre Geschichte, wandte sie sich zu Thalheim: ist eben so kurz als schrecklich. Ich bin die Tochter eines Pfarrers aus dem Kanton Bern und nenne mich Emma Hasti. Seit zwei Jahren war ich Lehrerin in einer Bildungsanstalt, welche die Marquise von Piccard nahe bei Montpellier eingerichtet hatte. Unter den erwachsenen Mitgliedern unseres Institutes bewiesen mir gegenwärtige junge Damen die meiste Liebe, und unsre wechselseitige Zuneigung erwärmte sich so sehr, daß wir bald nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten. Dieß ist Miß Maria Milford aus der Grafschaft Manchester; die Tochter eines edlen Britten, der seit mehreren Jahren mit seiner Familie als Gefangner in Frankreich lebte. Hier, Laura di Matera, ein Fräulein aus Tivoli; neben ihr Luise, Gräfin von Maurant; und dort die Jüngste unter uns, Therese; dritte Tochter des Fürsten von Felsberg aus Deutschland, an dessen Hof die Marquise von Piccard, während sie Frankreich meiden mußte, gelebt hat.“

„Wir liebten uns — fuhr die Gouvernannte jetzt ruhiger fort, nachdem sie ihre Thränen getrocknet und den erstaunten Thalheim, der sich plötzlich in ein Feenland versetzt glaubte, einige Zeit wehmüthig angeblickt hatte; — wir führten im Schooße einer schönen Natur ein schönes Leben. Ach, mein Herr, es gab auf Erden keine seligeren

Wesen, als wir! Und all' diese Herrlichkeit zerstörte ein unglückliches Verhängniß mit Einem Schlage so schrecklich!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir fünfe fast unzertrennlich waren. Die Vorsteherin wußte und billigte das, und man ließ auf unsern Spaziergängen uns ungestört die angenehmsten Pfade und Plätzchen suchen, da wir Alle in gutem Ruf der Vorsichtigkeit standen. Unser Lieblingsgang führte uns oft zum Ufer des Meeres, wo wir hinter einem Lustwäldchen eine ungemein reizende Stelle entdeckt hatten. Sie war wohl einsam und versteckt, aber nicht allzuweit vom Schlosse entfernt; auch befand sich in ihrer Nähe ein Landungsplatz, bei welchem die Fischer häufig ab- und zufuhren. Dort saßen wir einst an einem schönen Herbstabend und blickten still auf die schillernd wogenden Fluthen, als plötzlich sechs schwarze Männer aus dem Wäldchen auf uns losstürzten. Sie banden uns Unglückliche, die schon der Schreck gelähmt hatte, und trugen uns in eine hinter dem Gebüsch versteckte Barke, die nun schnell am Ufer hinauf fuhr und in einer verborgenen Bucht so lange verweilte, bis die volle Dunkelheit hereinbrach. Unser Schreien verhinderte man durch vorgehaltene Tücher und bedrohte uns mit dem Tode bei einem neuen Versuche. Die Barbaren ruderten an ein Schiff hin, welches mit Afrikanern bemannt war, und jetzt — sobald es seinen Raub, den es vermuthlich dem Verrathe schändlicher Fischer verdankte, an Bord genommen — in Eile davonsegelte. Von unserm Jammer sage ich Ihnen nichts."

„Der Räuberkapitain behandelte uns mit großer Ehrerbietigkeit. Wir passirten die Meerenge und wurden für den Harem, Gott weiß welches Mohrenkönigs am Nigerflusse bestimmt. Ehe es aber noch zu einer Landung an der afrikanischen Küste kam, stießen zwei englische Fregatten mit einer Handelsflotte auf uns, welche den Mohren nach kurzem Widerstande visitirten, in Ketten legten, und uns befreiten. Wir wurden am Bord des größten dieser Schiffe, welche sämmtlich nach Ostindien bestimmt waren, mit vieler Güte aufgenommen,

erfuhren aber leider, daß man uns nicht eher zurücksenden könne, bis man auf St. Helena oder am Kap ein größeres, nach Europa zurückkehrendes Fahrzeug antreffen werde. Ach! wir sollten weder die nun so heißersehnte Insel, noch das Kap sehen! Stürme, deren Heftigkeit und anhaltende Wuth unsre kleine Flotte bald zerstreute, trieben unser Schiff, das von einem Seitenwindstoß gefaßt ward, endlich so weit nach Südwesten hin, daß wir alle Hoffnung aufgaben, die Flotte einzuholen. Das Schiff begann allmählig Mangel an allen Bedürfnissen zu leiden, und die Stürme folgten sich unaufhörlich. Daher war dem Kapitain der heutige stille Morgen und der Anblick dieser Insel doppelt willkommen, weil er hier doch wenigstens einen Ankerplatz zu nöthiger Ausbesserung und Einnahme von frischem Wasser zu finden hoffte. — Der Himmel wollte diese süße Hoffnung nach der langen Angst nicht gewähren. In dem Augenblick, wo man die ferne Insel entdeckte, muß durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen jenes Feuer im untern Schiffsraume entstanden sein, dessen wir nur zu bald mit unsäglichem Erschrecken durch den dickaufqualmenden Rauch inne wurden. Auf das Geschrei, daß die Gluth sich gegen die Pulverkammer verbreite, stürzte Alles nach den Booten hin. Mit dem Degen in der Hand mußte es der edle Befehlshaber erzwingen, daß man uns Frauen in das erste Boot steigen ließ. Aber nun stürzte uns auch Alles so schnell und ungeschickt nach, daß beim Abstoßen Einer den Andern in die See drängte, und im gräßlich wilden Gewirre kein einziger Mensch das Boot erreichte, außer unserm alten Türken, welcher sich auf der ganzen Fahrt durch viele Gefälligkeiten schon sehr verdient um uns gemacht hatte, und der nun — als ein seitwärts geschleudertes Stück Eisen unserm Bootsmann die Brust zerschmetterte und ihn über Bord riß — mit bewundernswürdiger Kraft und Besonnenheit das Ruder ergriff und unser Lebensretter ward."

„So danken Sie denn der Vorsehung, sagte Thalheim feierlich, als Emma ihre Erzählung schloß, danken Sie dem Wunderbaren, der

uns oft durch ein scheinbares Unglück aus weit größerem Verderben errettet. Was ich — dessen Geschick dem Ihrigen so ähnlich war, hier gefunden habe, und was mein Heinrich auf dieser Insel besitzet, das gehört nun auch Ihnen, edle Frauen! Die hohen Pflichten der Menschenliebe und die Gefühle der reinsten Achtung, welche Ihre Gegenwart uns auflegt, sollen mir stets heilig sein! Auch hoffe ich in dieser Rücksicht mich für meinen jungen Freund verbürgen zu dürfen, wenn gleich die Formen der Gesellschaftsverhältnisse ihm noch fremd sind, und Sie ihm manches zu gute halten müssen. Und so, glaube ich, wird es uns hier, getrennt von der ganzen übrigen Welt, doch am innern Frieden nicht fehlen, so lange wir uns desselben nur nicht selbst unwürdig machen!"

Man trennte sich unter herzlichen Händedrücken, und Alle gingen jetzt schon weit ruhiger zu ihrem Lager, als am heutigen Morgen. Der aufgeregte Heinrich schloß freilich in dieser phantasiereichen Nacht erst spät die freudestrahlenden Augen zu.

Am folgenden Morgen, wo selbst der alte Mustapha neu gestärkt wieder in den Versammlungssaal trat, vereinigte man sich bald, allerlei Beschlüsse zu fassen, welche die künftigen Verhältnisse nothwendig zu machen schienen. Vor allen Dingen ward für die gemeinsame Mittheilung und Unterhaltung die deutsche Sprache gewählt. Diese Wahl rechtfertigte sich durch die Mehrheit der Mitglieder. Selbst der alte Türke, der als Kaufmann häufig deutsche Meßstädte besucht hatte, wußte sich in dieser Sprache recht gut verständlich zu machen. Die Gräfin Luise und Fräulein Laura, die einzigen, welche bis jetzt kaum über die Anfangsgründe hinaus gekommen waren, und die Engländerin Maria, welche schon bedeutendere Fortschritte gemacht hatte, erklärten ihren Entschluß, sich mit allem Eifer nachhelfen zu wollen, wobei Heinrich sich sogleich zum Theilnehmer an den gemeinsamen Uebungen anbot. Wegen der häuslichen Einrichtung ward festgesetzt, daß die sämmtlichen Damenwohnungen auf der Einen Seite

des Saales bleiben, die drei Männer aber sich mit den übrigen kleineren Zimmern behelfen sollten. Für diese Artigkeit zeigten sich die Frauen dadurch dankbar, daß sie von nun an den Küchendienst freiwillig übernahmen. Sie wollten denselben so lange gemeinschaftlich besorgen, bis jede Einzelne ihn gehörig eingelernt haben würde, worauf dann allwöchentlich ein Wechsel eintreten sollte. Dagegen verstand sich von selbst, daß den Männern überlassen blieb, die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Als nun (denn die Noth hilft leicht über alle kleinliche Ziererei übertriebener Delikatesse hinweg,) die Rede auf Kleidung und Wäsche kam, so benutzte Thalheim diese Gelegenheit, seinen Gästen nicht nur die Vorräthe zu zeigen, die sich von diesen Bedürfnissen fanden, sondern auch was ihr reiches Magazin außer dem Linnen, noch an baumwollenen und seidnen Zeugen enthielt; und als er den Damen Alles dieses zum freien Gebrauche übergab, da erheiterte sich zum ersten Male jedes Gesichtchen. Solche Reichthümer hatte keine hier zu finden erwartet! Aber man entdeckte bei dieser Durchschau auch noch einige, bisher unbemerkt gebliebene, Schmuckkästchen, deren glänzender Inhalt den erstaunten Mädchen von ganz unschätzbarem Werthe schien; selbst der Engländerin, die sich auf den Werth der Juwelen einigermaßen zu verstehen versicherte. Es blieb ihnen fast kein Zweifel, daß die vorigen Besitzerinnen sich in Ostindien bereichert haben, und von hohem Rang gewesen sein müßten. — Man denkt sich wohl, daß nun ein geheimes Anpassen, Umkleiden, Wählen und Verwerfen eine förmliche Schneidersession veranlaßte, und für viele Tage die angenehmste Beschäftigung versprach.

Bald fing man nun auch an, Garten und Flur zu durchwandern. Es ward ein Badeplatz für die Frauen eingerichtet; sie belustigten sich mit der Fischerei, und Einige übten sich sogar im Schießen, um späterhin gegen die diebischen Affen mit zu Felde ziehen zu können. So fand man bald, daß diese Insel, trotz ihrer Abgeschiedenheit von

der bewohnten Welt, doch ein herrlicher Aufenthalt sei, und Alles blühte nach und nach zu neuer Schönheit und Heiterkeit auf. Die drei Ausländerinnen machten bewundernswürdig schnelle Fortschritte in der deutschen Sprache, weil Heinrich fast den ganzen Tag Schule halten wollte, und die Mädchen selbst treffliche Unterhaltung in seiner feurigen Lehrmethode zu finden schienen.

Thalheim war mit seinem Zögling allerdings ziemlich in Verlegenheit. Er suchte ihm das völlig Ungewohnte, und daher um so stärker Reizende, auf jede Weise gewöhnlich zu machen, indem er alles Auffallende und Pikante aus ihren Unterhaltungen entfernte, und indem er die guten, liebenswürdigen Mädchen absichtlich mit Vermeidung aller Vertraulichkeit, immer mit dem höchsten Anstand, ja fast mit übertriebener Höflichkeit behandelte. Die deutschen Sprachübungen mit Heinrich — den er selbst für einen der schönsten Jünglinge hielt — suchte er allmählig einzuschränken, und schickte ihn fleißig auf Jagdzüge und Entdeckungsreisen aus, übertrug ihm auch sonst so viele körperliche Arbeiten, als er zu leisten vermochte. Nur dann, wann er allein mit ihm auf solchen Streifzügen war, konnte er hoffen, mit seinen Belehrungen über das Schickliche, den sittigen Anstand — über die Unnahbarkeit der Frauen und das erlaubte Verhältniß der beiden Geschlechter einigen Eingang zu finden. Aber das Gefühl der überkräftigen Jugend überflügelte alle Vorsichtsmaßregeln. Heinrich spürte weder Lust noch Kraft, sie in Ausübung zu bringen, und hatte unaufhörlich die wunderlichsten Fragen in Bereitschaft, zu welchen es Thalheim — ihm, der selbst ein unentweihter schöner junger Mann war, — oft an befriedigender Antwort fehlte. Er wußte keinen Ausweg, als sich dem Freund in Allem als Muster darzustellen; — und nur das schien zu helfen, wenigstens gute Vorsätze zu erzeugen, da es bis jetzt Heinrichs höchster Wunsch gewesen war, ein Mensch wie Thalheim zu werden. Ein Bestreben, welches sich durch das einstimmige Urtheil der Frauen über seinen edlen Lehrer, noch mehr

belebt hatte. Gleichwohl schien der unruhig bewegte Jüngling, sobald nun die Gesellschaft vereinigt war, doch immer alles Eingelernte plötzlich wieder vergessen zu haben. Von seiner Konfirmation durfte bei der gegenwärtigen Zerstreuung eher nicht die Rede sein, als bis sich ein gewisses Gleichgewicht der Ueberzeugung und der Gefühle, vermittelt durch Gewöhnung, hergestellt haben würde. Das fühlte sein Freund nicht ohne innere Betrübniß. Sprach auch Heinrich selbst zuweilen von seinen religiösen Vorsätzen, so that er es nur wie halb träumend; war er allein auf seinem Zimmer, so lernte er nicht mehr emsig fort, wie ehemals, sondern ging mit hastigen Schritten auf und ab, und Thalheim hörte ihn entweder singen, oder mit sich selbst sprechen. Trat er zu ihm ein, so fiel er ihm wohl entzückt um den Hals und rief aus: „Bruder, wir waren doch nur auf der Erde! aber jetzt — jetzt sind wir im Himmel, oder in Muhameds Paradiese, wovon mir der alte Mustapha so viel zu erzählen weiß.“ Dann lief er wonnetrunken fort zu den Frauengemächern und klopfte dort so lange, bis man ihn irgendwo aufnahm.

Thalheim theilte einst in einer vertraulichen Stunde seine Besorgnisse über Heinrichs Unbändigkeit der Erzieherin mit, deren Verstand und Herz ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wahre Achtung einflößten. „Ihr Männer versteht es gar nicht, lächelte sie, Eure eignen Naturen zu bändigen. Sie sind Ihrem Zögling viel zu strenge, mein Freund. Die Mädchen werden ihn schon zahmer machen, indem sie mit dem wilden Kinde spielen, und es zuweilen auf die Finger schlagen.“

„Wohl gut! erwiederte Thalheim. Möge nur der Maßstab, den Sie aus Ihren gewohnten feinen Zirkeln mit auf eine wüste Insel gebracht haben, sich auch unsern seltsamen Verhältnissen überall anpassen! Ich fürchte sehr, dieses wilde Kind — wie Sie den zur Fülle der Lebenskraft erwachten Jüngling nennen — werde sich und uns unglücklich machen!“

„Ueberlassen Sie ihn mir, Thalheim, sprach Emma sichern Muthes. Ich will ihm das reinste Zutrauen zeigen und gewiß allmählig seiner Unbändigkeit die sanften Fesseln der gesitteten Gesellschaft anschmeicheln.“

„Sie sagen da ein kühnes Wort, meine theure Freundin!“ rief Thalheim aus. Ja, wären Sie — mir fällt es hart zu sagen — wären Sie nicht selbst jung und schön, und . . . .“ „Und, fiel Emma freundlich ein, — wäre nicht, wollten Sie hinzusetzen, Heinrich ein junger Mann von seltener Schönheit — — Ich verstehe Sie vollkommen, guter Thalheim! Aber ich habe ein leichtes Blut; mein Vaterland gränzet an Frankreich an, und wir Schweizerinnen pflegen uns, gleich den Töchtern des Nachbarlandes, eben nicht so leicht ernstlich in eine schöne Gestalt zu verlieben. Und darum lassen Sie uns alle Grillen verscheuchen! Wüßten Sie aber, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wie innig Ihnen mein Herz für Ihren Wink dankt — von dem ich mich jetzt am Ende doch ein wenig überrascht fühle — gewiß, Sie würden mich dann wenigstens nicht für leichtsinnig halten, wenn ich mich gleich selbst für leichtblütig erklärte.“

Er faßte gläubig die Hand des braven Mädchens; aber indem er den warmen rosigen Sammet an seine Lippen drückte, überflog ihn von Neuem die Ahnung eines Unheils. Er hatte der Jungfrau volles Vertrauen auf ihre Kraft zusichern wollen, und schwieg doch nun wieder zweifelhaft vor sich niederblickend. — Nur wer selbst in solchen Kämpfen gesiegt hat, weiß es, wie schwer der Sieg auch Andern werden müsse!

Ihr Gespräch war im Garten vorgefallen und eben kamen alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft zu ihnen heraufgezogen, um den schönen Abend mitzufeiern. Nachdem sie lange in schweigender Lust die Herrlichkeit des Schöpfers bewundert und genossen hatten, begann Emma ihre Gefühle über die Anmuth dieses paradiesischen Aufenthalts und über das Liebliche ihrer einfachen Verhältnisse auszusprechen, und

schon stimmten Einige ein, als Miß Maria sich ihr ans Herz warf und mit Thränen bat, diese Unterhaltung abzubrechen. „Ich bin nicht kalt, sagte sie, das schöne Haupt emporhebend, — bin nicht undankbar gegen Gott und Eure Liebe; glaubet auch nicht, daß ich keinen Schmerz zu ertragen wisse: aber ich würde Euch, wenn ich an der gegenwärtigen Unterhaltung Theil nehmen sollte, durch die Schilderung des meinigen betrüben und verstimmen! Die Auflösung der meisten gesellschaftlichen Verhältnisse mag vielleicht vergütet werden können: aber das Vaterland wird uns durch nichts ersetzt, als durch jenes Land über den Sternen!“ Sie blickte jetzt wehmüthig auf Heinrich, leise erröthend, als sie bemerkte, mit welcher zärtlichen Innigkeit sein Auge auf ihr ruhte.

„So wollen wir denn Alle schweigen über Alles, was wir verloren; aber Gott vertrauen und uns seiner Werke kindlich erfreuen!“ sagte Thalheim tröstend. Man zerstreute sich hierauf und wurde bald wieder heiter in der herrlichen Gartenhöhe.

Maria, welche nach Emma die älteste unter den Mädchen war, schien gewöhnlich die heiterste unter Allen. Nur zuweilen, wenn es gewisse Punkte galt, äußerten sich ihre frohen oder schmerzhaften Empfindungen ausnehmend schnell in einer aufbrausenden Fülle von Leidenschaft. So war sie auch in ihrem Verhältniß zu Heinrich. Wenn er deutsche Schule hielt, welches gewöhnlich in Emma's Gegenwart geschah, dann war Maria die aufmerksamste unter den Schülerinnen, und warme Dankbarkeit drückte sich in allen ihren Mienen aus. Sobald er zudringlich zu werden drohte, oder sich außer den Lehrstunden mit auffallender Art ihr zu nähern wagte, nahm sie ihr ganzes Wesen so kalt und stolz zurück, daß man oft einen verachtenden Hohn in ihren Zügen zu sehen glaubte, der aber Heinrich keineswegs abschreckte, sondern immer mehr zu ihr hinzog. So oft hingegen in seiner Abwesenheit etwas zu seinem Lobe gesagt ward, schien ihr ganzes Antlitz im Entzücken aufzublühn; und auch in der Gesellschaft

ruhte, so lange er sich mit den Andern beschäftigte, ihr Blick beständig auf ihm. Gegen Thalheim fühlte die Miß eine Art von Groll im Herzen, seit er, in einem Gespräch über den Geist der verschiedenen Nationen, sich gegen den übermäßigen Bequemlichkeitssinn und Handelsgeist der englischen ziemlich nachtheilig geäußert, und besonders, seit er von Shakespear gesagt hatte: „dieser sei eigentlich der einzige ächte Dichter, den die Nation aufzuzeigen habe; allein er gehöre seinem ganzen Charakter nach mehr der Welt, als dem kleinen England an, und es komme ihm fast vor, als habe die Natur diesen großen poetischen Geist bloß aus Versehen auf einer so prosaischen Insel entstehen lassen."

Dergleichen Verbrechen konnte Maria unmöglich verzeihn! So oft und herzlich auch Thalheim in der Folge sich bemühte, durch Lobpreisung der, in England herrschenden gründlichen Gelehrsamkeit, und anderer Vorzüge ihres Vaterlandes, seine Sünde wieder abzubüßen, so langsam und schwierig ging dieß von Statten.

Desto besser war mit den übrigen Frauen auszukommen. Laura und Luise, zwei gutmüthige Geschöpfe, hielten sich gewöhnlich zusammen, und waren zufrieden, wenn sie allerlei seltsame Putz-Phantasien befriedigen und mit einander spielen und scherzen konnten. Sie neckten oft den seltsamen Heinrich, ja selbst den ehrenfesten Thalheim; und dem alten Mustapha machten sie eine Liebeserklärung über die andere, welcher er gewöhnlich mit den Worten begegnete: „Gott ist groß! Aber es wird Euch einst noch ergehen, wie mir, Ihr boshaften Fräulein, und arge Runzeln werden sich bei Euch da zeigen, wo bei mir der graue Bart steht, dessen Ihr spottet!"

Therese, die Fürstentochter, die jüngste der Gefährtinnen, war ein holdes, lieblich aufblühendes Kind, kaum ins siebenzehnte Jahr getreten. Am liebsten hielt sie sich zu Thalheims und Emmas Gesellschaft, ging wohl auch oft mit dem Türken auf den Vogelfang aus, oder pflegte sorgsam der Blumen und Gewächse. Mit Heinrich

zusammenzutreffen vermied sie sichtlich. Sein Feuer hatte für sie etwas Unheimliches, und sie fürchtete sich vor seinen funkelnden Augen so sehr, daß sie ihm gegenüber immer die ihrigen niederschlug, um nicht von jenen Blitzen getroffen zu werden.

Einst befand sich Thalheim im Zimmer der Erzieherin, mancherlei häusliche Angelegenheiten besprechend, als Therese athemlos hereinflog und mit Thränen im Auge der Freundin etwas leise zuflüsterte. Thalheim erlauschte den Namen Heinrich, und konnte dann nicht umhin, zu fragen, ob sie sich vielleicht über ihn zu beklagen habe? „O sag' es doch!" rief das geängstete Kind, und wandte sich verlegen gegen das Fenster ab. Thalheim ward unruhig.

„Er hat die Prinzessin küssen wollen;" sagte Emma verwirrt und mit hohem Erröthen.

„Verzeihen Sie ihm dießmal! sprach Thalheim heftig bewegt, und wandte sich zu Emma. Niemals soll er wieder Aehnliches wagen. Ich werde es ihm zur Pflicht machen, daß er künftig nie eine Dame anderswo sehe, als in Ihrem Zimmer."

Er ging rasch fort, um den Ueberkühnen aufzusuchen. „Schicken Sie ihn doch zu mir!" rief ihm Emma zerstreut nach. — Er traf ihn auf seinem Zimmer an.

„Ich weiß schon, sagte Heinrich kleinlaut: warum Du mich aufsuchst. Ich war ein Thor!"

Der Freund blickte ihn zornig an: „Wenn Dir das Gastrecht, welches ich Dich achten lehrte, nicht mehr heilig ist, so will ich heute noch mit meinen Gästen in die entlegenste Höhle der Wüste ziehen; — und dort werde ich sie zu versorgen, und vor Dir und andern Thieren zu schützen wissen. Dafür bürgen mir diese Arme!"

Tief erschütterte den Jüngling die harte Rede. Lange stand er zur Erde blickend, und in brennender Schamröthe vor dem zürnenden Richter da.

„Du sollst mich schlecht nennen, sprach er endlich (und das war seine höchste Betheuerung), wenn ich jemals wieder Theresen zu berühren oder ihr ein mißfälliges Wort zu sagen wage! Willst Du mir nun verzeihen?“

„Was hast Du zu Deiner Entschuldigung zu sagen?“ fragte Thalheim, noch immer in strengem Ernste.

„Verzeih', verzeih' mir doch, mein Bruder! bat Heinrich mit träufelnden Augen. Hier ist meine Hand zur Bekräftigung, daß ich meinen Schwur halten werde. Sieh, fuhr er dann mit einem entzückten Lächeln fort: ich hatte der guten Emma ein hübsches Körbchen geflochten, woran sie Freude fand; da gab sie mir zum Lohn einen Kuß. Ach, diese wunderbaren Menschen geben ganz andere Küsse, als Du und ich, wenn wir Abends von einander scheiden! Meine Lippen zitterten und hefteten sich fest an die ihrigen; aber Emma, selbst an allen Gliedern bebend, wehrte nun meiner Sehnsucht, und bat mich, sie zu verlassen. Ich ging, meiner kaum bewußt, und wollte Marie suchen. Denn ich meinte, diese Küsse müßten ihr so wohl thun, wie mir selbst. —“

„Heinrich! wie konntest Du das glauben!“ unterbrach ihn Thalheim.

„Ich weiß es nicht, fuhr jener fort: aber oft scheint ihr Auge mir zu winken, als theile sie mein Verlangen. Es war gewiß gut, daß ich sie nicht fand. Das strenge Mädchen hätte mir doch vielleicht weniger verziehen, als Therese. Diese begegnete mir unglücklicher Weise. Ich blickte nach ihren Lippen — sie sind die schönsten unter allen, denn sie schimmern heller und duftiger als eine aufbrechende Blaßrose. Bruder! da streckte ich meine Arme ihr entgegen, und bat sie um einen Kuß. Aber ich habe sie nicht berührt, und Du weißt, daß ich nun geschworen habe, es nie zu thun. So bitte Du doch das holde Kind, daß sie mir verzeihe! Ich konnte in jenem Augenblick nicht anders!“

Thalheim sah jetzt wohl ein, wie natürlich Alles zusammenhing. — Er verzieh ihm, und versprach auch bei Theresen Fürbitte einzulegen. Dann erfolgte eine lange Predigt und Belehrung. Er schilderte unter andern auch den Stand und die vermuthliche künftige Bestimmung jeder Einzelnen von ihren Gästen; suchte ihm Achtung für den einmal bestehenden Unterschied der Stände einzuflößen; versetzte ihn im Geiste nach Europa, und that, als würden sie schon binnen wenigen Tagen nach jenem Lande abreisen. — Am Ende mußte er ihn, obwohl mit mancherlei aufgeregten Zweifeln, zu Emma Hasti senden, wie sie es ausdrücklich verlangte. — Dort blieb er mehrere Stunden. Als man zu Tische kam, war Emma sehr ernst und konnte nicht verbergen, daß sie geweint hatte. Heinrich hingegen saß mit inniglicher Heiterkeit da, und lächelte oft still nach ihr hin. Daß er und Therese einander heute nicht anzublicken vermochten, versteht sich von selbst; es erregte indeß bei den Uebrigen kein weiteres Aufsehen, da man Theresens Furcht vor ihm ohnehin kannte.

Als sie den Saal verließen, blieb Emma noch mit unserm Freunde allein zurück. Sie stand mit gesenktem Blick vor ihm, ohne Worte zu finden. „Noch einmal, so nahm er endlich das Wort: noch einmal warne ich Sie, meine theure Freundin! Wachen Sie gegen die Gefahren eines allzukühnen Selbstvertrauens! — Auch ich werde wachen!" Sie drückte seine Hand an ihr Herz. „Mein Schutzengel! flüsterte sie weinend: Ach! Sie hatten wohl Recht! — Aber gewiß, es wird, es soll nun Alles wieder gut werden!" Sie eilte fort in ihr Zimmer, und Thalheim schüttelte bedenklicher und ungläubiger als je das Haupt.

Heinrich erschien von da an ganz umgeändert. Sein allzu zärtlicher Sturm und Drang verwandelte sich in stille Bewunderung; seine sonstige Zudringlichkeit in eine galante Aufmerksamkeit; sein beständiges halbtrunkenes Traumleben in anmuthige Schwärmerei. Und wenn auch zuweilen noch seine vorige Heftigkeit auf Momente

wiederkehrte, so bedurfte es nur Eines bittenden Blicks der liebenswürdigen Gouvernante, um ihn schnell in die Schranken des Erlaubten und Schicklichen zurückzuweisen. Bald fand Thalheim selbst kaum noch etwas am ehemaligen Wilden zu tadeln, als etwa seine, ihm auffallenden, öftern schwülen Blicke nach Marie; Blicke, welche zwar nicht erwiedert, aber doch jetzt zuweilen nicht vermieden wurden. Vom ehemaligen Hohn in den Mienen der stolzen Miß war wenigstens nichts mehr zu bemerken. Heinrich fing wieder an, fleißig zu lernen, fragte seinen Freund nicht mehr so bedenklich über die Frauen aus, ging fleißig und tapfer mit Mustapha auf die Jagd, und gab überhaupt keinen Anlaß zur Klage. „Wunderbar! sprach der erfreute Thalheim zu sich selbst. Was ich nicht zu erlangen vermochte, das ist dieser Emma gelungen; und nicht einmal ihr ziemlich gewagtes Küssen hat unserm Zögling bedeutenden Schaden gebracht! Möge sie nur so fortfahren, und niemals auf Kosten ihrer Ruhe!"

Die Lebensweise der Freunde war jetzt in der Regel folgende: Mit dem Tage war Alles in Bewegung. Das Frühstück wurde gemeinschaftlich im Saale genossen; dann begann der Unterricht, wobei Emma, welche sich einen bedeutenden Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben hatte, mit Thalheim wechselte. Dieser dichtete auch manche schöne Lieder für den Sonntag zum gemeinschaftlichen Gesang, nach welchem er jedesmal eine kurze Rede hielt. Die Tischzeit war einer heitern Unterhaltung gewidmet; nur ein Umstand genirte eine Zeitlang nicht wenig. Anfangs waren nämlich die Männer die dienenden Brüder bei der Tafel; aber allmälig wollten die Frauen, besonders Therese, dieses unschicklich, ja Manche sogar lächerlich finden. Die Französin behauptete: es sei zum Todtlachen, den sublimen Thalheim, oder gar den alten Mustapha hinter den Stühlen zu sehen. „Es ist recht gut, sagte sie einst, als Theresens Anerbieten, etwas herbeizutragen, von den Männern abgelehnt wurde, — es ist recht gut, daß die Männer sich unsre unterthänigen Diener zu sein

rühmen; nur sollten sie uns bei Tische mit ihrem possirlichen und schwerfälligen Diensteifer verschonen. Ein Mann ist bekanntlich am Speisetisch das allereßlustigste, ruheliebendste Geschöpf unter der Sonne; und eben deßhalb wird er komisch, wenn er, vielleicht selbst heimlich kauend, als Diener mit dem Teller unterm Arm dasteht. Eine Dame, besonders die Tochter des Hauses — was hier am Ende doch Jede von uns ist — kann selbst in den feineren Zirkeln bei Tisch einen und den andern Dienst leisten; aber sobald die Herren, außer den dringendsten Trinkgeschäften, sich zum Dienste bequemen, würde ich das sogar in einem gewöhnlichen Bürgerhause unpassend und grob nennen." – „Ja, fügte Laura hinzu: es möchte noch hingehn, wenn unsre Herren hier nur wenigstens die Livree trügen! Mit Borden und Achselbändern läßt man sich den Mann allenfalls als Tischdiener gefallen — Und wie wärs, wenn diese hier sich solche Monturen für den Tellerdienst von uns machen ließen?"

„Warum nicht?" sagte Thalheim, der Gutmüthige, den Scherz fast ernstlich nehmend. „O pfui, Thalheim! rief Emma. — Sehen Sie denn nicht, daß meine Therese für Sie erröthet? — Nein, Du guter Engel! Im Ernste hat es ja Laura nicht gemeint!" „Ich finde, sagte jetzt die Miß: daß in diesem Männerdienste etwas liegt, was den Frauen beschämend und höchst ärgerlich vorkommen muß. Selbst eine Königin würde, — wohlverstanden, in unserm Falle, dieses Gefühl, ohne schlecht zu sein, nicht ganz bezwingen können. Es ist eine Anmaßung der Männer, eine Verspottung der Frauen, und wer weiß, was sonst noch! Therese, Du bist die Vornehmste unter uns; — was meinest Du? Ist nicht dieses Gefühl mit der Weiblichkeit unzertrennlich verbunden? Dürfen wir solche Beschimpfung ferner von unsern Freunden erdulden?" Therese schwieg einen Augenblick. „Es verstand sich von selbst, sagte sie dann: daß ich als die Jüngste, auch die Erste war, die auf Abstellung dieses Uebelstandes drang. Und, wandte sie sich furchtsam zu Thalheim, wenn

ich meine Empfindungen offen aussprechen soll, so finde ich es doch in der That schicklicher, daß ich Ihnen das Glas spüle, als Sie mir?" Zugleich erhob sie sich zu diesem Dienst.

Thalheim fühlte sich seltsam und tief ergriffen, ja so gerührt, daß Alle es bemerkten. „Verkennt mich nicht! sagte er sanft. Wir Deutsche, ich schwör' es Euch zu, sind freieren Geistes, als die meisten europäischen Nachbarn; aber — wenn wir unsre Fürsten im Elend und in der Erniedrigung sehen, so greifts uns ans Herz!"

„Jetzt bin ich versöhnt, guter treuherziger Mann!" flüsterte hier schnell seine Nachbarin Maria, und er fühlte zugleich den sanften Druck der schönen Hand.

Therese aber schwebte in holdseliger Freundlichkeit und Demuth herbei, das gefüllte Glas auf dem Teller haltend. „Guter Thalheim! sagte die Anmuthige: gewiß sind Sie durstig! darf ich Sie nicht laben?"

„Bravo! riefen Alle einstimmig. Es geht! Es nimmt sich trefflich aus!" Nun folgten mehrere Versuche; man übte sich ein, und dieß brachte eine wechselseitige Annäherung hervor, welche Allen höchst wohlthätig zu sein dünkte.

Nach dem Mittagsessen stand es gewöhnlich Jedem frei, sich wo und wie er wollte zu beschäftigen; nur durfte Keiner das allgemeine Bedürfniß der kleinen Gemeinde dabei ganz aus dem Auge verlieren. Man wählte sich Spaziergänge, übte zugleich die Jagd, den Fisch- und Vogelfang; pflegte die Obst- und Blumenzucht; weidete die Ziegen; fuhr mit den abgerichteten Böcken das Holz zur Küche; fertigte Kleider und Wäsche, und sorgte überhaupt nach Möglichkeit für die Zukunft. Denn man richtete sich so ein, als sollte man für immer diese Insel bewohnen. — Sobald die Sonne niederging, mußten Alle in der Nähe des Hauses, oder doch auf der Gartenterrasse, anzutreffen sein, wo man denn ein kaltes Abendessen im vergnüglichen Umherwandeln genoß. Oft folgte noch eine Vorlesung

aus der allgemeinen Bibliothek der Insel, d. h. aus der Karlsruher Sammlung nachgedruckter, armer, guter Schriftsteller, und eine Unterhaltung darüber bis tief in die Nacht.

Bald schien es den Damen innerhalb der Verzäunung zu enge und langweilig zu werden. Schon machten sie manche kleine Ausflüge in die Wüste, und der Muth wuchs sogar bis zur Lust, sich mit dem grausamen Thierkönig der Insel selbst zu messen. Thalheim vertröstete sie deßhalb auf die Zeit, wo die liebenswürdigen Amazonen geübter im Schießen sein würden, und gewährte ihnen dafür einstweilen ein andres Vergnügen, nach welchem sie schon lange heimlich gestrebt hatten. Er schloß nämlich einige, in ihrer Wohnung befindliche Gewölbe auf, deren Vorräthe noch nicht untersucht waren, und überließ es den Neugierigen unter Heinrichs und Mustapha's Beistand Alles auszukramen, was hier aufgehäuft lag; er selbst aber verrichtete unterdessen eifriger einige schriftliche Arbeiten, die ihm nothwendiger schienen als die Untersuchung jenes alten Plunders. Doch störte man ihn oft genug; denn jeder unverhoffte Fund mußte ja ihm sogleich vorgezeigt werden, den man nun einmal als den Vater der ganzen Familie zu betrachten pflegte. Das Erste, was ihm wirklich herzliche Freude erregte, überbrachte ihm die Prinzessin. Es war ein Händchen voll Mehl, wovon sich eine Reihe von Fässern in unverdorbenem Zustande vorgefunden hatte, so daß nun der Genuß des lang entbehrten Brodes auf mehrere Jahre hinaus gesichert blieb. Schon am Abend dieses Tages überraschte ihn das holde Kind mit einem kleinen, sehr schmackhaften Brödchen, das sie selbst gebacken hatte, und welches nicht nur den beiden Landsleuten, sondern auch den Uebrigen, ob diese gleich weniger den Genuß vermißt hatten, vortrefflich mundete. Daß sich Thalheim überhaupt in seiner geringen Erwartung vom Inhalte dieser Gewölbe getäuscht hatte, entdeckte sich immer mehr. Außer einer großen Menge von Produkten, Fabrikaten und Handelsartikeln aus Indien und China, fanden

sich auch einige mit Goldbarren gefüllte Kisten, und andre Kostbarkeiten. Dabei lag denn die Frage dem niemals ganz zu unterdrückenden Egoismus ziemlich nahe: wem eigentlich alle diese Reichthümer zugehören sollten? Thalheim erklärte laut seinen Heinrich für den Eigenthümer. Dieser hingegen wendete ein: es sei wohl möglich, daß seine Mutter gar nicht zu jener ausgestorbenen Kolonie gehört, vielleicht das Haus nicht gekannt habe, sondern durch ein eignes Schicksal allein mit ihm auf diese Insel geführt worden sei, — welche Meinung ihm besonders durch den Umstand wahrscheinlich werde, daß er von dieser Wohnung auch nicht die kleinste Erinnerung aus der Kindheit mit in seinen verwilderten Zustand gebracht. Nur Thalheim sei also um so mehr Herr und König der Insel, da er nicht nur alle jene Magazine zuerst entdeckt, sondern ihn selbst erst zum Menschen erzogen habe, und außerdem der Bessere und Klügere sei. Man vereinigte sich endlich zu einem Vergleiche, der Alle erfreute. Die Insel wurde für Gesammt-Eigenthum der gegenwärtigen Bewohner erklärt, auf so lange, bis man eine besondere Theilung derselben beschließen werde. Die vorgefundenen Schätze und Kostbarkeiten, nebst allen Gegenständen von bestimmtem bleibenden Werth, sollten sogleich in acht Theile gesondert, und jedem einzelnen Besitzer der seinige zur eignen Verwahrung übergeben werden.

In kurzer Zeit war durch die unermüdliche Rührigkeit der Frauen die ganze Vertheilung ins Reine gebracht. Jedes Mitglied der Familie besaß sein Eigenthum, und konnte sich mit dem reichsten Privatmanne Europas messen. Diese glücklich zu Stande gebrachte Gleichstellung freute unsern Thalheim innigst, da sie in der Folge von großem Nutzen für den Frieden der Gesellschaft sein konnte. Nirgends hatte er unedle Habsucht bemerkt; nur je zuweilen war die weibliche Eitelkeit ein wenig aufgeregt worden. Das unschuldige Vergnügen über den Alleinbesitz so hübscher Sachen und Kostbarkeiten bewirkte eine überaus angenehme Veränderung in der Gemüthsstimmung

sämmtlicher Damen. Man war jetzt fast immer heiter und blickte ruhiger mit hoffendem Muthe in die Zukunft. Nur Therese schien seit einiger Zeit stiller, als sonst. Aber sie und alle Mädchen waren nicht nur vollkommen gesund, sondern auch im Anhauch dieser balsamischen Lüfte eines glücklichen Eilandes zu einer so frischen Schönheit wieder aufgeblüht, daß die Lehrerin oft mit Sehnsucht die Eltern der herrlichen Jungfrauen zu dem entzückenden Anblick dieser Blüthen herbeiwünschte. Emma selbst stand als die völlig erschlossene Rose prangend unter den aufknospenden Blumen. Dabei war sie ein unvergleichliches Hausmütterchen, und übersah das Ganze der kleinen Wirthschaft zur vollkommenen Zufriedenheit der Männer, wie der Frauen. Ihre und ihrer jüngeren Freundinnen Sehnsucht nach der Heimath schien beinah allmälig einschlummern zu wollen; an gar manchem Tage blieb es Thalheim überlassen, auf der Terrasse nach vorübersegelnden Schiffen zu spähen, wo er denn gewöhnlich keine andere Gesellschaft fand, als die sinnig blickende Therese. Heinrichs Benehmen ward mit jedem Tage anmuthiger und gesitteter, und selbst der männlich schöne Körper des Jünglings gewann im Umgang mit jenen zarten schönen Gestalten immer mehr an Geschmeidigkeit und ansprechendem Reiz. Unstreitig war bei ihm die Geschlechtsliebe erwacht; ob aber seine Neigung auf Marie oder auf Emma gefallen sei (denn nur für diese schien er jetzt noch Augen zu haben), das vermochte Thalheim zu eigner Verwunderung nicht zu entscheiden. Zwar traute der Menschenkenner seiner scheinbaren Ruhe nicht, ja oft war er sogar versucht, sie für das Werk einer geheimen Verabredung zwischen Heinrich und Emma zu halten, da dergleichen von der stolzen Engländerin nicht zu vermuthen war, welche immer noch seine Nähe eher zu meiden als zu suchen schien. Aber wenn auch in diesen ganz eigenthümlichen Verhältnissen irgend ein zärtliches Geheimniß versteckt lag, so war es ja, glaubte er, in ihrer jetzigen Lage eben kein Unglück; und da es nicht lange unenthüllt bleiben

konnte, so harrte der Freund, das Beste hoffend, mit Verlangen des Augenblicks, wo Heinrichs Liebe sich bestimmt aussprechen werde. Dann konnte sein sittliches Leben neugeregelt, seine Liebe mit Frömmigkeit geschmückt werden; — und dann auch sollte sogleich seine Konfirmation erfolgen. Thalheim unterließ nicht, insgeheim manches Gespräch über die eheliche Liebe einzuleiten, und ihn auf die Kennzeichen einer wahren Neigung aufmerksam zu machen; Heinrich hörte indeß nur neugierig zu, ließ sich nicht theilnehmend darauf ein, und sprach, sobald die Rede von der äußern Liebenswürdigkeit der Frauen war, von Allen mit gleichem Entzücken. Es schien gleichwohl, als kenne er bereits den Werth der Verschwiegenheit. — Thalheim wußte hierbei weiter nichts zu thun, und erinnerte sich nicht selten eines spanischen Liedchens:

„Mutter, liebe Mutter mein,
Warum sperrst du mich doch ein?
Will ich nicht selber hüten mich,
Wird's Hüten nicht viel helfen dich!“

Eines Abends klopfte es leise an seiner Thüre. Es war die Prinzessin, welche sich eine kleine Dienstleistung von ihm erbat. Dieses abgethan, blieb sie noch in unruhiger Bewegung vor ihm stehen. „Könnten Sie wohl, sagte endlich das erröthende Kind: könnten Sie's erlauben, daß ich die beiden Zimmer, welche auf dieser Seite neben Ihrer und des Alten Wohnung noch leer stehen, mit meinem bisherigen vertauschte?“

„Nach Ihrem Wunsch! erwiederte er rasch, ohne vorläufig über den Beweggrund nachzudenken. Aber wir könnens vielleicht noch besser einrichten. Heinrich wünschte ohnehin mit unserm Alten zu wechseln, und dann . . . .“

„Wenn etwa Heinrich, unterbrach sie ihn im bittenden Tone, zunächst wohnen sollte, so würde ich lieber um das äußerste Zimmer bitten.“

„Und würden Sie dort sich nicht fürchten?“ lächelte Thalheim, noch immer der Bitte nicht auf den Grund blickend.

„Die äußeren Thüren können verschlossen werden, erwiederte sie sanft: und von der andern Seite habe ich den Felsen zum Nachbar; im zuerst erbetenen aber — Sie, mein Freund!“

„Wohl! antwortete er, und fuhr jetzt, von dem wehmüthigen Ton ihrer Stimme plötzlich aus seiner Ruhe geweckt, stockend fort: Aber — wie — theure Prinzessin — —“

„Warum ichs wünsche? fiel sie, mit neuer Gluth auf den zarten Wangen, ein: — weil ich ruhiger, glücklicher sein würde, als ichs bin.“

„So ist denn also Ihr Herz von einer geheimen Last bedrückt, holde Fürstin? Bin ich Ihres vollen Vertrauens unwerth?“

„O nein, mein väterlicher Freund! vor Ihnen könnte mein Herz kein Geheimniß haben, als was ihm selbst eins ist. Und so verhält sichs eben mit jener seltsamen Unruhe, die ich Ihnen näher beschreiben will. — Sie wissen, daß mein Schlafkabinet zwischen den beiden von Maria und Emma gewählt wurde; — seit einigen Wochen ist es mir ein ängstlicher Aufenthalt. Am Tage geht es noch; da hör' ich viel Geräusch um mich her, weil Heinrich meistens in den anstoßenden Zimmern ist: aber Nachts ruhe ich wenig mehr. Bald glaube ich Emmas, bald Marias weinende Stimme zu hören. Sind sie von bösen Träumen geängstigt, so muß hauptsächlich Heinrich der Gegenstand derselben sein; denn sie rufen oft seinen Namen aus. Bald sieht die Eine ihn vom Löwen zerrissen, bald die Andere ihn von den Meereswellen verschlungen, und sonst noch mancherlei unheimliche Worte thun ihre bangen Traumbilder kund. Wenn ich dann erschrocken aus dem Schlummer auffahre, wirds wohl wieder stille, aber dann fühle ich mich so unaussprechlich einsam, — so von aller Welt vergessen und verlassen, — eine so wehmüthige Sehnsucht ergreift mich, hinweg aus jenen Zimmern und in Ihre Nähe zu kommen! Ach, wie sicher und glücklich würde ich da ruhn!“

„Ihre Entdeckung ist allerdings sehr seltsam! sagte der erstaunte Freund. Erlauben Sie mir eine einzige Frage: Ist Ihnen Emma noch ganz das, was sie sonst Ihnen war?“

Theresens Antwort zögerte: — „Sie hat jetzt viel mehr zu bedenken und zu sorgen, als vormals, sagte sie dann schonend. Sie vermag wohl der Einzelnen nicht mehr ihre ganze Liebe zu widmen. — Ach, sie ist nicht glücklich!“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Thalheim.

„Ich fühle es mehr, als ichs schließe, war die Antwort. Ihre Gesichtszüge haben nicht mehr die ehemalige heitre Ruhe, die ich so sehr an ihr liebte.“

„Werden aber die Uebrigen ihre neue Wahl auch billigen, beste Prinzessin?“ — Seine Stimme wankte bei dieser Frage.

Das schöne Kind stand plötzlich in hoher Gluth vor ihm da. Ein unbekanntes Gefühl schien sie so rasch und mächtig zu überfallen, daß ihr ganzes Wesen davon erbebte. Der Freund sah nicht mehr das Kind, sondern die zum lichten, liebewarmen Leben erwachte Jungfrau vor sich stehn. Seine letzten Worte reueten ihn, obgleich er sie nicht mißbilligen konnte; — denn eine so gefährliche Nachbarschaft mußte auch Er vermeiden; und dieses aus dunkeln Gründen, welche sich ihm erst seit wenigen Augenblicken fühlbar machten. „Erlauben Sie, daß ich mit unsrer Emma rede,“ bat er jetzt.

„Nein! rief das bange Mädchen. Verzeihen Sie lieber meiner kindischen Unbesonnenheit! Sie selbst finden, daß sichs nicht ziemt — o verzeihen und verschweigen Sie Alles, mein theurer Freund! Ich will . . .“ —

„Bei Gott! fiel er ängstlich ein: ich finde nichts Unziemliches darin!“

Das schien sie zu beruhigen; doch bat sie ihn nochmals mit Thränen, er möge Alles verschweigen. „Ich will mir die seltsamen Gedanken aus dem Sinne schlagen! sprach sie entschlossen. Es wird

geben! — Geben Sie mir nur Ihr Wort, daß Sie nichts anordnen, bis ich nach einigen Tagen aufs Neue mit Ihnen darüber gesprochen habe!" — Er gab es ihr; und sie schied beruhigter von ihm.

Am folgenden Morgen machte man eine allgemeine Jagdpartie, um sich auf die Bekämpfung des Löwen allmälig vorzubereiten, und die Damen an den Anblick der wilden Thiere zu gewöhnen, da durchaus Jede Theil am Ruhm und an der Gefahr nehmen wollte. Der Wagen, mit einem Zug der kräftigsten Böcke bespannt, hatte eine Tuchdecke, damit im Nothfalle die Furchtsamen dort ein schützendes, und die Müden ein kühles Obdach finden könnten. Auch enthielt er Waffen und Aexte, weil man heute eine gute Strecke in den dichtverwachsenen Wald einzudringen gedachte. Es war ein gar stattlicher Zug. Die Frauen hatten sich leichte Jagdkleider verfertigt, die so zierlich als bequem waren, und worin sich Therese ganz vorzüglich reizend ausnahm, so wie sie auch unstreitig unter Allen die Beherzteste war. Sie trug einen helmartigen Hut mit schwankenden Federn. Die schlanke Gestalt war in jedem Umrisse des tadellosen Wuchses höchst zart ausgebildet; und doch schienen sich alle Glieder der üppig aufquellenden Jugend in feste, majestätisch kräftige Formen zu drängen, sobald der sanfte jungfräuliche Geist das Ganze dieses gestaltreichen Lebens in harmonische Bewegung setzte. Als einmal die Erhitzte tief im Gebüsch mit abgenommenem Hute an eienm Bache stand, und, während ihr Luise ein Knieband lüftete, das helle, weichumlockte Haupt mit dem schlanken Halse seitwärts bog, und die blitzenden Augen zur Silberfluth niedersenkte, glaubte man Dianen selbst dem Bade entgegen lechzen zu sehen.

Die Männer hatten bereits mehrere Büffel erlegt, und einen wilden Eber schwer verwundet, als man in einiger Entfernung einen Trupp flüchtiger Antilopen aus dem Dickigt hervorstürzen, und bald darauf den furchtbaren Löwen hinter ihnen herjagen sah. Alles starrte mit Entsetzen auf das Unthier hin. Wandte sich's nach dieser

Gegend, so war ein Haupttreffen unvermeidlich; — manches blaue Auge sah sich schon ängstlich nach dem nahen Wagen um; aber der Thierkönig stutzte, als er von Weitem die bekannten Jäger erschaute, und bei dem ersten Büchsenknall, der ihm galt, ließ er von den fliehenden Antilopen ab und trabte, so geschwind es sein von Thalheims ehemaligem Schuß noch etwas lahmer Fuß erlaubte, dem Busche zu. Es wurde auf der Stelle Kriegsrath gehalten. Thalheim schlug vor, dem Feind in förmlicher Schlachtordnung zu Leibe zu gehn, und ihn in der Nähe seines Busches durch Schüsse zu reizen. Darüber jauchzte Heinrich laut auf; sogar der Greis fühlte Muth zum Angriff, und nicht ohne Zittern entschlossen sich die Damen, im Hintertreffen nachzufolgen. Nur ein günstiger Zufall hintertrieb heute die gefahrvolle Jagd. Therese war ein sogenanntes Glückskind. Was Andere mit der größten Anstrengung nicht zu finden wußten, das bot sich ihr ungesucht dar. Als man in den Wald einzudringen begann, rief das Mädchen plötzlich die Uebrigen nach ihrer Seite hin, und zeigte ihnen einen alten Baum, dessen Höhlung, voll Honig, von den Bienen verlassen zu sein schien. Dieser süße Fund erregte allgemeine Freude. Der ganze Stamm duftete von Blumenwürze. Man gab nun vorläufig alles Jagen auf, um vor allen Dingen den köstlichen Schatz in Sicherheit zu bringen. Die Männer fällten den Baum mit kräftigen Hieben, und zertheilten ihn so, daß die ganze Vorrathskammer der ehemaligen Bewohner unbeschädigt blieb: darauf ward er an den Wagen befestigt, und im Triumphe nach dem Wohnhaus geschleift. Hier begann das Geschäft der Frauen; und bald tischten sie einige Scheiben auf, die an Köstlichkeit den Honig von Hybla zu übertreffen schienen.

Gleich am andern Morgen zog man, der gestrigen Ermüdung ungeachtet, mit dem Tage schon wieder hinaus, um in der Nähe der Verzäunung eine große Vogeljagd zu halten. Sie fiel ergiebig genug aus, ermattete aber, da der Morgen heiß war, die schönen Jä-

gerinnen so sehr, daß man nach einigen Stunden schon die Kühlung des Felsenhauses zu suchen genöthigt war. Nun eilten Alle nach den Badeplätzen, und neuerquickt bereiteten dann die hungrigen Mädchen das leckerhafteste Mahl, was nur diese reiche Insel gewähren konnte; ließen sich auch heute den Wein von Madera so gut schmecken, daß Thalheim ein bedeutendes Lächeln nicht unterdrücken konnte, worauf die Gräfin und Fräulein Laura ihn einen Geizhals schalten, übrigens aber mit ungemeinem Muthe die Löwenjagd gleich auf morgen angestellt wissen wollten.

Des Nachmittags ging, wie gewöhnlich, Jeder seine Wege. Thalheim umschlich mit der Flinte in stiller Einsamkeit die Verzäunung, weil er vor Kurzem irgend einem gefährlichen Taubenräuber auf die Spur gekommen war, dem er jetzt täglich nachstellte. Die Sonne war nahe am Untergange und eben wollte er zurückkehren, als ihm aus einem kleinen Fruchthaine Theresens süße Stimme zu Ohren drang. Er betrat das duftende Gehölz, welches am Flusse lag, mit leisem Schritt, um den Gesang zu belauschen, der aber jetzt wieder verstummte. Das Mädchen saß am blumigen Ufer; eine Guitarre lag neben ihr, und die Sängerin mußte wohl gedichtet haben; denn über dem sanftgebogenen Knie hielt sie ein beschriebenes Blatt, in welchem sie mit der Bleifeder hier und da einiges abzuändern oder zu durchstreichen schien. In ihrem Schooße glänzte auf dem weißen Gewand etwas Röthliches, von der Abendsonne bestrahlt. Es waren Goldkörner, die sie im Ufersande gefunden hatte.

Jetzt blickte sie seufzend empor, versteckte das Blättchen, ergriff das Saitenspiel und sang folgendes Lied:

Es flieht ein Schiff durch Wogen und Wind,
Ach, arme Eltern, wo ist Euer Kind?
Aus Frankreichs Port
Führen's die Räuber fort.
Sie fliehen, sie fliehn zum Süden hinab,
Bald öffnen die Wellen das tiefe Grab!

Nun schwanket das Meer; des Schiffes Bauch
Entqualmet der Flamme stickender Rauch!

Verloren . . . doch sieh, ein Land erscheint;
Am grünenden Ufer ein winkender Freund!
Im stillen Thal
Da birgt er die Kinder all.
Nun stillet, ihr Eltern, des Herzens Weh,
Bezwungen sind Räuber und Flamme und See.
Das Kind lebt auf in seliger Lust;
Der Freund erwärmt es an seiner Brust.

Doch kalt wird jetzt der Gespielen Sinn!
O Schwestertreue, wo fliehest du hin?
Ich bin allein,
Sie wollen nicht mit mir sein!
Was Eine wünscht, liebt die Andre noch mehr;
Das macht dem Kinde das Herz so schwer!
Es bangt verlassen in dunkler Nacht
Vom Abend bis der Morgen erwacht.

Die Sonn' erscheint in himmlischer Pracht,
In meiner Brust nur bleibet es Nacht.
Der Löwe brüllt,
Es rauscht im Forste das Wild,
Die Sonne versinket in blauer See, —
Und immer, und immer dieß tiefe Weh!
Am Stromesufer, bei Blümlein hold,
Da such' ich die Ruhe, und finde — Gold!

Sanft hat das Herz zum Freunde gefleht,
Doch auch der Freund dieß Herz verschmäht:
Ihr Eltern mein,
O könnt' ich doch bei Euch sein.

Das Lied war noch nicht zu Ende; aber eine tiefe Rührung überwältigte die Stimme der Sängerin. Sie breitete die zarten Hände zum Norden aus, und Thalheim vernahm nur noch ein leises Schluchzen; — da brach ihm das liebende Herz. „Therese!" rief er mit halber Stimme; und als die Erschrockne aufsprang und sich zu

ihm wandte, da berührten seine Kniee die Stelle, wo sie geruht hatte, und er umfaßte die ihrigen. „Hier, rief er in großer, an ihm ganz ungewöhnlicher, Bewegung aus: hier kniet ein Mensch, der diese heiße Sehnsucht faßt und fühlt — der dieses einsame Herz so gern in seine eigne Brust aufnähme; — der Ihnen, holde Seele! Vater, Mutter, Freund — ach Alles sein möchte! der sich, wie vor Gott knieend, hier Ihnen zu eigen schwört und sein ganzes Leben und Wesen der unverbrüchlichen Treue gegen dieses reine, heilige Herz auf ewig, auf ewig weiht!"

„Das sind Töne des Himmels, die jetzt in meine Seele klingen!" flüsterte Therese sanft, indem sie, zitternd vor Wonne, den Freund emporhob, und sich kindlich an seine Brust schmiegte. „Ja, ich gehöre nun Ihnen an! — Darf ich in Ihre Nähe ziehen?"

„Noch am heutigen Abend, wenn es möglich ist!" rief er freudig, und eilte mit der Geliebten unter süßen Gesprächen der Wohnung zu. Wie freute sich das glückliche Kind auf die schöne ruhige Nacht!

Sie fanden die Uebrigen um den Theetisch her versammelt. Niemand hatte heute sich entfernt, weil Emma sich etwas unwohl befand. Thalheim schlug sogleich einige kleine Veränderungen im Hauswesen vor, und es ging Alles nach seinem Wunsche. Die Mädchen wußten noch mancherlei neue Einrichtungen mit einzumischen, wo denn auch Therese, wie zufällig, ihr eignes Anliegen zur Sprache brachte. Die Gefährtinnen fanden einen solchen Wechsel höchsterwünscht, denn sie bekamen dadurch ein Zimmer mehr zum Gebrauch, welches auf der Stelle zum gemeinsamen Theezimmer bestimmt wurde. Ehe noch die Nacht hereinbrach, war Alles in der neuen Ordnung.

Man aß heute sehr spät; denn jeder Neueingerichtete mußte zuvor die Andern besuchen, und besucht werden; dann versammelten sich Damen und Herren in der besten Laune am Tische. Vielleicht war es bei dieser frohsinnigen Stimmung nur allein Thalheim, wel-

cher bei Emma eine ihm auffallende Veränderung entdeckte. Sie hatte keinen Antheil an jenem Zimmerwechsel genommen; alle Eßlust fehlte, die doch sonst niemals irgend einer Nöthigung bedurfte; dabei waren ihre Augen roth — wahrscheinlich von Thränen; ihr Gesicht glühte; ihr ganzes Wesen schien im Kampfe mit einer heftigen Leidenschaft begriffen, wiewohl sie sich immer zum Lächeln zwang und außer einem leisen Kopfweh kein anderes Uebelbefinden eingestehen wollte. — Nach einiger Zeit stand sie plötzlich auf, ging in ihr Zimmer, und man hörte deutlich, daß sie nicht allein die zum Saale führende Thüre desselben verschloß, sondern auch die andre, welche sich auf den Gang hin öffnete. Erst in diesem Augenblick bemerkte der aufmerksam gewordene Thalheim, daß auch Heinrich in der heftigsten Bewegung war. Er saß Marien gegenüber, bald wieder ganz in dem Anschaun des Mädchens versunken. Die schöne Miß war heute unbeschreiblich mild, im Vergleich mit ihrer gewohnten Weise sich zu benehmen; und Heinrichs zärtlichen Blicken begegnete zuweilen ein wehmüthiges Lächeln, von dessen zarter Bedeutung Thalheim selbst sich innig ergriffen fühlte. Eine geistreiche und stolze Schöne wird ganz unwiderstehlich, wenn sie wahrhaft liebt. — Maria wars heute.

Heinrich sprach an diesem Abendtische fast gar nicht. Nur einmal, als die Uebrigen von den Freuden der zuletzt genossenen Tage redeten, weckte er sich selbst aus seinen glückseligen Träumen auf, und sagte lächelnd: „Nein, es ist unmöglich, daß es auf Erden einen noch Glücklicheren gebe, als ich es bin!"

„Ich wünsche, sagte Thalheim leise zum Nachbar: daß Du selbst dem Glücke Zügel anzulegen weißt, damit es nicht bis ans entgegengesetzte Ende mit Dir fortrenne, und Du früher unglücklich wirst, als Du es geahnet hast!"

Heinrich schwieg. Seine und Mariens Blicke faßten sich jetzt zum ersten Male mit voller Gewalt. Thalheim sah ihn in einer bebenden Bewegung, indem ein tiefer, unterdrückter Seufzer den Busen

des schönen Mädchens hob. Es blieb unserm Freunde kein Zweifel mehr über die Gewißheit dieser Liebe und wegen Emma's heutiger Unruhe zurück. „Möge nur, sprach er bei sich selbst, die gute Emma ihr Herz so sorgfältig gehütet haben, wie sie mir es einst versprach, damit die Arme nicht ein Opfer dieser Liebe werde!"

Den Schlaf der Unwohlen nicht zu stören, ging man zeitig und still zur Ruhe. Thalheim begleitete seine Therese zu ihrem neuen Zimmer. An der Thüre nahm sie ihm das Licht ab. „Nur heute gestatte ich es, lächelte sie: daß Sie mich selbst bis hierher begleiten. — Aber, wenn Sie wüßten, Thalheim, welcher süßen, lieblichen Ruhe Sie mich jetzt entgegenführten! . . . Ich habe in den zwei letzten Nächten kein Auge geschlossen!"

„O ich entsetzlicher Mensch!" rief er, — jetzt erst seine allzustrengen Bedenklichkeiten bereuend.

„O, Sie Bester von allen Menschen, die ich je kannte: sagte sie leise. Sie mein schützender Vater! Nun ist ja Ihr Kind, Ihr geliebtes Kind, ruhig und selig! Gute Nacht, lieber Thalheim! — und gute Nachbarschaft!"

Sie drückte die Thüre langsam zu; bald aber öffnete sie noch einmal, ihm für die schöne Sicherheit zu danken, die jetzt ihr Herz beruhigte. „Ihre heutigen Worte, fügte sie hinzu (und darum war vermuthlich die Thüre noch einmal aufgegangen): sind mir ewig unvergeßlich! Kann Therese jemals Ihrer Liebe vergessen, so wird sie nicht mehr sein. — Ruhen Sie so sanft wie ich, mein einziger Freund!"

Und Thalheim stand entzückt vom Anschaun des holden Engels, und konnte nichts erwiedern, als! „Gute Nacht, Geliebte! — Oder guten Morgen! denn für mich Glücklichen giebt es heute wohl keine Nacht!"

Seltsam! — Therese verschloß nur jene Thüre, welche sich auf den Gang öffnete, nicht aber die Andre zwischen ihrem und des Freundes Schlafgemach. An der innern Seite nach Thalheims Zimmer

war ein Riegel sichtbar. Sollte er ihn wohl vorschieben? — Wie? — Und dadurch die holde Unschuld erschrecken, wohl gar kränken? — Er kämpfte nur wenige Augenblicke mit sich selbst; dann aber verwarf er alles Bedenken, als höchstunmännlich, blickte den unbenutzten Riegel der unverschlossenen Thüre ganz verächtlich an, und streckte sich auf sein Lager hin; weniger um zu schlafen, als um süß zu träumen.

Am frühen Morgen, ehe noch Jemand im Hause zum Vorschein kam, machte sich Thalheim schon ein Geschäft im Saale, um an Emma's Thüre sich nach dem Befinden der unpäßlichen Freundin zu erkundigen. — Er hörte Heinrich bereits in seiner neuen Wohnung heftig auf- und niedergehn, und wollte eben zu ihm eintreten, als der Laut bittrer Wehklage seine Aufmerksamkeit nach Mariens Zimmer hinlenkte. Thalheim horchte erschrocken. Die Klagen mehrten sich. „Darf ich zu Ihnen eintreten?" fragte er ängstlich an der Thüre.

„Ach, Thalheim!" rief Emma im Innern überlaut — und er öffnete schnell. Emma und Maria hielten sich weinend umfaßt.

„Um des Himmels Willen, was ist hier vorangegangen?" rief der Erschrockene.

„O mein Freund! stammelte die schluchzende Emma: Sie werden mich verachten, Sie müssen uns Beide verachten! Heinrich, der Wilde! Er macht uns elend und schuldig!"

„Nein! stöhnte Maria, sich an der Freundin Brust verbergend: — nicht Er — sondern wir!"

„Entsetzlich! rief der erbleichende Thalheim, dem über die wahre Bedeutung dieses Jammerns kein Zweifel zurückbleiben konnte: — „Dann sehe ich hier keine Hülfe! — Nirgends eine rettende Hoffnung!"

„Gehen Sie, theurer Freund! flehte Emma: Lassen Sie uns allein mit unserm Elende. Schaffen Sie uns für heute Ruhe auf unserm Zimmer. Sobald wir einigermaßen gefaßt sind, komme ich zu Ihnen. Reden Sie noch nicht mit Heinrich — — ach, ich ertrage Ihren Anblick nicht länger, edler Mensch!"

Langsam entfernte sich der düster Sinnende. Aber eh' er noch den Saal verließ, ereilte ihn Heinrich und zog ihn mit fast athemloser Heftigkeit in sein Gemach. „Weißt Du schon Alles, Bruder?" fragte er mit glühender Schamröthe.

„O Heinrich! rief der Freund, indem er sich tieftrauernd in einen Sessel warf: Heinrich! Wie stolz war ich sonst auf Dich! Und nun — großer Gott! was ist aus Dir geworden! In welchen Abgrund hat Dich Deine zügellose Begierde gestürzt!" — Er verhüllte sein Gesicht.

In Heinrichs Augen thaten sich jetzt zwei strömende Quellen auf. Er schlug heftig an die breite Brust, als wollte er ihre Lüste strafen. „Bruder! sprach er dann wehmüthig: — verdamme mich nicht, ehe Du mich gehöret hast! — Sieh, Du kennst diese Frauen nicht..."

Hier erzählte er glühend, stockend, oft verwirrt und niedergeschlagen, dann wieder in der heftigsten leidenschaftlichen Stimmung; bald zürnend mit sich selbst, bald wieder aufgelöst in Liebe für die Frauen — die Geschichte seiner Verirrungen — wenn man sie nicht lieber eine Verwirrung der beiden Mädchen nennen will. Denn diese reizenden Geschöpfe, deren Eine stolz war auf ihren Geist, auf ihr Wissen, auf ihre Tugend, die Andre stolz auf ihre Nation, auf ihre Schönheit, auf ihre weibliche Würde — hatte ihr Geschick Beide, wie zum Spott, auf jene Zinne der Versuchung hingeführt, wo der arme, gebrechliche, sündhafte Mensch — er sei Mann oder Weib — die Schwäche seiner Weisheit, und die übermächtige Kraft der Natur fühlte. Sie waren Beide in heiße, unheilbare Liebe gegen den kraftvollsten, schönsten Jüngling gerathen, den sie jemals gesehn, gegen den Ersten, der ihr jungfräuliches Herz gerührt und gewonnen. Der wilde Natursohn — (denn das war er noch in jedem Falle, wo die Macht der allzukurzen Gewöhnung an der Leidenschaft scheiterte) hatte der Liebe Emma's zu ihm eben so wenig, als seiner eignen glühenden Liebe zu Marien widerstehen können. Das große Opfer, das ihm Emma gebracht,

hatte seines Zweckes, sich des Geliebten alleinigen Besitz zu sichern, verfehlt; es hatte vielmehr seine Leidenschaft für Marien nun erst recht zum Bewußtsein gebracht; und da auch in dem Herzen dieser Geliebten, bei so voller Jugendblüthe, eine heimliche Sinnengluth flammte, welche sich vielleicht nur unter den mannigfach bindenden Verhältnissen der Heimath, nicht aber unter den abenteuerlichen, abgetrennten dieses Insel-Lebens hätte tilgen oder beschwichtigen lassen; so schien der traurige Erfolg einer, anfänglich allzugeringschätzig behandelten, Neigung so unheilbringend für die Sittlichkeit, daß es unmöglich war, zu sagen: wer von den Dreien verführte, oder verführt wurde.

Der Sinnenrausch verflog bald, wie gewöhnlich. Die innige Freundschaft der beiden Mädchen überdauerte ihn, und die Entdeckung war — besonders bei Heinrichs großer Naivetät, nicht schwer: daß sie Beide die Frauen Eines Mannes seien. Der überraschende Augenblick dieser Entdeckung war gerade der, in welchem Thalheim zu den Jammernden eintrat. — Schwerlich wäre er auch sonst der traurigen Geschichte so bald auf den Grund gekommen! Denn man faßt sich in solchen Fällen doch wohl wieder, und die Klugheit tritt in ihre alten Rechte ein — zumal bei den Frauen!

Heinrich hatte auserzählt. Sein Freund fühlte jetzt mehr Mitleid als Zorn. „Unglücklicher Sohn! sagte er gerührt: Nein, Du warst kein Thier, kein Nichtswürdiger! Nur ein schwacher, sündiger Mensch! Ich bleibe Dein Freund wie immer. Ich fühle mich als Deines Gleichen; fühle wohl, daß Deine Gebrechen auch die meinigen sind!“

„Für diese Liebe sei der Himmel Dein Erbtheil! rief Heinrich. Aber Du weißt nun Alles. Schieße mich jetzt nieder aus Freundschaft; denn ich kann die Thränen dieser Mädchen nicht ertragen! — Du willst nicht? — So erzeigt mir Mustapha vielleicht diesen Dienst; — ich wollte eben mit ihm zur Jagd“ — Er hielt Thalheim seine Büchse hin.

„Das erst sind die Kennzeichen des feigen Schwächlings! sagte Thalheim finster. Wenn seine Leidenschaft Unheil angestiftet hat, will er sich aus dem beschwerlichen Leben zurückziehen — statt daß der edle Mensch sich freiwillig für die Folgen fremder Verschuldung aufopfert! So muß ich mich denn Deiner doch von Herzen schämen, armer Heinrich!“

„Thalheim! Du bist furchtbar! — Weißt Du noch irgend einen Rath, einen Ausweg?“

„Unmöglich ist die Rettung nicht! sagte Thalheim. Ich will mich an die Großmuth der Frauen wenden. Vielleicht entläßt Dich die Eine Deiner Verbindlichkeit freiwillig — die Andre wird Dein Weib.“

„Nein, rief Heinrich mit Heftigkeit: ich kann von Marien nicht lassen, denn ich liebe sie mehr als mein Leben! Ich kann auch von Emma nicht lassen, denn sie ist unaussprechlich gut, und hat mich lieben gelehrt. Sie selbst liebt mich gewiß eben so innig, als Maria. Ich vermag keine von Beiden zu verlassen, wenn ich nicht sterben soll. — Was hältst Du von der muhamedanischen Religion, Thalheim?“

„Wenig Gutes! Ihre Bekenner sind ein rohes, thörichtes, sklavisches, abergläubiges, blutgieriges Volk. Hüte Dich vor dieser falschen Religion! Sie würde vielleicht Deinen Sinnen schmeicheln, aber Deiner Seele keine Nahrung geben. Wie viel mehr bist Du jetzt schon, als Mustapha, der doch zu den bessern Türken gehört!“

„Desto besser! sagte Heinrich nachdenkend. Du hast mir doch einst gesagt, ein Bekenner anderer Religions-Meinungen könne eben so leicht selig werden, als ein Christ.“

„Dein Gedächtniß trügt Dich für dießmal! — So sagte ich nicht!“

„Oder Du sagtest doch: er könne auch selig werden?“

„So war es, Heinrich! — Dann wird er aber doch denken und handeln müssen, wie ein echter Christ!“

„Laß mich in der Einsamkeit darüber nachdenken, Thalheim!“

„Thue das! erwiederte dieser etwas heftig; denn Heinrichs

egoistisches Auskunftsmittel erbitterte ihn. O es ist eine bequeme Religion für Leute Deines Schlages! Man bekommt wohl allmälig auch Lust zur Gräfin und zu Laura — verführt am Ende gar die unschuldige Therese, und macht dann die guten Kinder sämmtlich zu gesetzmäßigen Sklavinnen seines Harems!"

„Bruder! Du zermalmst mir das Herz! rief Heinrich laut. Nenne mir wenigstens Theresen nicht mehr — dieses Heiligthum! — dieses geweihte Kind, das Du, mein Vater, mein Retter, mein Freund, liebst!"

„Woher weißt Du's?" fragte Thalheim erröthend.

„Wie? antwortete er: ich sollte es nicht gemerkt haben, daß das holde Geschöpf mit ganzer Seele an Dir hängt, und daß Du ihr zu eigen bist, wie sie Dir? — Ach, Bruder! Könntest Du mich denn wirklich für einen solchen dankvergessenen Unmenschen halten?"

„Du sollst nicht aus Dankbarkeit keusch leben, fiel Thalheim ein: sondern aus Keuschheit! — Halt! Mir fällt jetzt bei, daß es auch unter den Christen ein sogenanntes morganatisches Gesetz giebt für dergleichen Nothfälle. Wir leben auf einer wüsten Insel — Du bist doch eigentlich der Fürst derselben; — ich werde Alles aufbieten, um die gute Emma zu bewegen, daß sie eine Ehe zur linken Hand annehme; dann darf ich Dir Maria, als die zweite rechtmäßige Gattin, an die Rechte antrauen."

„Würden aber dann die Verhältnisse und Rechte der Beiden auch vollkommen gleich sein?" fragte Heinrich gespannt.

„Nicht ganz; erwiederte Thalheim. Aber so lange wir hier lebten und vollkommen einig wären, brauchte kein wesentlicher Unterschied stattzufinden. — Denke über Alles dieß wohl nach, Heinrich! Du hast zu wählen — bist noch ganz frei. Ich bin ein Christ und liebe meine Religion über Alles. Auch Du kennst sie bereits, und weißt, daß ich auf ihre Reinheit und Herrlichkeit viel zu stolz bin, um jemals einem Menschen, welcher selbst wählen kann, ihre Wohlthaten

aufzudringen. Jeden Menschen aber, welchem das Glück wird, sich selbst bei gereiftem Verstande eine Religion wählen zu dürfen, werde ich für einen heillosen Thoren halten, wenn er die meinige verwirft."

„Es scheint, Du hast Recht; sagte Heinrich. Ich muß hinaus ins Freie! Sorge nicht für meine Fassung; aber sorge für die armen Gekränkten! Sei ihr Trost! In einigen Stunden erfährst Du meinen Entschluß."

Mit diesen Worten eilte er fort, um den Alten zur Jagd abzurufen, und Thalheim ging traurig auf sein Zimmer.

Es war noch früh am Tage, aber gleichwohl sehnte er sich schon mit einiger Unruhe nach der Erscheinung Theresens. Die Begebenheiten der letzten Nächte hatten ihn mit Grauen erfüllt, und er konnte daher eine gewisse Furcht nicht unterdrücken, wenn er sich das liebe, schlafende Kind in seiner Einsamkeit dachte. Auch wollte er sie bitten, heute gemeinschaftlich mit Laura und Luise die Besorgung des Hauswesens zu übernehmen, um die beiden Unglücklichen in Ruhe zu lassen. Da in Theresens Gemach noch tiefe Stille herrschte, so wagte er es erst, nachdem er eine Zeitlang in dem seinigen laute Bewegungen gemacht, leise an ihre Thüre zu klopfen; es erfolgte aber keine Antwort. Nun noch ängstlicher werdend, öffnete er sachte ein wenig — und erblickte mit heiliger Rührung die Holde, wie sie eben ihr Morgengebet verrichtete. Sie kniete am Fenster, das schöne Antlitz hinauswärts zur sonnigen Morgenlandschaft gerichtet, die gefalteten Händchen zu Gott empor gehoben. Unhörbar drückte der Freund die Thüre wieder zu, und erhob mit den Gedanken des frommen Kindes auch die seinigen zum Vater der Welt.

Nach einiger Zeit vernahm er ein leises Klopfen, und sprang der Geliebten freudig entgegen. Selige Heiterkeit grüßte ihn aus ihrem Mund und Blick.

„Mir ist, sagte sie: als sei plötzlich alles Weh und alle Sehnsucht aus meinem Herzen gewichen. Wie erquickend hat sich diese

schöne Nacht auf meine ganz ermatteten Glieder herabgesenkt! Ich erwachte einige Mal und war mir der süßen Ruhe so himmlisch bewußt! Ich dankte Gott für die heitre Sicherheit um mich her; ich wußte so gewiß, daß es nur von mir selbst abhänge, sogleich wieder sanft einzudämmern; der stille Ort war mir so gewohnt, so heimisch; — ich glaubte zuweilen vom Lager meines Freundes her die leisen Athemzüge seines lächelnden Mundes zu hören. Ach, ich lag sanft, wie in Gottes Armen! — Dank Ihnen, Guter, Edler!..“

Sie zog ihn mit blödem Händedruck in ihre Zimmer, um ihm die ganze kleine Einrichtung zu zeigen. — Ihm war das selige Herz so überfüllt; und er wollte einige Mal reden — aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß er Schreckensworte zu sagen habe, und gar nicht einmal wisse, wie er sie dieser Reinen sagen könne. — Er schwieg verwirrt. „Sehn Sie nur, sprach sie in süßer Schwärmerei: wie häuslich hier jedes Eckchen ist, — als hätten es die guten Engel aus unsrer Heimath hierher getragen! Das Sopha dort steht gerade so, wie jenes, auf dem meine Eltern mit mir spielten, wenn sie zu mir in mein kleines Kinderstübchen traten. — — Nein! diese Thränen sind nicht bitter, mein geliebter Freund! Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich noch freudiger weine!“

„Gott!“ rief Thalheim entzückt: „laß mich dieses köstliche Geschöpf einst eben so rein und herrlich den Eltern wieder zuführen, wie ich es hier in der Wüste aus deiner Wunderhand empfing!“ Das Mädchen hatte sich an ihn geschmiegt. Er hielt sie sanft umschlungen, und ließ sie so ihr Herz ausweinen.

„An dieser getreuen Brust werde ich gesund!“ sprach sie, die glänzenden Augen zu seinen seelenvollen Blicken erhebend. „Hier habe ich Vater und Mutter wiedergefunden!“ O wie schwer fiel es ihm, seine schmachtenden Lippen nicht herabsinken zu lassen auf Theresens blühenden Rosenmund! — Jetzt aber kam ihm wieder schreckhaft in den Sinn, was er diesem Engel von den gefallenen Freun=

dinnen zu entdecken hatte. Er begann endlich mit der Nachricht: daß Emma und die Miß im Zimmer eingeschlossen bleiben wollten, und daß er sie diesen Morgen Beide in der allerheftigsten Gemüthsbewegung gefunden habe. Sie gerieth in mitleidige Angst, und Thalheim vermochte es nicht, sie über die Lage der Freundinnen zu beruhigen, so wenig er ihr auch noch von dem wahren Verlauf dieser traurigen Begebenheit eingestand.

„Ich sehe hier nichts als Unheil!“ sagte die ahnungsvolle Seele in ihrer Unschuld, ohne zu erröthen, und nur mit dem zarten Schmerz reiner Menschlichkeit. „Glauben Sie mir, das Verhältniß zwischen Maria und Emma wird immer trauriger werden, wenn nicht Heinrich entweder tiefer in die Schranken der kalten Ehrerbietung gegen Beide zurücktritt, oder sich doch nur als einen gleichfreundlichen Bruder gegen die Eine, wie gegen die Andere beweis't. Und dieß ist — wenn ich mich an die Stelle des armen Heinrich setze....“

„Nur unter wirklichen Geschwistern möglich!“ fiel Thalheim schnell ein, um das Gespräch zu endigen. Denn eine rosige Gluth überflog plötzlich Theresens Gesicht, als bei ihren letzten Wórten das junge Herz sich selbst über einem neuen zärtlichen Gefühl überraschte, und ihr Auge unwillkührlich den Geliebten mit einem Blicke grüßte, der diesem durch die Seele drang.

„Mich dünkt, es warten hier noch große Leiden auf uns, meine Freundin! fing er nach einer Pause wieder an. Aber wir wollen sie getreulich mit unsern Freunden tragen!“

„Gemeinschaftlich!“ sagte das liebe Kind mit heiterem Muthe, und bot dem Freunde die redliche Hand dar. Er schlug sanft ein, und hob sie zum ersten Mal zum leisen Kusse an den erbebenden Mund. ——

III.

Briefe

des Herzogs August von S. Gotha

an

Ernst Wagner.

Ernst Wagner hat bei seiner bedeutenden Korrespondenz nur eine kleine Sammlung von Briefen aufbewahrt; und selbst diese glaubt der Herausgeber nur mit diskreter Auswahl dem größeren Publikum mittheilen zu dürfen.

Wir beginnen mit den Briefen eines, in vieler Hinsicht ausgezeichneten Fürsten, — des 1822 verstorbenen Herzogs August von S. Gotha. Dabei glauben wir den Lesern im Voraus versprechen zu dürfen, daß sie in diesen köstlichen Ueberbleibseln alles das finden werden, was der Herausgeber selbst nach wiederholter Lesung darin gefunden hat: tiefes, zartes Gefühl für das Schöne und Wahre (für das Kunst-Schöne insbesondere), ächt humane Anerkennung und Würdigung des Menschen im Dichter; zärtlich freundschaftliche Theilnahme, deren Ausdruck sich nicht selten bis zur Sprache der Liebenden steigert; — schlagenden Witz, spielenden Humor, durchdringengen Scharfblick, verbunden mit einem großartigen Urtheil, mit feiner Welt- und Menschenkenntniß; — überhaupt eine reizende Eigenthümlichkeit des Ideenganges, der sich oft zum kühnen poetischen Phantasie-Fluge erhebt, so kühn, daß uns sein Weg, wie sein Ziel, zuweilen unklar und räthselhaft bleibt.

Die sämmtlichen Briefe, dreißig an der Zahl, fallen in die beiden letzten Lebensjahre E. Wagner's. Der Beginn (ohne Tagbestimmung), ist in den Frühling 1810 zu setzen; die letzte Zuschrift ging ein am

6. Febr. 1812, wenige Wochen vor Wagner's Tod, und blieb unentsiegelt bis jetzt. Während jenes ganzen Zeitraumes fielen in des Dichters Leben, durch unheilbare Krankheit verdunkelt, nur einzelne Lichtblicke der Hoffnung. Stets mehr als er selbst, glaubten seine Freunde, ja sogar seine Aerzte, an die Möglichkeit der Heilung; denn Alles, was er von seinem Lehnstuhle aus — worin er im eigentlichen Sinn des Wortes wohnte — hin in die Welt sendete, war ja noch so lebensfrisch und blüthenreich, daß Niemand an sein nahes Ende glauben wollte. Ein wohlthuender Unglaube, der sich auch in diesen Briefen, fast bis zum letzten, ausspricht, obgleich die zärtliche Besorgniß, es möge des Freundes Ahnung doch wohl mehr als hypochondrische Aengstlichkeit sein, immer wieder durchblickt und den Gesundheitszustand des Siechen in vielfachen Wendungen zum Hauptgegenstand des Schreibens macht.

Der fürstliche Briefsteller war, wie man schon aus dem hier Mitgetheilten ersieht, äußerst fleißig im Diktiren (denn nur sparsam finden sich Zeilen von eigner Hand); der bürgerliche Empfänger hingegen scheint weit seltener geantwortet zu haben; was wir erklärlich finden. Der kleine Rest seiner irdischen Tage war ihm kostbar. Briefe, zumal solche Briefe, wie sie hier erforderlich waren, — raubten ihm der zugezählten Stunden allzuviele. Vermuthlich erbat er sich gleich Anfangs die Erlaubniß, nicht jede einzelne Zuschrift regelmäßig erwiedern zu dürfen, und er wird sie nicht bloß erhalten, sondern vielleicht zu Zeiten fast über die Gebühr benutzt haben. Wenigstens deuten darauf manche leise Vorwürfe und Schmollwörtchen hin: aber um so bewundernswerther ist die Beharrlichkeit des edlen Korrespondenten!

Bedenket man übrigens noch, daß hier ein durchlauchtiger Herr von hohem Rang mitten unter den vielfachen Genüssen, Sorgen, Zerstreuungen seines Standes, seiner Zeit, und seiner Umgebungen, an einen einfachen, ranglosen, tief in der Verborgenheit der bürgerlichen Alltagswelt lebenden Privatmann schreibt, — und so schreibt,

wie er es thut; dann stimmt man mir vielleicht bei, wenn ich behaupte, daß dieser Briefwechsel, als einzig in seiner Art, der allgemeinen ehrenden Aufmerksamkeit werth sei, und daher vom Herausgeber der Nachwelt nicht unterschlagen werden dürfe.

Herzog August, in seiner tiefgemüthlichen höchstgeistreichen, — wenn auch nicht durchaus geregelten, Eigenthümlichkeit, gehörte wohl überhaupt unter die Unnachahmlichen: am allerwenigsten aber möchte gerade dieses rührend zarte und innige Verhältniß eines reichen Fürsten zu einem armen Dichter sich irgendwo in einer Fürsten- oder Dichter-Biographie wiederholen.

Schließlich bedarf es kaum noch der Anmerkung: daß der geistreiche Herzog bereits dem gebildeten Publikum als Schriftsteller angehört.*) Kam auch sein Versuch eines Romanes (fast allzuzart aus antiker griechischer Seide gewoben!) weniger in Umlauf, so haben dagegen einige seiner genialen Briefe, von Jean Paul herausgegeben, die Geistesverwandtschaft des Briefstellers und seines Herausgebers hinlänglich beurkundet.

Der gegenwärtigen Bekanntmachung der Briefe an E. Wagner stand um so weniger irgend eine Bedenklichkeit entgegen, da in ihnen sich nur Rein-Menschliches in reinästhetischer Form ausspricht, und da übrigens alle Beziehungen auf Individuen und politische Verhältnisse, mit einer Behutsamkeit, welche die gegenwärtige Zeit nothwendig macht, sorgfältig ausgeschieden, oder doch wenigstens hinlänglich verhüllt worden sind.

---

*) Der gelehrten Welt ist dieser Fürst durch Eichstädt's klassisch schön geschriebene memoria Augusti bekannt.

1.

Freund!

Anmaßlich mag es vielleicht scheinen, diesen heiligen Namen auf die anspruchslose Stirne dieser Schwingenblüthe zu heften, allein unpassend ist es sicher nicht.

Wenn ich Sie Freund nenne — was Sie leider noch nicht sind! — so ist dieß nicht allein der laute Nachklang innerer Harmonie; es ist auch der Vorlaut kräftiger Diphtonie; ja, es ist fast der strebende Eifer verkannter, nach ihrem Recht greifender Minne, die sich vergessen glaubt.

Hätte ich mehr Rechte — also ältere — so würde ich zürnen und mich für unvergoltene Treue rächen; so aber will ich bescheiden thun, was zwar einem kindlichen Wesen Falschheit scheinet, und will der Biene*) aus Perlen und Rubinen (Thränen und Küssen), den oft mißbrauchten Freundesnamen aufladen, weil ich nun einmal meiner Stachelbehenden und Nektarreichen keinen schicklichern zum Schicken an Sie mitzugeben habe. „Herr" mag ich Sie nicht nennen, denn dieß verriethe zu sehr Ihre Macht, und die darf ein solcher Mann nicht ganz kennen. „Rath?" — Ach, die Räthe gefallen mir oft noch weniger, als ihr Rath! „Wagner, schlechtweg," behagt mir auch nicht, aus Gründen, die ich nicht zu sagen brauche: also „Freund," — nicht „mein Freund!" Ich bin nun einmal eitel, und würde stolz werden, sobald Sie es würden; ich meine mein Freund; — vielleicht dann Beides, eitel und stolz!

Nun aber, Freund! nur näher hergeschaut! Meine hellen Wimpern sollen die Nähe der schwarzen Ihrer blitzenden Augen nicht fürchten, und die ernstgekrümmten Lippen könnten wohl meine freundlicheren zum Freundeskusse öffnen! — Sie sehen, ich glühe, ich bin

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf den Siegelring und dessen Sinnbild, eine Biene. Anm. des Herausg.

berauscht, und daher plauderhaft; und daher so schleierlos. Aber enden müssen Sie meinen Rausch nicht mit kalter Männerklugheit; Sie müssen meine Träume erfüllen!

Ihre Westharfe haben Sie zu früh an die Thränenweide gelehnt. Es werden immergrüne Eichen daraus; die Nachtigallen, die aus den Saiten sangen, paarten sich und nisteten dazwischen; — und sich verstimmen will die klangreiche Grabeszierde?

Bitte! Uebergeben Sie mir doch Ihr Saitenspiel, welches Sie zum Todtenklang herabsinken ließen! Wären Sie gestorben, oder sterbend, so brauchte die Harfe keine neue Besaitung; aber da Hygiäens Schlange, ahnungsvoll durch frische Veilchen und Rosen lieblich blickend, sich in meinen Freudenblicken sonnet, so darf ich hoffen, das liebe Saitenspiel wieder zu Lebensklängen umzustimmen. Bis in den Mai will ich warten; dann husch, husch! fliegt auf, ihr Tauben, ihr Nachtigallen, ihr meine Paradiesvögel, fliegt jubelnd ein! Viele Töne, Freund! die nicht mehr akkordiren wie As-Dur und C-moll, müssen Sie ausmerzen, damit im Mai oder Junius meine Paradiesvögel in neue Nester — aus reinen Grundtönen zu Liebesklängen gewoben — neue leuchtende Wunder-Eier legen und brüten. Im August will ich Sie hinzuführen und ausrufen: Freund, mein Freund! Herr, mein Herr! Rath, mein Rath! lieben Sie nun den

August!

N. S.

Was diese Zeilen*), — nämlich die ich nicht schrieb, enthalten, soll ich nicht wissen. Gut! Ists ein Scherz, so ist es gewiß ein unschuldiger; denn man gab mir diesen Einschluß, und weiß, wie sehr ich Sie schätze. Bitte: setzen Sie Klugheit zwischen Rosen ohne

*) Diese Beilage — ohne Zweifel von der Hand einer geistreichen Freundin des Dichters, deren in der Folge öfter unter dem Namen Sidonie gedacht wird — fand sich nicht unter Wagner's Papieren.

Dornen; und gilts ein Opfer für mich, so sei es! wenn es Ihnen nur Freude bringt!

2.

Mein Freund!

In der Morgenstunde empfing ich, was Sie für mich geschrieben, und jetzt, wo der Abend dunkelt, wird es mir immer lesbarer.

Der Abend, mit seinen sehnsüchtigen Nachtigallen, mit seinen kühlen Bächen, seinen verschlossenen Blumen, und seinen feuchten, ahnungsvollen Nebeln, spendet zwar nicht das helle Sonnengold des eitlen Morgens, oder funkelnde Hyacinthen, wie der stolze Mittag: aber recht liebend schaut er zwischen den Wimpernschatten der Zweige tröstlich herein; der Mensch übersteht leicht die schnell durchträumte Nacht, um schmerzenlos vom neuen Tag wach und jung geküßt zu werden; das noch nicht an sein Glück gewöhnte Herz, nimmt dann die jubelnden Sänger des Morgens für die Minnegirrende Harmonistin der Nacht. — Ich zage jetzt, unter Ihren Cypressen meine Morgenhymnen gesungen zu haben! Ists denn meine Schuld, daß mein Busen bei des Freundes Schmerz erstarrt? Bin ich denn strafbar, wenn aus meinen Zähren plötzlich Immergrün aufsproßt? Kann mich mein Liebling schelten, weil ich froh ahne, daß der längste Schlaf mich nicht von ihm trennen wird? — von dem Manne, den ich liebe, ohne ihn zu kennen; der mir unentbehrlich ist, ohne seine Gegenwart eigennützig zu vermissen. — Denn ich möchte um mein Geheimniß kommen, wenn er mir kein Räthsel mehr wäre!

Ich weiß es, daß Sie nicht sterben; daß Sie genesen; daß Sie mich noch lange mit Ihrem Edelmuthe peinigen können. Ich ahne ein allzuprächtiges Geschenk von Ihnen; doch ich will mich geduldig beschenken lassen, wenn Sie mir versprechen, mich diesen Frühling — vielleicht in Reinhardsbrunn — zu besuchen? Ihr

Emil.

N. S.

Ihre Beilage gebe ich aufs Gerathewohl der ersten besten Sidonie. — Die beste meiner Freundinnen ist sie allerdings, wenn auch nicht die erste. Daß diese Erste Beste weit besser versteht, Bücher zu lesen, als zu recensiren, das kann ich beiläufig noch versichern.

3.

Mann meines Herzens! Könnte ich Sie doch so lieben, daß nichts Sie von dem Leben trennen könnte, als der späteste, sanfteste Kuß vom Todesengel; oder allenfalls ein zu frühes Sterben des Treusten Ihrer Freunde! Ach, warum mußte ich sie so spät erkennen, oder so früh? Doch welche unnütze Klagen! Ist denn nicht die letzte Stunde hier die erste dort? Ist Wiedersehn etwas anders, als der Beginn eines neuen Lebens?

Vielleicht sind Ihre Schmerzen im Wachsen; aber die Kraft — so oft stärker als der Schmerz! — wird siegen. Die langen, scharfen Zackenblitze des Schmerzes werden sich nach und nach in das milde Wetterkühlen verlieren, das dem gesunden heitern Tag vorausgeht. Künftiges Jahr, wenn Ihre ungezogenen Jungen rumoren und auf die Nase fallen, und Zetermordjo darüber schreien, werden Sie fröhlich lachen und fragen: „giebts denn noch Schmerzen auf dieser lustigen Welt?" Dann werden Sie alles Böse vergessen haben, aber das Gute nicht; und die Guten auch nicht — Sidonien und mich!

4.

Den 16. Jul. 1810.

Sehen Sie, alter Ernst! so sind Sie geliebt von Sidonien! In bangen Sorgen schwebt die Engelgute über Ihrem Krankenbette, und weht mit sträubendem Fittig Friede und Kühlung in Ihre Fiebergluth, armer siechender Freund! — Sie bebt, sie fürchtet jedes Weh, was Sie betreffen könnte, und möchte Sie mit ihren Engels-

schwingen decken, und wünschte Sie in erquickenden Schlummer einzulullen, um Sie mit schwesterlichen Liebkosungen neugestärkt und frisch belebt wieder aufwecken zu können. Gewiß, auch ich liebe Sie, Freund! aber doch so nicht, wie Sidonie; nicht so mild, so jungfräulich! Ich möchte Ihnen immer beweisen können, daß Sie nicht leiden, und daß Sie nach mir sterben werden. Ich umrausche wie eine gefiederte Mutter, mit Riesenschwingen Ihr hohes Dornennest, kranker Aar! Ich möchte Sie zwingen, Ihre Kräfte zu erproben; ich schmolle, klage, zürne, wenn Ihre Genesung nicht so schnell vorwärts schreitet, als mein hoffender Flug aufwärts. Ja! Sie machen mich oft recht ungeduldig! Und ich möchte Sie aus dem Faulbette hinausbeißen, wie eine Adlermutter ihr träges Junges; herunter von dem hohen dürren Fels in den reinen, freien Aether. Meine Furcht ist Zorn über das Uebel, das Sie trifft; Sidoniens Furcht ist Klage und Gebet.

Nehmen Sie so, lieber Wagner — aber ja nicht wie böse Ahnung! — beiliegenden Brief. *)

5.

Mein Lieber! Sagen Sie mir doch, wie soll ich Ihr Schweigen deuten? Darf ich wohl dießmal meiner Ahnung trauen? Darf ich ein Geschenk, ein holdes frohes Wort erwarten? Sprechen Sie doch! Unterbrechen Sie das lange Schweigen, das weher thut, denn aller Zorn! — Oder leiden Sie etwa mehr, wie sonst? — Ich begnüge mich, — ich, die ungeschickteste aller Hände! — mit fremden Schriftzügen, wenn Sie mir nur Ihr Wohlwollen ausdrücken. Habe ich Sie vielleicht aus einem schönen Traum zur Unzeit geweckt? —**) Ich

*) Er fand sich nicht vor. Anm. des Herausg.

**) Ein sarkastisches Urtheil über irgend eine, Wagner sehr liebe, Persönlichkeit mag wohl einen kleinen freundschaftlichen Zwist veranlaßt haben. — Obgleich Alle

bin so unruhig, als ob ich strafbar wäre; — oder als ob Sie es wären. Habe ich Ihnen ein idealisches Glück geraubt, so strafen Sie mich dafür! Ich fühle mich großmüthig und gerecht genug, Ihren treuen festen Zorn zu loben, und meine unpolitische Freimüthigkeit zurück zu nehmen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald genesen; wenn Sie, wie ich wünsche, dann ein neues Leben beginnen, so werden Sie klar sehn, und rein fühlen, was ich klar sah, und aus reinem Wohlwollen zu sagen wagte.

Harren Sie nicht, mir Ihr neues Werk zu schicken!

N. S. (von eigner Hand.)

Schicken Sie mir auch das gerühmte Tischchen Ihres Kunstschreiners. Nur darf es nicht zu wackelig und krackelig sein!

Noch Eins! Da Ihr Buch erst künftigen Monat erscheint, so zieren Sie es doch mit einem hübschen Titelkupfer und Schlußvignette. Beides will ich besorgen; doch müssen Sie es deutlich beschreiben. Auch das Titelblatt muß elegant sein; denn ich bins selber, und will daher auch nur elegante Geschenke haben.

6.

Ach! allzugütiger oder allzustrenger Freund! (denn bei Frauen, Königen und Dichtern mischt sich Beides oft!) Warum berühren Sie so kräftig die Schmerzens-Antennen meines tiefsten Innern? — Ists Lob, und bin ich wirklich so zart, so madonnenartig: so muß ich ja nur ein rücksichtsloses Beleuchten und Enthüllen fürchten. Ist es aber Tadel: wie mich bessern, ohne Härte und Kraft — was mir Beides oft fehlt? — Dachte ich mir doch Sie viel weicher, zarter und milder, als mich mit meinen Nachtigallschwingen und Mull-Mull-Schleiern. (Denn alle Seelen sind weiblichen Geschlechts.)

---

hier Betheiligte dem Erdenleben und seinen Mängeln entrückt sind, so schien es doch rathsamer, einige vertrauliche Briefe theils wegzulassen, theils abzukürzen.

Anm. des Herausg.

Gott! So hab ich Ihnen denn weh gethan — weh! und Sie gekränkt, indem ich das freie Haupt eifernd über Jemand erhob, den Sie lieben! Weiche Blumen und harte Perlen habe ich nach ihm geworfen: aber ich dachte, Sie nektarsuchende Biene würden nur die Blumen sehen.

Nehmen Sie hier meine Hand! und nehmen Sie die feuchte Wärme darauf nicht für das Blut des verletzten Stolzes; auch nicht für den Thränenfistelsaft der Heuchelei, — sondern für den milden Thau, der morgen auftagenden Besserung. Denn ich bin ja ein Flammen= und Traum=, ein Blumen= und Harmonien=Monat, und heiße auch August, — und liebe auch einen Ernst, — aber einen ganz andern, als * — . .

Doch genug und übergenug von mir! Lassen Sie uns zu Isidoren kommen! Der Name ist sehr spanisch; aber ein Hofroman wäre eben, was ich möchte. Doch — erzürnen Sie nicht über diese Frage! — sind Sie auch im Stande, diesen glatten Musiv=Boden ohne Wanken zu betreten? —

Gern säh' ich mein Bild in Ihrem Spiegel; aber ein sich oft widersprechendes, räthselhaftes, inkonsequentes Wesen, wie ich, kann man schwerlich auf den 17 Facetten dieses Zauberdiamantes treu abspiegeln lassen.

Könnte man nicht an Isidorens Hof aus Ihrem andern Buche*) das liebe E. in „Ernsts alphabetischen Auszügen aus einem unbeschriebenen Buche" lesen?

Nur nicht aus einem „historischen ABC!" Bitte! — Das ist so widersprechend! Und der „vierzigjährige Henneberger" — wie uninteressant! Auf Ehre! Sie sind wie Jean Paul! Der macht auch seinen meisten Büchern Titel — zum Herausreißen! Warum wollt Ihr denn Euern Antinous=Köpfen fratzenhafte Haarbeutel anhängen?

---

*) „Historisches ABC eines vierzigjährigen henneberger Fibelschützen."

Um Gotteswillen! Was ächt humoristisch, ächt witzig ist, das braucht ja keine Schellenkappe und Narrenjacke!

„Alphabetisch" kommt mir auch so pedantisch vor. Und lassen Sie mir nur den „ABCSchütz" weg! den kann ich vollends gar nicht leiden! — Oder wie wärs, wenn Sie das Büchlein betitelten:

„Tonleiter eines vierzigjährigen hennebergischen, Sachsen-Coburg-Meining'schen, durch Gottes Gnade bald wieder genesenden, sekretarischen, diplomatischen Titular-Rath?"

Es ist leider Gottes! wahr, daß Sie ein altes Kind sind! Aber darüber sollten Sie roth werden und sich schämen, was Sie — noch einmal leider Gottes! — nicht thun.

Mein neustes Buch wird tout bonnement betitelt: „Föhrenauer Briefe ohne Antwort;" — und da soll ein Ernst, und eine Engelmunde, vielleicht auch eine Isidore — alle drei wahre Himmelsblüthen — neben einem gewissen Emil prangen. Besonders freu' ich mich auf die Engelmunde; eine ächte Theomyrrha!

7.

Wie? Sie wagen es, an Sidoniens Existenz zu zweifeln, und halten die Treffliche wohl gar für so ein nachgemachtes Ding aus meiner Phantasmen-Fabrik?*) Sie wissen also wirklich noch nicht, daß sie leibhaftig in *—* wohnt? — geizig freilich, ich darf sagen neidisch auf ihre innern Schätze. Sollte sie auch gerade nicht schön

*) Bei beiden genialen Korrespondenten blieben, trotz den tödtlichen Leiden des Einen und dem tiefen Mitleiden des Andern, dennoch Scherz und Laune in vollen Rechten, so daß sie diesen geistreichen Briefen (die oft im Grunde weit ernster sind, als sie aussehen), eine ganz eigenthümliche Würze beimischen. Im Obigen wird ein komischer Verdacht launig bekämpft Wagner, der wohl wußte, wie sein fürstlicher Freund oft unbedingt unter dem muthwilligen Zepter des Phantasus stehe, glaubte sich nämlich in Hinsicht auf die pseudonyme Sidonie gefoppt, und beschuldigte seinen Korrespondenten vermuthlich geradezu: er habe ihm ein X für ein U gemacht und mit doppelter Kreide geschrieben. — Er irrte aber! Anm. des Herausg.

sein, so ist sie doch freimüthig und schalkhaft, klug und konsequent gegen die Schlimmen; räthselhaft und auf der Hut gegen die Dummen; ungeduldig gegen die Indiskreten; einfältig und flach gegen gewöhnliche Männer: aber Sidonie ist, was sie ist, gegen die Guten; gegen Männer, wie Sie, holder Mann! Ihr gegenwärtiges Unsichtbar-Bleiben macht mich freilich noch weit ungeduldiger, als Sie mein unbescheidenes Fürsprechen machen konnte; doch ahne ich in diesem ungewohnten Verstummen der Schwester nichts, als ein wohlwollendes Insich-Zurückziehen. Gewiß! nach der langen Stille erklingen desto vollere Philomedien. Ganz gewiß, lieber Ernst, wird sich die Herrliche doppelt herrlich Ihnen entschleiern! Zuerst verschlingen sich die bis jetzt vergitterten, eisernen N. N. (sie sind ja durch ganz Europa in Mode!) in das weichere, kaum mehr zu trennende Blumengewinde Sidonia. Sie werden durch schwarze Wimpern in dunkelblaue Augen blicken; dunkle Rosenlippen werden Ihnen entgegen lächeln; ein voller, von krausen schwarzen Locken umringelter Nacken wird sich ein wenig vor Ihnen beugen; kleine Lilienfinger, die vorhin das Geflechte rankender Winden zwischen sich und Ihnen schirmend ausbreiteten, werden sich zwischen

Sylphidien, Idianen, Domidien, Oniriskken, Narzissen, Jasminoiden und Amaranthen

von Ihrem warmen, linden Fingerdruck überraschen lassen; ja Sie werden sehen, daß die nun gesprächige, trauliche, geistreiche Schwester . . . ich meine, Sie werden durch das Sehen einsehen, daß, so bald Sidonie wo hineinsieht, sie auch selbst bald darin ist. Bitte! fangen Sie einstweilen Ihr Herz ein Bischen zu säubern und zu fegen an! Die Bären-Natur von * — muß in die Kammer, wo Sie die Landcharten confiscirter Länder, die einzelnen Handschuhe, die Raufdegen, Invitations-Zettel, Federbüsche, lederne Hosen nebst den übrigen Reliquien, aus der burschikosen Zeit aufbewahren. Sidonie hat eine feine Nase, und eine ganz andere Idee von Weiblichkeit,

wie Sie, unverwöhnter Achtels-Franzos! Denn ich merke es wohl, Sie haben viel zu wenig Burgunder in Ihrem Keller. Apropos! Was halten Sie denn vom Duc de Champagne und vom Prince d'Orange? Mich dünkt, Beides wären Männer für Sie? Befragen Sie doch Ihren Arzt, dann liefre ich Ihnen ächten rothen Champagner und reinen Syrup d'orgeat à la fleur d'orange. Doch zuvor muß ich die ärztliche Unterschrift sehen, sonst kriegen Sie keinen Tropfen von meinem Nektar!*) — Fragen Sie doch zugleich Ihren Aeskulap, ob er Ihnen noch nie hat lassen Pulver mischen, wo sepia und magnesia zu Bestandtheilen dient? Ich fange selbst an zu manschen aus Ungeduld; denn bei Ihrem ewigen Gesundwerden ist mirs immer, als wenn Sie krank blieben; und so ein verfl— Zustand schickt sich nicht für einen Romantiker, am wenigsten für einen so herzigen Herzens-Kumpan! Mir ist es mit den Freunden zu Muthe, wie manchen Damen mit den ihrigen, welche am Ende immer einen gesunden Bengel einem werdenden Engel vorziehen.

Sorgen Sie dafür, daß Isidore ihren Emil recht sidonisch liebt; so recht absichtslos, ohne Vernunft und Dankbarkeit; ohne Grenzen und Grund! Und gebildet müssen sie sein am Hofe, wie die bewußte schlanke Schöne am Baum der Erkenntniß, und interessant, wie gebesserte diablotins, und innerlich stolz, wie ausgepfiffene Theaterdichter. Auch kokett, quantum satis, aber bei alle dem decent; und die Nebenpersonen müssen gutmüthig sein, wie Sie, brav wie Sidonie, launig und launenreich, wie ich; nur etwas geschmackvoller und gebrauchlicher! — Nun, Sie werden es Alles ganz hübsch einzurichten wissen! j'ai l'honneur d'être votre très peu bon, bon ami

E.

---

*) Es erfolgte in der That bald eine reiche Spende für des Dichters ziemlich Wein-armen Keller. Anm. des Herausg.

N. S.

Ich, ein Kronen- und Zepterträger der ersten Potenz (ich spreche in diesem Augenblick nicht als Algebraist, sondern als Astronom), blicke mich noch einmal um, und ergreife den von Auroren getragenen Triumphwagen meines Wagner bei der Deichsel, um ihm noch zuzurufen, daß ich Freund Jean Paul bei den Haaren seit ungefähr acht Tagen halte! Denken Sie sich, wie er Ihr Gemälde von mir wird wohlgetroffen finden! Vermuthlich macht er nun bald einen Gegenhof; darum eilen Sie um Gotteswillen mit dem Ihrigen — und sei es auch à mes dépens — damit Sie die Leser und die Lacher auf Ihre Seite bekommen. Ich gebe mich mit wohlwollender Unbefangenheit gerne Ihnen preis, denn ich weiß nur zu gut, wie fromm und edel Sie sind, und wie sehr im Stande, auch das Unvollkommne zu verschönen. Eben dieses Wissen, eben dieses Trauen giebt mir den Muth und das Recht, mit Ihnen unbefangen und rücksichtslos Alles dem Papiere anzuvertrauen, was mir eben in den phantastischen Sinn, in das schalkhafte Herz kommt. Dürfte ich denn sonst Ihren Unwillen und Ihr Schmeicheln so gutmüthig aufnehmen, und dürfte die heilige Chiffer der Freundschaft meine wunderlichen Briefe besiegeln?

8.

Wir — Sidonie und ich — sind ein gleichgestimmtes und leicht verstimmtes Geschwisterpaar; oft vorurtheilend und verurtheilend, und daher auch oft verurtheilt.

Kluger, Feiner! Ihr glatter Brief ist ein Spiegel; Ihre Beichte wird unser Sündenregister. Wir waren leichtsinnig, indelikat, undankbar, und wer weiß was Alles, indem wir uns etwas gegen *—* herausnahmen. — Ich las nicht Sidoniens Briefe, sie las nicht die meinigen; und doch bin ich versichert, wir fühlen mit Einem Herzen, sprechen mit Einer Sprache. Wenn Sie Ursache haben, sich über

meine mildere, reinere, geistigere, klügere, bessere Ich in zu beklagen, so schreiben Sie ihr; sie wird lächeln und drohen! Sparen Sie Ihren Witz, Ihren Stolz, Ihren Zorn, Ihre Würde, ach! und gar Ihre Demuth — die einem Manne, wie Sie sind, schlecht steht. Sidonie hat außer ihrem Rechte, ihrer Unschuld, ihrer bestimmten Würde, ihrer stillen Macht, Waffen, die Sie noch nicht kennen! — Hübsch mild, hübsch artig, hübsch bescheiden! und Sie werden sehn, daß es sich gut mit Sidonien sein läßt. Da meine Freundin nicht die Koalitionen liebt und lieber allein beichtet, so benehmen Sie sich nun mit ihr selbst; und mir erlauben Sie, daß ich unterdeß von ferne stehe, haltend einen Strauß von Stechnelken, Feuerlilien, Strohblumen und Schwindelveilchen.

Sie möchten mich so gerne in das enge, ängstliche, peinliche, rücksichtsvolle häusliche Leben hineinziehen! Wie ein Polyp strecken Sie Ihre tausendfaserigen Arme aus, an jedem derselben lockende Familiengemälde, in Zucker kandirt: doch mir fallen die bürgerlichen Ehehälften männlicher Art in den Spiel- und Kaffeehäusern ein, oder die noch ärmeren, welche gar nicht einmal hineingehen dürfen, und die Lockspeise will mir daher nicht munden. Für das gnädige Mitleid mit den Fürsten danke ich sehr; da ich aber, Gott sei Dank! kein Jean Paul'scher Fürst bin, so nehme ich nur so viel davon, als jeder Mensch, auch der glücklichste, von dieser kraftlosen Prahlfrucht am Tugendbaume von nöthen hat, und reciprocire: mein magnanimer Freund! kommen Sie an mein Herz! Wie stolz wäre ich, wie beneidenswerth fühlte ich mich, könnte ich jeden Schmerz von dem Ihrigen bannen. O wären Sie gesund, und könnte ich dann mit Ihnen schwärmen, oder beten und singen — selten einmal lachen. — Kommen Sie an meine Brust!

Emil.

9.

In Reinhardsbrunn.

Ich bin Ihnen näher, und darum auch der schönen Möglichkeit, Sie zu sehen, zu sprechen, armer, leidender und wehthuender Freund! Mein stilles heiliges Thal, der düster-schattige Raum, die frisch-grünen Wiesen, die schillernden Seen, die duftenden, durchzwitscherten Büsche, der stumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimnisse der verödeten Zellen — das Alles könnte wohl einen Dichter reizen — vielleicht begeistern! Hier in den lieben alten Cellen-Hause, hier an dem reinen heiligen Krystallborn, hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und am Hofe. Kommen Sie, wenn es Ihnen möglich ist. Sterben Sie mir nur nicht! Ach, über den Grabeshügel herüber verstummen alle Klänge. Einmal dort, dürfen Sie uns nicht mehr mit neuen schönen Gedanken und lieblichen Bildern erfreuen. Hier haben Sie noch Rechte, Pflichten, Verdienste, benutzen Sie dieselben als ein kluger Mann!

E.

N. S.

Dichten Sie, malen Sie, lieben Sie, da es noch Zeit ist! Wahrlich! Ihr Herz, Ihr Geist sind gesund! Faul dürfen Sie uns nun einmal nicht werden! — Warum schreiben Sie mir denn nicht? —

10.

Ihr langes Schweigen hat Ihr Gedächtniß so tief in Schlummer gewiegt, daß Sie wohl nicht mehr wissen, wer ich bin und wie ich mich gegen Sie aussprach? Fürstlich habe ich's freilich nicht gethan — nehmen Sie das Wort wie Sie wollen; nicht einmal in meinen Geschenken! — Wären Sie Jean Paul, o! wie anders würde ich scherzen! Apropos von dem: — Sie machen mich zum Fürsten, Er zum —..; ich möchte Richter nicht zu meinem Grazioso

machen, so sehr mich auch das letzte Ende (Fibels Leben) entzückte; denn — es fehlt ihm die Grazie! Haben Sie das Fibel'sche Leben schon gelesen? Ach! was ist denn das für ein Spaß?

Sein Sie gut und gerecht, und schicken Sie mir Ihren Hof. Ich will nimmermehr fürstlich, sondern am liebsten rein-menschlich erscheinen. Bald schreibe ich Ihnen mit, vielleicht durch, Sidonien, an der eben nichts göttlich ist, als Gott in ihr!

11.

Sie lächeln? Ob aus Schalkheit über mich, ob aus Mitleid mit sich, Freund! oder mit uns Beiden*) — genug Sie lächeln, herb und mild zugleich; — mild, weil der überreizte Ingrimm verdampft; weil der Kampf zwischen Gefühl, Witz, Geschmack, gesundem Menschenverstand, Rechtlichkeit, Mode, Nachahmungssucht, Schalkheit und Langweile immer mit Selbst-Annihilation endigt; oder mit einem Wort: weil der wahre Humor sich zuletzt selbst zerstört; — herb, weil Sie nicht um ein Haar weiter mit Ihrem Stolze, Zorn und klugen Aufreizungen gekommen sind, denn zuvor, Ernst! Sie fühlen sich mir doch nah und näher, Sie mögen wollen oder nicht! Aber nun will ich Sie gleichwohl um Vergebung bitten, daß Sie sich nach mir gerichtet und geglaubt haben: man dürfe einem vornehmen Autor, so gut wie einem gemeinen Koch, gestehen, daß man sein Gericht nicht schmackhaft finde.

Werden Sie wieder gut! d. h. Machen Sie wieder ein gutes Werk, wie sonst! Aendern Sie Ihre Isidore nach meinem Rathe; denn ich bin am Hofe erzogen, Sie nicht! Ich meine ja keine Hüh-

---

*) Herzog Augusts Briefe an E. Wagner sind, als hätte er im 6. Briefe von ihnen geweissagt, „Briefe ohne Antwort." Da die Briefe Wagner's für uns verloren sind, so müssen nothwendig viele Stellen dunkel bleiben. Manche Briefe konnten aus demselben Grunde gar nicht mitgetheilt werden.

Anm. des Herausg.

ner= und Meierhöfe; denn von den arkadischen spreche ich nur so obenhin und durcheinander, daß oft Mancher nicht weiß, ob ich von Schöpsen oder von Kammerherren rede.

Schreiben und sein Sie wieder gut! Sie können ja Beides so himmlisch! — Sidonie hat Ihr schriftliches Donnerwetter in Händen; aber nehmen Sie sich in Acht! Steht die mir vollends bei, — dann gnade Ihnen Gott! E.

12.

Alles, was von Ihnen kommt, Ernst! ist mir werth; selbst die übersandten Pariserinnen, die ich höflich dem Hofmarschall zuspedirt habe.

Großer Gott, wie können Sie schmeicheln, schlimmer Mann! Die zuckersüßen Schaumwogen überschwemmen mich und meine gute Stadt, in der nichts rosenfarb ist, als, ach! noch einige spätblühende Rosen und vermuthlich gar manche Blüthe, die ich nicht kenne, und niemals zu sehn bekomme. Da mein Herz zu nahe bei meinen Ohren ist, so wage ich mich nicht gern in unsre plauderlustigen Papagei=Concertsäle.

Sagen Sie sich: „heute kommt Sidonie und ihr Oheim zu meinem Emil.“

13.

Ein beglücktes Herz, ein frohes Gemüth, wenn es zart, nicht allzu egoistisch ist — ob aus Eitelkeit, ob aus Großmuth, ob aus bescheidener Furcht vor dem Alleinbesitz der höchsten Wonne; Gott weiß aus welchem Grunde! — genug, ein freudeklopfendes Herz wendet sich gern nach der Quelle seiner letzten Thränen, um sich an das flüchtige Glück des unbeständigen Lebens zu erinnern. So komm' ich zu Ihnen, leidender Freund! denn ich bin sehr beglückt! Ich sehe, ich kose, ich bin täglich mit ihr, die Sie, ich weiß nicht warum, bei aller geschwisterlichen Aehnlichkeit mit mir, eine Göttliche

nennen — während Sie, böser Wagner, aus mir eine Doppel-Karrikatur machen; eine Art von Centaur aus der Autor- und Regentennatur; — vielmehr aus Beider Unnatur! Ohne die milde Fürsprache, den gutmüthigen Eifer, den unnachahmlichen Witz meiner Gleichherzigen, würde ich vielleicht jetzt hart mit Großmuth, mit kalter Unbefangenheit prahlen, wo ich schweigen, scherzen, wo ich seufzen, gnädig mich verbeugen, wo ich mich liebevoll und um Wohlwollen flehend an die kranke Männerbrust werfen muß.

Lächeln Sie nicht, mein Ernst! über diesen Schwindel bei dem blendenden, ungewohnten Glanze meines gegenwärtigen Himmels; haben Sie Mitleid, wenn mein zaghaftes Herz eben so beim Gedanken des Uebermaßes, als der Kürze dieser Freundschaftswonne bebet! Ach, wären Sie doch bei uns! — Dieses fruchtlose Sehnen, dieser tief hereinfallende Schatten in all diesen Glanz, läßt mich empfinden, daß mein Glück ein menschliches sei, und daß ich immer noch zu hoffen und zu wünschen übrig habe. Doch Wunsch und Hoffnung vereinigen sich, mir den schönsten, wohlduftendsten Passioniden-Strauß an die Brust zu heften, denn meine * — lebt nicht allein in oder mit oder neben mir, sondern hoffentlich bald auch in, neben, mit und für meinen Wagner, der mir so unaussprechlich werth, und so unentbehrlich ist, weil mir kein Mensch, zumal kein Mann — durch seine Superiorität so sehr weh und so sehr wohl gethan hat, als eben dieser — mehr „Faust" als „Wagner!"

Hier des Bruders drei Mal wiederholter Handschlag; und hoffentlich Schwester Sidoniens Alles verdunkelnde, Alles entbehrlich machende, Zauber- und Trostworte!

(Zusatz von Sidoniens Hand.)

Trostworte, mein guter Wagner, bedürfen Sie nicht; — gewiß nicht nach einem solchen freundlich lieblichen Zuruf! — Auch keine Anmahnung, das originellste Wesen zu lieben, was wohl noch je die Erde auf ihrem platten Rücken trug! Ich selbst weiß nur zu gut,

daß Niemand aus diesem Zauberkreise entschlüpfen kann, den unser Geisterfürst so magisch zu ziehen versteht. Ich, Sie und Viele bleiben bestrickt für immer; aber Sidonie freut sich Ihrer Nähe, so wie ihrer eignen Bande, und mußte Ihnen das sagen, um nicht von Ihnen vergessen zu werden.

14.

Zufrieden, glücklich, selig, himmlisch verklärt, mein Wagner, ist Ihr dankender Freund, wenn so schön, so reich, so ganz wieder einmal Sie, mit Licht der Liebe, mit Wohllaut der Wahrheit, zu dem oft Vergessenen, bisweilen Verkannten, manchmal Geschmeichelten, einige Mal Gescholtenen — sprechen, wie Sie eben mit ihm sprachen. Ja, die aus dem Tiefsten erregte Wonne, die süßesten Zähren, benetzten Ihnen Augen, Mund und Hände, könnte man Küsse und Thränen versenden, wie Briefe. Ich weiß nicht genau, wie mir eigentlich zu Muthe ist; aber Alles freut, bewegt, tröstet und berauscht mich; mir ist es immer, als hätt' ich nur Worte für die Freude, für den Dank. Schwebte ich über tausend Sonnen und Himmeln in dem Licht- und Wonnemeer der Verklärung, und schillerte tief unter mir der melodisch wogende See aus seligen Seelen engelähnlicher Menschen, so tauchte ich mein Herz in den süßesten Thränenkuß; sendete es, längst treuer Blicke, hinab zur kleinen, schmuzigen Erde, zum langen zarten lichten, linden Strahle gesponnen, und dränge so, Thronen und mich vergessend, in das kranke Herz meines Ernst, und brächte ihm Alles, was ihm fehlt, oder zöge ihn vollends zu mir herauf; oder blieb drunten bei ihm, und verkos'te und versänge ihm sein Weh. Bitten Sie nur, was ich bringen soll; ob ich holen, oder ob ich bleiben soll — ich, ein armes, halb fliegendes, halb kriechendes Würmlein, wie Sie — wie wir Alle!

* * *

Nun sitz' ich wieder bei Ihnen, Sidonie auf der andern Seite; die Tochter, mit sanftem Blick, vor mir, und zwei schöne Knaben der Mutter. Den älteren schlankeren, der sich an meine Seite schmiegt, lehre ich Engel malen, und Morgenroth und Mondenschein, Nebelschillernde Thäler*); der andre neckt mich, und ich küsse ihm die neue Lebensgluth auf die frischen Korallenlippen, und lehre ihn Riesen-Eichen, und Wasserfälle, und Heerden von wilden Rossen, und himmelanstrebende Schweizer-Gletscher bilden; dem zur linken Hand winde ich einen Sternenkranz; dem kräftigen Knaben zur Rechten tauche ich den Pinsel in Hippogryphen-Blut und Kometen-Glanz, und erzähl' ihm was von Ruysdal und Michel-Angelo, während Sidonie lächelt und pflegt.

Sie sehn, wie sehr ich daheim bin; und dennoch weiß ich nicht, warum Sie die arme Isidore verstümmelt schelten, und warum Sie glauben, daß ich —n nicht mehr liebe? Ich gestehe es mit Erröthen, daß sie mir nicht mehr ganz deutlich vor den Augen glänzt, wie sonst; aber dafür will ich sorgen; ich will mir ihr Bild bald wieder auflichten.

Noch über Eins bin ich, aber nur ein klein wenig, böse: warum haben Sie mir denn den Brief für Sidonien verschlossen zugeschickt? — Ihr Männer wollt doch immer mit den Frauen verborgene Dinge haben!

Der alte, immer jung liebende
Emil.

(Von Sidonien.)

Ich schreibe Ihnen heute, mein guter Wagner bloß, daß ich nicht Zeit habe, Ihnen mehr zu schreiben. Lassen Sie unsern herrlichen Freund immer dabei, daß er richtig ahne; — da wir in der That

---

*) Herzog August war Meister im Entwerfen und Ausführen, besonders landschaftlicher Gegenstände, durch flüchtige Federzeichnung. Anm. des Herausg.

ein kleines Geheimniß für ihn haben; wie es denn auch in dieser Zeit ganz zeitgemäß ist!

15.

Die Ungeduld — (sagt die strenge sich roth Unterschreibende *) — diese quälende Hypersthenie des Gemüthes sei das Fieber des hungernden Egoismus, und glaubt sich damit ein recht Jean Paul'sches air zu geben. Ich weiß nun nicht, guter Ernst, ob mein Egoismus hungert, oder ob mein Gemüth das Fieber hat: genug, ich vergehe vor Ungeduld, bis ich endlich die vollendete Isidora erhalte; — an der hoffentlich nichts Jean Paulisch sein wird, außer dem, was an Jean Paul selbst echt jeanpaulisch ist — das Herz! — Sidonie will mir das Buch vorlesen; beneiden Sie mich nicht, alter Freund? —

Hier schicke ich Ihnen ein Gedicht, ein liebliches Gemmenräthsel von einem wunderschönen Talisman begleitet; prächtig und reich an Gold, von vielfarbigen Schmelz-Blümchen kraus überrankt; diademförmig — in der Mitte ein Opal, rechts ein Hyacinth, links ein Türkis: — das ist der Zauberring, den ich von drei Schwestern zu meinem Wiegenfeste erhielt. Errathen Sie das Räthsel und die Geberinnen **)?

Sie sehen, wie schön ich beschenkt wurde, böser Mann! und nur Sie schenken mir nichts? Nicht einmal das Vergnügen, das ich mit Deutschland theile: Sie zu bewundern, und mich an dem Feenzauber Ihrer Phantasie zu ergötzen?

Dennoch liebt Keiner Sie, wie

Emil!

---

*) Abermals eine nicht mehr zu enträthselnde Anspielung, wie's ihrer so manche in diesen „Briefen ohne Antwort" giebt! Anm. des Herausg.

**) Das Gedicht, welches wir in der Beilage mittheilen, war ohne Zweifel von Wagner selbst. So erklärt sich denn auch das „kleine Geheimniß" auf, von dem Sidonie am Schlusse des vorigen Briefes andeutend spricht. Anm. des Herausg.

Beilage.

Ein Talisman.

An Se. Durchlaucht Emil Leopold August,
Herzog von Sachsen-Gotha.

Tief verborgen in dem Schoos der Erde
Bildet köstlich sich der Edelstein,
Daß durch Kunst er noch veredelt werde,
Schmuck der Schönheit und des Throns zu sein:
Doch fürs Herz zum Kleinod und Gewinn
Giebt ihm Liebe einen zartern Sinn.

* * *

Gleich der Blume, hat er Sprach' und Zeichen; —
So gestaltete ein Talisman
Sich in Steinen, welche nie verbleichen;
Wunderthätigkeit schloß ihm sich an.
Deutungsvoll eint sich in heil'ger Zahl
Hyacinth und Türkis und Opal.

* * *

Prüfen soll der Talisman die Herzen,
Schützen vor des Glückes Wankelmuth;
Freuden würzen, mildern herbe Schmerzen,
Schön erfrischen geist'ge Lebensgluth,
Und ins Land der holden Phantasieen
Magisch den Erwählten nach sich ziehen.

* * *

Nur allein kann diese Kraft erproben,
Der, den jedes Herz voll Treue liebt;
Dem ein Lichtstrahl, ausgesandt von oben,
Klarheit, Scharfsinn, Huld und Liebreiz giebt;
Der, vom Genius mit Macht erregt,
Zauberblumen für die Freunde pflegt.

* *
*

Du Erhabner! dessen holde Blicke
Hier auf diesem Talismane ruhn, —
Wär' ihm doch vergönnt, zu Deinem Glücke
Eine Freuden=Blüthe hin zu thun!
Fürst, — durch Kron' und Dichterkranz verklärt, —
Prüf' ihn Du! Du findest ihn bewährt.

16.

Süß und himmlisch drang im lieblichsten Traum der vergangenen Nacht die Ahnung mit ihrem schönsten Zauber in mein Herz; sie reichte mir den Smaragd=Becher, von zarten Cypressenzweigen umkränzt, durch Thränen lächelnd hin. Könnten Sie mir doch mein wunderbares Traumbild deuten! Wars ein Engel, den ich sah? Ich fühle noch die, mich mit süßem Schauder übergießende Nähe der himmlischen Gestalt; ich höre sie noch rauschen, die wunderbaren Riesenschwingen, hoch und prächtig hinaufgekrümmt! Einmal saus'te das goldstrahlende Gefieder, wie nahendes Gewitter. Könnt' ich sie doch malen, wie sie schwebte auf Katarakten von Licht in göttlicher Vollendung der Schönheit! Das Gewand war sieben Mal umsäumt, wie aus Demant und Opal, Perlen=Thauglanz und Sternen=Gold gewebt. — Immer näher, immer entzückender erblickt' ich sie, und

konnte doch den Smaragdnen Becher nicht ergreifen! — Als ich erwachte, fühlte ich mein Inneres rein und geläutert, wie ein erwachendes Kind, und fühlte mich noch von des Himmels Blüthendüften berauscht, und die Himmelsklänge — ohne jeden Mißklang der Erdenmusik — tönen jetzt noch, wie ein fernes Echo zerfließend, fort. — Ich umarme Sie in Hoffnung und Treue und ewig junger Liebe!

N. S.

Trübe schwere Pflicht führt Sidonien, als Trost- und Mitleids-Engel zu der unglücklichen Witwe *—. Ich fühle, daß ich kein Recht zu klagen habe über diese, mich schwer drückende, Trennung. Wäre Sidonie nicht leidend, so gäbe sie selbst einige Worte des reinsten Wohlwollens für den trauten Freund.

Umarmen Sie Ihre Kinder! Küssen Sie den Aeltesten segnend auf die Stirne; den Jüngsten liebkosend auf den Mund. Wenn ich Sie künftiges Jahr von Liebenstein aus besuche, so werde auch ich sie an Ihrem Herzen an das meinige drücken.*)

17.

Den 30. Dec. 1811.

So hat sich denn einmal wieder mein guter Genius zu mir gewandt! Sinnestäuschungen, Herzenstrug waren also nicht dieses nächtliche Nahen des Traum-Engels! Ich kann sie deuten, die bittersüßen Zähren, das herbe, und doch wieder milde, Lächeln — auch ich habe bitter geweint, herb gelächelt, und die Schmerzensschale habe ich, wachend noch, langsam gekostet. Möcht' ich doch auch jedes Weh aus des Freundes Wunden mit herausgesogen haben! — Leer ist sie nicht, die smaragdne Schale; — Hoffnung, Glaube, Liebe, das tröstende Drei-Gestirn des Lebens, strahlet mir zu; und neue Liebe, mit

*) Ein schönes Versprechen, das unerfüllt bleiben mußte; denn dieser Brief wurde kaum zwei Monate vor Wagners Tod geschrieben. Anm. des Herausg.

neuer Sehnsucht, glüht in der genesenden Brust dem neugebornen Freunde entgegen; es wagts der fast verzagte Mund dem Freunde ein heitres: „Lebe mir!“ zuzurufen.

So war es doch kein Traum! So habe ich mich denn nicht umsonst gegrämt, und umsonst gefreut, theurer Ernst! Nun bleiben Sie doch auch, nicht allein Ihrer Gattin, Ihren Kindern, Ihren Lieben, Ihrem Lande, Ihrer Zeit; sondern auch mir!

Nicht wahr, Ihr neues Leben soll weit schöner werden, als das alte, das Sie mit den Schmerzen und der siechen Schwäche kräftig von sich schütteln? Ueber das Schöne, was Sie schaffen, über das Herrliche, was Sie dichten, werden Sie gern vergessen, was Sie geduldet, und was Andre für Sie gelitten haben! — Wird das nicht eine Rührung, ein Jubel sein! — Sidonie und ich beteten und beten für Sie; und frohlocken jetzt, und opfern Gott Dank. Uns lächelt durch Ihr Bleiben ein neues Morgenroth an; und, der alten Zeit nicht mehr gedenkend, ahnen wir schon eine neue, wo wir getrost einen Namen aussprechen dürfen, der Ihnen einst ein peinliches Räthsel war.*) —

Bald ziehen wir, S. E. und J., um das Genesungsfest unsrer Cäcilie zu feiern, in Hygiäa's Tempel. Sie werden gern glauben, daß an diesem Tage freudiger Rührung der uns neu geschenkte Freund nicht vergessen sein wird! Und sind auch gleich bacchisches Getöse und britische Toasts von diesem Feste verbannt, so werden wir doch auf eine ansprechende Art uns auszusprechen wissen. Auch zu Ihnen kämen wir gern, so es vergönnt wäre? Aber rufen Sie uns nicht, wenn wir nur irgend lästig sind. Sie können unmöglich zürnen, Ernst! daß ich so gern träume. Lächelte mir nicht mein Ahnungs-Engel kurzen Schmerz und lange Freude in das unwissende Herz?

---

*) Auch diese Stelle bleibt ein unauflösliches Räthsel für die Leser, wie für den Herausgeber.

Wenn wir nicht kommen sollen, so nehmen Sie das Ende dieses Briefes für den Anfang eines neuen frohen Traumes!

Ihr
mit Ihnen neubelebter Freund
Emil.

18.

Am 31. Dec. 1811.

Mit bänglichen Erinnerungen unveränderter Freundschaft, und von heitren Hoffnungen besserer Zukunft angelächelt, und von Sidoniens Theilnahme begleitet, die mit mir um Sie, mein Wagner, bebte, — mit mir für Ihre Genesung betete; und die jetzt mit mir vom Wiedersehen phantasirt, — trete ich zu Ihrem Lehnstuhle; unsichtbar vermuthlich; denn Sie richten sich nicht auf; Sie blicken sich kaum um. Sonderbar! Sie strecken die Hand nach uns aus; anstatt aber uns brüderlich zu bewillkommen, spitzen Sie die Finger, als empfingen Sie einen Brief; ein freundliches Nicken, — ein Winken; und uns ist, als wünschten Sie, daß der Ueberbringer sich entferne. Sie machen die Geberde, als erbrächen Sie das Ueberbrachte, nachdem Sie lächelnd das Siegel und die Aufschrift besehen; — die Hast, die Freude, mit der Sie das Blatt zu ergreifen scheinen, durchdringt uns mit Dank, mit Rührung und mit einem gewissen eiteln Wohlbehagen, auf unsre Unsichtbarkeit bauend. Er glaubt zu lesen. Sieh! nun dreht er das Blatt, Sidonie! Er wendet sich nach dem Licht des Fensters. „Assurément, sagt die schalkhafte, assurément c'est un billet de belle des belles!“ — und Sie drehen sich um, und scheinen mit Wohlwollen eine behagende Stelle von Neuem zu überlesen. Neugierig naht sich rechts die freundliche Begleiterin; links schmiege ich mich Ihnen näher und flüstre ein freundlich Wörtchen; und Sie rümpfen den Mund, als nähmen Sie den leisen Freundschaftskuß, das Siegel des Wohlwollens, für die unbescheidene Nähe einer, aus dem Winterschlafe erwachten Fliege. Ungeduldig

rücken Sie die Mütze zurecht; — „undankbarer Mensch! können Sie denn nicht das leise Zuraunen der Geisterwelt und die Nähe der unsichtbaren Freundschaft von dem Summen und Krabbeln eines sechsbeinigen Stubengeschmeißes unterscheiden?“ flüstre ich Ihnen ziemlich ungnädig ins Ohr. Ach! Sehn Sie, Sidonie, wie er unzufrieden den Kopf schüttelt, die Augen reibt, nicht begreift, woher der Vorwurf kömmt, und worauf er zielt? Der Freund lächelt spöttisch und verwundert; denn Alles, was wir fühlen, denken und reden, liebliche Freundin, tritt in leserlichen Zügen aus dem erträumten Papiere hervor. Sidonie! Haben Sie etwas verstanden von dem, was er murmelte? „Ich glaube, antwortet sie mir noch leiser, frohe Aeußerungen sind es über seine Genesung, und theilnehmende Glückwünsche zum neuen Jahre. Freuen mag es ihn doch, unsern Wagner! denn seine Lippen lächeln jetzt, seine Augen blitzen freundlich unter den Wimpern hervor, und seine Wangen überfliegt die Röthe der Rührung. — Nur eine Sekunde Geduld! Deute ich seine Mimik recht, so ist er bereits an der letzten Seite der langen Gratulation.“ — „Ei, warum Gratulation? frage ich die sonst so Klarsehende: eher mags ein Liebesbrief sein!“ — „Nun, da sieht man, antwortete sie, que vous n'êtes pas routiné! Ein Liebesbrief, gnädiger Herr, ist nie so lang, und die Größe des Formats läßt auf eine männliche Schreib-Hand schließen; — schon zwei Mal hat er das Blatt gewendet; aber von wem mag es sein? Beim Lesen des Namens —... aber nein! Er legt den Brief hin!“

Mögen Sie doch, Freund, gelesen haben alles das, was Sie sich wünschen, und was wir so innig Ihnen vom Himmel erbitten! Wir wollen nicht eifersüchtig sein. Gott segne Sie, Gott stärke Sie, Gott erhalte Sie noch lange Ihren Lieben und Ihrem Emil.

Schicken Sie uns nun Isidore bald. Wir wollen sie aufnehmen, wie sie ist; nehmen, dulden und lieben Sie uns doch auch, wie wir sind!

19.

Den 6. Jenner 1812.

Mit unruhigem, nur unbestimmt hoffenden Gemüthe — obgleich das, was ich hoffe, Ihnen bestimmt ist, Freund; ich meine, Glück und Kraft, alte Lebenslust und neues Wohlbehagen — wende ich mich von Neuem zu Ihnen, um ein klares beruhigendes Wort zu bitten. Es muß von Ihnen kommen dieses Wort, wenn auch nicht das schriftliche Zeichen; denn so unbescheiden bin ich wahrlich nicht, so sehr Sie mich auch verzogen haben, und Andre mich noch verziehen! Ich weiß nur zu gut, wie mühsam es ist, liegend zu schreiben, und mit verschwollenen Händen in den schweren, schmerzenden Fingern den Gänsekiel zu wenden. Schreiben sollen Sie nicht; nicht einmal unterschreiben; nein! mich nur erfahren lassen, wie es Ihnen geht! Dieses Opfer sind Sie meiner Treue, meiner unbegrenzten Zuneigung schuldig; und wer würde nicht gern die kleine Mühe übernehmen; zumal Einer Ihrer holden Knaben. Weder die bange Ungewißheit, noch den Schatz von Hoffnungen, kann ich, mag ich, will ich länger mit mir herumtragen! Selbst durch Kränklichkeit gereizt, selbst durch Schmerzen leidend, bin ich zu schwach, den großen herrlichen, lautjubelnden Zukunftshimmel in dem kleinen engen Herzen länger zu verschließen. — Ein Wort von Ihnen giebt dieser strahlenden Traumwelt Wirklichkeit!

Nicht wahr, Wagner, Sie lassen mir schreiben? Sie schenken mir Trost? Ich will Sie auch gewiß niemals wieder ärgern; will Sie nicht mehr daran erinnern, daß ein argloses, sich selbst eine Welt schaffendes Gemüth die große in gewisser Beziehung nicht kennt, und also auch nicht treu zu malen versteht. Ich wills ja glauben, daß es Höfe geben könne, wie der Ihrer Isidore; ich will darin mit Ihnen leben, und Alles schön finden, denn ich kann wohl glauben, wenn es die Liebe verlangt, — Alles finden, was die Liebe heischt, — loben, was die Liebe schuf: aber Sidonie, — die ist freilich stol=

zer, freier als ich, und sich treuer. Die findet die Dinge — vorurtheilslos und arglos wie sie ist — wie sie sind, nicht wie sie genommen sein sollen. Sie hat schon viel von Isidoren erfahren, Gott weiß durch wen! „Sehr männlich soll die Fürstin sein, und unerhört „kokett in der Kunst, die eigentlich nur eine für Männer sein darf: „in der Kunst, die ungewöhnlichsten Ausnahmen für Hofregeln anzunehmen." — Ich meines Theils freue mich auf Isidorens Bräutigam; weniger auf Ihr Mährchen; mehr auf die Art, wie Sie es erzählen.

Geben Sie bald Trost, oder doch Gewißheit.

Anmerkung des Herausgebers.

Zu Wagners langwierigem, immer wachsendem Uebel gesellte sich, wie bereits früher erzählt worden ist, am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit, von den Aerzten als rheumatisches Nervenfieber behandelt.

Der Kranke, den man vor jeder geistigen Anregung wahren sollte, erhielt den vorigen, und die drei folgenden Briefe des fürstlichen Freundes entweder gar nicht von seinen sorgsamen Pflegern, oder legte sie vielleicht selbst für freiere Momente uneröffnet zurück. So übergab sie mir sein Sohn. Erst mehrere Jahre nach des Herzogs Tod, erbrach ich sie mit schwer zu schildernden Empfindungen.

Gewiß werden auch viele Leser, und vielleicht noch mehr Leserinnen, die letzten, gleichsam vom dunkeln Siegel des Grabes verschlossenen Briefe — besonders auch die tragischen Schlußworte des 22. — nicht ohne milde Rührung aus der Hand legen!

20.

Den 14. Jenner 1812.

Wäre ich so humoristisch, wie Sie, mein Freund, und würde unter meinem Mikroskop des Witzes stumpf der Dorn des Schmerzes, — nüchtern der Rausch der Phantasie; — zur Karrikatur das Schöne, — der Schimmel aber zur Blüthenwelt, — das Gift zu glänzenden Diamanten, — kurz, eben Alles zu seinem Gegentheil: so fände ich in Ihrem Schweigen Liebe und tröstende Zeichen der Genesung. Aber, alter Freund! ich besitze nicht die Kunst, aus allen Begriffen und Vorstellungen einen italienischen Salat zu machen, der nur Höllendurst und Ueberreiz giebt, wie Jean Pauls gemüthlose, mich krank

kitzelnde Citate, und —.. doch wer A sagt, muß B sagen! Mit einem Worte: hätte ich mehr Kunst und weniger Natur, so schickte ich Ihnen, nebst beiliegender Karrikatur, eine witzige Kritik derselben und des sinnigen Festes, welches dieselbe so abgeschmackt darstellt;*) aber mir fehlt der Witz, als Kunst, und ich schicke Ihnen ein Feld, reich an Scherz und Entdeckungen. Vielleicht zwingt Sie das, zu schreiben und zu danken, und so bekomme ich eine Ursache, mich zu freuen, und Sie eine Gelegenheit, Ihr bewundernswürdiges Talent an den Tag zu legen.

Hoffentlich werden Sie mich trösten, mir den Fortgang Ihrer Besserung schildern. Ich bedarf dieses Trostes, und viel Liebe; denn ich fühle mein armes Herz immer scheuer werden und an Glaube, Liebe und Hoffnung verarmen. Sie können so gut, so edel, so gemüthlich reden! O, stimmen Sie doch Flötentöne an; aber nicht das krause Geschmetter der humoristischen Dudelsackpfeife! Denn Alles das schätze und verstehe ich nicht. Schreiben Sie mir, ach bald! ach recht tröstlich! E.

21.

Den 24. Jenner 1812.

Ihnen, mein guter Ernst, mein alter treuer, redlicher Freund! Ihnen sei der erste Strauß freundlicher Herzensblüthen angeboten, dessen dornlose Ranken, doch glanz- und farblose Blätter von einem zarten bleichen Bande und dem Namen Emil zusammengehalten sind. Nehmen Sie hin die Vergißmeinnicht der Freundschaft, die Immortellen der Achtung, und die Oliven des Friedens! Es sagt der Strauß nichts als: „Vielgeliebter! in diesem Herzen, das Dir so treu ergeben ist, herrscht wieder die friedlichste Harmonie."

Immer und immer muß ich mich Ihnen aufs Neue nahen, als ob Sie mich aufforderten, einladeten! Aber sich immer treu, immer der Nämliche, sind Sie es, Freund, der mir die Geduld, die Selbstverläugnung, die Wankellosigkeit einflößt; und Sie werden, sind Sie gerecht, mich nicht tadeln, daß ich jeden Augenblick, den mir die zurückkehrende Gesundheit gönnt, jeden Lichtstrahl, den mein guter Genius mir sendet, benutze, um leise an die, nur zu oft verschlossene,

---

*) Eine mir völlig dunkle Anspielung! Der Brief enthielt keine, sie erklärende Beilage. Anm. des Herausg.

düster verhüllte Pforte Ihres Gedächtnisses anzuklopfen; und Ihnen von weitem den Blüthenstrauß an das Herz zu pflanzen. Ach! wäre es doch möglich, auch in dieses Herz hinein! — Sie werden endlich durch meine Geduld so ungeduldig werden, daß Sie mir dennoch, mein Wagner, berichten werden, woran mir so unendlich viel gelegen ist! Sie werden mir sagen, daß Sie sich stärker fühlen, und durch diese belebenden Worte werden Sie mir ein Recht geben, das Dankgebet für Ihre, für meine Genesung dem helfenden Himmel zuzusenden!*)

22.

Den 4. Februar 1812.

Friede zum freundlichen Gruß, mein trostbedürftiger Freund! Ach, könnte ich doch an Ihrem Lager sitzen, mit Ihnen die langen schlaflosen Nächte durchplaudern! Ach, könnte ich mich doch wie das milde Grau des Abends in den Purpurglanz ahnender Phantasien mischen, Sie bis an die Pforten des Himmels begleiten, und von da den Ihrigen Ihre letzten Grüße und Küsse bringen, damit sie nicht trostlos blieben! Ach, könnte ich Sie doch befreien von all' dem Jammer, von allen den Schmerzen, auch von alle dem thatlosen Mitleid, und selbst von der grausamen Lebenskraft, die Sie zu immer neuer Pein zurückruft! Zerrinnen Sie denn mit Ihren langen Qualen in das auflösende Mild der letzten Wehmuth, die nur — den Kontrast des armen Lebens und der reichen Zukunft auszulöschen — das welke Herz noch einmal kühl durchhaucht; — aber mich beneide Niemand mehr!!

Lächeln Sie, wie ein Engel, meiner gedenkend und Sidoniens; denn bald, wohl bald werden Sie noch schönere Engel grüßen: und dieses Lächeln ist nur ein Wiedersehn zusagender Abschiedskuß!

(Von eigner Hand:)

Gedenken Sie meiner, mein Ewigtheurer! Gut' Nacht — ich komme, Ernst! wenn ich darf. — Gute Nacht, al dolce rivedere.

Emil.

---

*) Man sieht aus den vorhergehenden Briefen, daß der Herzog von Wagner's letzter Krankheit, aber doch nicht von ihrer ganzen Gefahr, unterrichtet gewesen sein müsse. Erst nach diesem 21. muß die sichre Kunde eingelaufen sein.

Anm. des Herausg.

IV.

Briefe

von

Jean Paul Friedrich Richter

an

Ernst Wagner.

Schon früher ward in den lebensgeschichtlichen Nachrichten angemerkt, daß es wahrscheinlich Jean Paul gewesen sei, der durch kräftige Empfehlung des damals zaghaft hervortretenden Dichters bedeutenden Einfluß auf eine günstige Wendung seines Schicksals hatte.

Wenn der große Schriftsteller (vielleicht der *größte* unter den humoristischen!) damals in seiner vollen Blüthe — durch unsterbliche Werke die Bewunderung unseres Freundes auf sich lenkte, so fesselte dagegen diesen Dankbarkeit und Zuneigung bei persönlicher Bekanntschaft noch mehr an den herrlichen Mann. E. Wagner hat es von jener Zeit an niemals unterlassen, als Schüler den Meister um Rath zu fragen, so oft er eine neue poetische Arbeit begann. Jener übernahm die erbetene Durchsicht immer gern, und zum großen Gewinn Wagner's.

Die sich noch vorfindenden Briefe Jean Pauls beziehen sich großentheils auf dieses, ihm abgeforderte Urtheil. Sie sind schon dadurch, — außerdem aber noch durch die eigenthümliche Geistesfülle merkwürdig, welche Alles beseelte, was aus seiner Feder floß, obgleich die meisten dieser Blätter so eilig angefertigt sind, daß es nicht selten dem Leser Mühe kostet, den flüchtigen Schriftzügen zu folgen. Von unserm herrlichen *Richter* ist *Alles* wichtig, ja vielleicht gerade das besonders, zu dessen Darstellung er nicht lang suchte, in der ungeheuren Sammlung seiner Excerpten-Zettel nachschlug, oft Citate

auf Citate häufte, und aus Furcht irgendwo gemein im Ausdruck zu werden, zuweilen ungemein witzelte und unklar wurde.

So werden denn auch diese Briefe an Wagnern recht eigentlich zur näheren Bezeichnung seiner reichen, schönen Persönlichkeit dienen, die seinen vertrauten Bekannten so unendlich genußreich war, und nun so unvergeßlich bleibt!

Ich gebe ihnen diese wenigen schätzbaren Reliquien nach der Zeitfolge und mit der gewissenhaftesten Treue, indem ich, außer manchen, für das größre Publikum uninteressanten Begrüßungen, nichts hinweglasse, als manche Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen der Wagner'schen Manuskripte. Da sie großentheils benutzt worden sind, so würde ihre Mittheilung schon deßhalb völlig überflüssig sein.

1.

Coburg, den 4. Aug. 1804.

Mein lieber verzeihender Wagner! Nur durch literarische Vielschreiberei kann ich meine briefliche Wenigschreiberei entschuldigen. In der Michaelis-Messe kommt meine Aesthetik in zwei Theilen heraus. Wenn Sie diese gelesen, so hätten Sie, dächt' ich, endlich den nöthigen Schlosser-Apparat zu Ihrem „Dietrich." Sie sollten damit mehr eilen, da noch so wenig über den Humor geschrieben worden; (Tieck wollt' es einmal in früheren Zeiten über meinen.) Wollen Sie mit Ihrem Musikschlüssel meiner Mißtöne harren, bis ich kein neues Stück mehr setze? — Ihre drei Tabellen wären mir ein köstliches Geschenk; ich sähe auf einmal in zwei Menschen hinein, in Sie und in mich.

Da Sie so Vielerlei angefangen, so muß ich Sie vor der Gefahr des Wechsels warnen, welcher die Kräfte auflös't, weil er sie nicht straff genug spannt. Werfen Sie sich mit aller Macht bloß über Ein Werk, und unterhalten Sie das Feuer in einem fort so lange darunter, bis seine spröden Theile streckbar und flüssig werden. Hin-

gegen nach einer Jahres-Erkaltung wieder Feuer anzuschüren, verdoppelt die Arbeit, aber nicht den Enthusiasmus und das Gelingen. Der erste Band des Titan beweiset den letzten, die andern Bände den ersten Satz. — Von meinen Flegeljahren hat mir die Frau v. K—b bloß die beiden ersten Theile zurückgeschickt. Würde Meiningen nicht durch Cramer entschädigt und genährt, so würd' ich es für Gleichgültigkeit gegen die Poesie, so wie gegen einen ehemaligen Mitbürger desselben, ansehn, daß nicht einmal die Leihbibliothek das Buch hat.

Ende künftiger Woche ziehen wir nach Bayreuth. Seit ich mir verboten habe, den Minister zu besuchen, und seit überhaupt durch den neuen Krieg der ganze geistreiche, frohe Zirkel, den ich Anfangs fand, selber am Hofe zersprengt ist, ist Coburg aus einem Jerusalem ein Bethlehem für mich geworden. Bekannte, und Gäste und Wirthe fand meine Frau hier genug, aber keine rechte Freundin, die Frau v. S. etwa ausgenommen. In Meiningen hatte sie es besser. Wahre Kultur giebt es noch unendlich selten in Deutschland! Berlin und Herder haben mich verwöhnt, und ich werde immer weiter ziehen müssen.

Grüßen Sie mir meinen guten Vesuv recht sehr, der zugleich alt und feurig ist und herrliche Produkte trägt, — den Präsident Heim, und &c. Leben Sie wohl. Schreiben und schicken Sie mir bald!

2.

Bayreuth, den 28. Sept. 1804.

Ihr Wachsthum fliegt, lieber Wagner! Mit zunehmender Ergötzung an Ihrer Fülle und an Ihren Kenntnissen — zumal des weiblichen Körpers — der Gemälde und der Musik, zu welchen nicht Ihre öde Umgebung, sondern nur Ihr reiches Innere Sie führen konnten, las ich Ihren zweiten Theil (des Wilibald) durch, der der erste sein sollte. Doch auch jener hat Anfangs einige ökonomische Magerheit. Dienstsachen, alle Zwecke des bürgerlichen Lebens &c. nicht

schnell genug abgethan werden. — Alle Ihre Charaktere halten sich scharf; nur einige Male geräth Mathilde in mehr Sprache hinein, als ihr anerzogen sein kann. In dieser Mathilde haben Sie übrigens eine köstliche Jungfrau von neuer romantischer Gestalt vom Himmel auf die Erde gelassen. Sie ist gar nicht leicht zu schaffen und zu halten. Sie haben Goethes Meister rein und stark gefaßt und die rechte epische Ansicht des Romans gewonnen, ohne doch — wie jetzt der Echo-Pöbel thut — das stofflose Phantasiren mit der symbolischen Allgemeinheit zu vermengen. Eben Ihre scharfe individualisirende Ansicht und Erkenntniß der vielgestaltigen Erde bei allem Aufblick zum einfachen, poetischen (allgerorischen) Himmel thut so wohl, und ist so dichterisch!

Suchen Sie jetzt bloß einen Fehler zu begehen, den Andre zu meiden erachten müssen; suchen Sie nämlich mehr pikant zu sein.

Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Gegenwart und Zukunft Glück! 2c.

3.

Den 5. Jenner 1805.

Hier, Lieber, meine Doppelantwort! Hätt' ich mehr Zeit, so würde ich mir gerne Ihre Briefe durch Fragen und Antworten zu verdienen suchen, so sehr erfreuen sie mich.

Im Januar ist ein Entschluß für den Februar ein Wagstück, sogar um den Preis einer Schöpfung *). Den Nachtigallen in Ihrem Park reis' ich doch lieber nach — weil es hier gar keine giebt — als den menschlichen im Orchester.

Von meiner Aesthetik ruht die Hälfte noch unter meiner Gehirnschale. Eine neue Auflage wird die zweite, oder den Zwilling bringen.

---

*) Bezieht sich wohl auf eine Einladung Wagner's zur Aufführung von Haydn's Schöpfung nach Meiningen zu kommen. Anm. des Herausg.

Eben hab' ich J. P's. Freiheits-Büchlein, eine Broschüre von 9 Bogen fortgeschickt, durch die Jenaische Fakultät veranlaßt, welche meine sonderbare Dedikation an den Herzog von Gotha nicht drucken ließ. Jetzt erscheint sie gedruckt, sammt sechs Briefen von ihm und mir, und einer Abhandlung über die Preßfreiheit. Alles Philosophiren aber entwöhnt durch seine Leichtigkeit von der Anspannung des dichterischen Darstellens.

Emma sitzt auf meinem Schooß während ich dieß Blättchen vollkritzle, und sagt immer: Schreib Vater! Der zweite Geburtstag Maxens war der erste von Otilia, meines zweiten Mädchens, d. h. vor acht Wochen. Leicht kam meine Frau vom Kindbett auf, das sonst der Teufel mit Geier- und Rabenfedern füllt. Ich und meine Frau sehnen uns herzlich nach den Herzlichen in Meiningen, um in einigen Tagen Jahre zu wiederholen und vorauszunehmen.

Ihren jetzigen Spiel- und Schreibraum bereitete Ihnen ein sehr guter Genius, der wahrscheinlich an Ihrem Style Freude hat. Es geh' Ihnen immer besser!

4.

Bayreuth, den 6. Mai 1805.

Den 15. April erhielt ich Ihr Manuskript *). Mein Lob bezieht sich auf das Allgemeine und Besondere, der Tadel nur auf einiges Besondere. Der neu und frei schauende und empfangende Geist — der frisch vortreibende, wie ein Mai, nicht wie ein Herbst — die weite Um- und Einsicht, sogar in die tiefen Holzwürmer-Löcher und Windungen am Thronsessel — und also die rechte Eigenheit, ist mein allgemeines Lob, so wie der Kunstsinn neben dem Natursinn. Goethisch episch und bezaubernd ist der Anfang — besonders der geniale Ab- und Aufzug des Mädchens, und das Ende mit den Zigeunern;

---

*) Von dem Roman „die reisenden Maler." Anm. des Herausg.

doch zwischen dieser östlichen und westlichen Aurora ist nachher manche blaßblaue Stelle am poetischen Himmel. Mit Ihren Kräften muß ich scharf rechten und umgehen, zumal da sie oft an die Theorie von Goethe's Meister gekreuzigt werden *)

Der Hauptfehler ist die Länge einzelner Gespräche. — Herrlich ist das Zigeunerlied. Schade, daß von den kommenden Glutscenen, die ich schon früher gelesen **) nicht hier noch einige mit eintreten! Sie sollten, da der Aufgang eines Autors oft seinen Untergang entscheidet, sogleich in diesem ersten Theil mehr Künftiges ahnen lassen, und einiges Gegenwärtige von Gesprächen wegschneiden. Sie können ja noch, indem die Presse daran gebiert, daran zeugen. Bedenken Sie, wie man in Tragödien die langweiligen Staatsverhandlungen nur durch Schlagworte abthut und ein ganzes Kabinets-Sekretariat auf Stichworte einschränkt.

Ich wünsche Ihrem Geiste Glück zu seiner äußern Freiheit für seinen Wuchs, und lobe und liebe Sie herzlich.

R.

Warum sagen Sie mir nichts
über meine Aesthetik?

5.

Bayreuth, den 2. Mai 1806.

An Meiningen denk' ich hier öfter, als sonst in Meiningen selber.

Ihre Krankheit hat mich um so mehr geschmerzt, da ich mir jetzt Ihre freiere Laufbahn aus dem Burgverließ in die Kabinets- und Bücherwelt hinaus, wie unter lauter Blüthenzweigen hingezogen gedacht. Ich glaube zum Glück wenig an Aerzte, und heile, so wie

---

*) Hier folgt eine umständlichere Kritik einzelner Stellen und Ausdrücke.

**) Wahrscheinlich in dem ungedruckt gebliebenen Lustspiele, von welchem in den lebensgeschichtlichen Nachrichten die Rede war. Anm. des Herausg.

mich ohnehin — meistens meine Kinder ohne einen. So wie Sie lebten, und vollends leben, ist mir Ihre Krankheit unbegreiflich, und unmöglich ihr Wachsen!

Mit einem wiederholten Vergnügen las ich den köstlichen Anfang Ihrer Maler neulich wieder im Frauen-Journal. Ich ersuche Sie meinet- und meiner Freunde wegen, mir das Buch sogleich nach dem Abdruck auf 14 Tage zu leihen.

In jedem Falle ist Ihr erster Titel „Briefe aus dem Liebensteiner Bade," so bald vollends ein Beiwort („ästhetische, philosophisch romantische" — was weiß ich; da ich den Inhalt noch nicht kenne,) dazu kommt, besser als jener wasser-ebene „Reisen eines Menschen." Je individueller, je besser. Hätt' ich das Buch gelesen, so wollt' ich Ihnen zehn der seltsamsten Titel zur Auswahl zufertigen.

Ich war nie so froh als über diese Ostermesse, bloß weil ich endlich einmal — nicht da verkaufe oder verkauft werde. Aber zur Michaelis-Messe erscheint meine Erziehungslehre in zwei Bändchen — ein Werk langer Anstrengung.

Ich bin gegen meine und fremde Manuskripte strenger, als gegen die Abdrücke — vielleicht weil diese nun versteinern gegen jede Verbesserung. Daher wundere ich mich, wenn ich jetzt gedruckte Proben aus Ihren Büchern lese, daß ich Sie nicht noch weit mehr gelobt.

Mich und meine Frau würde eine Einfahrt ins gutmüthige freundliche Meiningen, dem wir so schöne Stunden und Menschen verdanken, innigst erquicken! Und kommen wird diese Erquickung; nur hat sie das Schicksal noch nicht datirt.

Nach Gotha wollt' ich nie ziehen, nur flüchten. Der H. handelt doch nicht immer so, wie er sollte; er mag denn herrschen und spaßen!

Meinen alten herrlichen geistigen Vulkanisten — der nur in der geologischen Theorie Neptunist ist — den Präsident Heim, sollen Sie mir vor Allen grüßen, und ihm so viele schöne Tage wünschen, als

er aufbrausende hat. Welcher Gewinn für die Welt, wär' er 20 Jahr alt! Und dann grüßen Sie mir auch — ꝛc.

R.

6.

Bayreuth, den 31. Oct. 1807.

Lieber will ich kurz als spät schreiben, mein guter Wagner! Im zweiten Theil der Levana — welche zu meiner Freude wenigstens Einmal in Meiningen umläuft, und gesetzt auch, die Stadt hätte sie, wie ich vermuthe, von einer benachbarten geborgt — steht S. 408 eine beiläufige und namentliche Anpreisung Ihres Kunstplanes; so wie ich in diesem Theile, der eigentlich der bedeutende ist, auch einmal des trefflichen Herzogs und der guten Herzogin gedenke.

Vor der Hand, jetzt in dieser muth- und geldlosen und unentschiedenen Zeit sollten Sie — zwar nicht die Bekanntmachung, aber doch die vertheilte Einschickung Ihres Kunstschulplans auf das nahe Jahr verschieben, wo die niedergebogenen Gipfel sich plötzlich mit neuer Schnellkraft aufrichten. Von T. und S. erwart' ich keine Hülfsthätigkeit. Auf Ihr Buch bin ich begierig. Schicken Sie mir es sogleich, wenn es da ist.

Zur Levana gehört ein scherzhaftes Ergänzungsblatt, das deren 365 Druckfehler berichtigt, sammt denen der Flegeljahre und des Freiheitsbüchleins.

Meiner guten Heim sagen Sie außer meinem Gruße: ob sie es nicht abscheulich fände, wenn ein Mensch in demselben Augenblick sich den Mund zugleich von einem Eichhörnchen und einem Spitz — um Beide an einander zu gewöhnen — belecken ließe? Ich bin leider der Mensch, und ganz ihrer Meinung ꝛc.

J. P. Fr. R.

7.

Bayreuth, den 28. Nov. 1807.

Unter allen Briefschreibern, die jetzt auf der Erde an einander schreiben, bin ich ohne Frage der schlimmste; und ich sollte, wie die

72 päbstlichen Schreiber, den Namen Abbreviator haben; denn eine stärkere Abbreviatur giebts nicht als — Schweigen.

Noch dazu warf mir jeden Tag Ihr Manuskript, das ich sogleich und so froh gelesen, meine Verstockung vor, und bekehrte mich doch nicht eher, als heute. Aber wahrlich, die Anarchie der Politik um uns her wirft sich zuletzt auch in die Studier-Mansarden. — Ich bin sehr begierig auf Ihre angekündigte „Heimreise." Aber schmerzlich war, und wär' es mir, wenn Sie das einfältigste Versprechen — was eben sein eigenes Gegentheil ist — halten wollten; das Sie je gegeben, nämlich Ihre ganze Schriftstellerei auf drei Festtagswerke, wie eine Arie à trois notes, zu beschränken. Wenige Autoren, die so frei eben so wohl an sich als an die Leser schrieben, wurden noch so gut von kämpfenden Parteien aufgenommen, als Sie. Mögen Sie mir erfreulichere Nachrichten von Ihrem Körper geben können, als ich leider bekommen! Freilich sind Rückenmark und Gehirnmark im Antagonismus und jenes muß die Ausgaben dieses tragen. Indeß bin ich durch meine eigne Lebensgeschichte gewiß, daß Jeder nur so viel krank ist als er will, sobald er Leibes-mèmoires führt — wär' es auch nur in der Memorie — und sobald er so viel Arzneikunde gelernt hat, als er braucht, um der Leibmedikus eines einzigen Leibes zu werden. So ist z. B. einem Kopfe, der eine Nase wie Präsident Heim hat, kein Katarrh zu vergeben; und Er, der so leicht lange Nasen auszutheilen vermag, sollte sich am wenigsten mit einer fließenden behaften. Ich hingegen habe meine sonstige halbmonatliche Migraine schon auf das Monatliche herabgebracht, aber ohne jährliche zwölf Halbtöne von Schmerzen; denn mein Laudan. Sydenh. (für dessen Rath dem Dr. Jahn ewiger Dank in meiner künftigen Selbst-Lebensbeschreibung gesagt werden soll) langt, ungleich der pr. Macht, allezeit früher an als die Uebermacht.

Mein Junge ist ein Ries'chen; die Kleinste, Otilia, eine Fee; Alles ist gesund bis zur Mutter hinauf. Meine drei Kinder waren

Mitarbeiter an der Levana, über welche ich Ihr und Heim's Urtheil zu haben wünschte. Apropos! In Zschokke's Miszellen steht ein Urtheil darüber von einem E..., der mich, meine Frau und die vortreffliche Heim kennen will. Fragen Sie diese doch, wer unter ihren E-Bekannten ein Hofmeister gewesen; denn dieser scheint er mir zu sein, oder gewesen zu sein.

Flammte neuer Krieg von der östreichischen Gränze herüber, so zög' ich vielleicht mit Familie und Bier wieder nach Meiningen, vor der Hand und vor der Faust.

Noch in diesem Jahre kommt in München bei Scherer ein lustiges Büchlein von mir mit sehr ernsten Noten heraus: des Feldpredigers Attila Schmelzle Reise nach Fläz; sammt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne (welche letzte von der Censur des Morgenblattes nicht angenommen worden). Der Feldprediger — ein wenig laufender Hase oder Jude — erzählt seine Flucht-Reise, um zu beweisen, daß er eine überkühne englische Dogge, wenn nicht das englische Wappen selber sei. Viele mußten darüber lachen, die es gelesen, z. B. ich.

Leben Sie froh, und ahmen Sie mich nicht nach in meinem verruchten Schweigen, sondern schreiben Sie, sobald Sie gelesen.

J. P. Fr. R.

8.

Bayreuth, den 28. April 1808.

Einige Entschuldigung meines Schweigens wird vielleicht weiter unten kommen. Am besten wär' ich freilich sogleich meiner ersten Begeisterung für Ihr Buch *) gefolgt, das Ihr Bestes ist. Seine Lebensfrische — die Gluth der Scenen — die Schärfe der Charaktere — besonders die seltene Kunst weibliche Körper scharf zu malen — ein schonender Geschmack im Komischen u. s. w., alle diese Schönheiten

*) Die „Reisen ans der Fremde in die Heimath."

wirken mächtig zusammen und besiegen den etwas lockeren, seine eigne Macht zu sehr zertheilenden Plan.

Ueber die Kunstschule aber bin ich weder Ihrer Hoffnung noch Meinung ganz. Was konnt' ich überhaupt im Morgenblatte sagen, was nicht noch mehr Leser aus der Levana gewußt hätten? Ich befürchte, die jetzige kriegsbedrohte Zeit nimmt keinen kräftigen Eindruck an; der erste aber ist der entscheidende. Auch fehlt für die deutschen Kenner alle Sicherheit und benannte Autorität für ihre Gelder. Wo vollends deren genug herkommen sollen, um Genies — als ob diese sogleich wollten? — und Kunstwerke anzukaufen, begreif' ich nicht. Für Dichter ist Ihre Kunstschule nicht; diese muß das Leben durcharbeiten. Mehrere Dichter müssen, wie Sonnen, von einander geschieden werden durch Erden; sonst kommt die neuere elende Stofflosigkeit und Einförmigkeit heraus. Für andere Künste gilt Ihr Plan — wäre der Maler und Architekt mit Musterwerken und Hülfsmitteln zu versorgen — mehr. Warten Sie wenigstens, eh' Sie die Umläufe anfangen, die öffentlichen Urtheile ab, welche Sie dann beilegen könnten. (Ueberhaupt sollte Ihr Plan isolirt vom Buche umlaufen.) Denken Sie nur an die vieljährige Kollekte zu Luthers Denkmal! Und doch sind die Deutschen noch immer mehr religiös als kunstliebend. Ist Ihr Plan treffend, so wird eine spätere glücklichere Zeit ihn doch aufgreifen und den Stifter segnen. Um aber Alles zu thun, setz' ich Ihnen folgende Adressen her, bei denen Sie sich auf mich berufen können, da es lauter Freunde von mir sind . . . . 2c.

9.

Bayreuth, den 26. Dec. 1809.

Mein lieber Wagner! Sie geben zugleich viel Schmerz und Freude; aber diese mehrt jenen. Wär' ich nur bekannter mit Ihrer Krankheitsgeschichte, so wollt' ich Ihre höchst wahrscheinlich nur hypochondrischen — Besorgnisse umwerfen. Beim Himmel! er soll Sie noch nicht kriegen!

Auch ich hatte so einen Krankheits-Besuch den Sommer hindurch (das Wechselfieber), der erste seit 40 Jahren; indeß heilt' ich mich selber ohne Bett und Arzt.

Ich habe gar nichts dagegen, daß Sie mein Gesicht als Ihre Maske aufsetzen *). Leider schickten Sie mir nur so wenige Register-Buchstaben! Es ist eine schöne Individualität in diesem Register, das wie ein Roman anzieht und fortführt. Erfreulich waren für mich — da ich nie daran dachte — solche Kombinazionen des Zufalls und Ihres Witzes, wie bei „Kuhschnappel" und besonders bei „Hornrichter **)."

Meine Kinder sind so wenig krank als die Sterne; können aber auch kaum ihren Namen schreiben vid. infra.

Rufen Sie meinen jüngsten Gruß aus Ihrem Fenster dem Alt-Jüngling in seines hinüber, meinem theuern Heim, den ich eben so gern lachen als dociren hörte. Ja, ich glaube, er könnte mich schelten, und ich fände noch Reize.

Hier nur einige unbedeutende Sprachanmerkungen über Ihre trefflichen Hefte . . . . 2c.

10.

Bayreuth, den 22. April 1810.

Lieber Wagner! Ihr Brief hat mir — ich weiß nicht, ob mehr Freude, oder mehr Schmerz gebracht. Der letztere ist, daß ich mir den Mann, der so viel Leben hat und giebt, immer es verlierend denken soll, was ich nicht einmal medizinisch kann, oder sonst konnte, daher Sie auch dato noch leben. Eine poetische Seele wie die Ihrige, ist die beste Wundarznei eines siechenden Leibes. Aber Freude brachte mir Ihr Blatt nicht bloß durch die Darstellung Ihrer liebenden Seele, sondern auch durch die Nachrichten von Andern, die Sie belohnen.

---

*) Bezieht sich auf die humoristische Einleitung zu dem „histor. A B C eines vierzigjährigen henneberger Fibelschützen." Anm. des Herausg.

**) S. die eben erwähnte Einleitung. Anm. des Herausg.

So sei es! So müssen Sie geliebt werden! Und Sie werden noch mehr Gesänge geben, als Ihren Schwanengesang!

Gegrüßt sei der alte hohe Ritter Truchseß, dann .... ꝛc. Ach, ich sehne mich wohl nach den Festtagen in Meiningen, und nach dem Anblick der Herzogin, in welcher ich, obwohl schmerzhaft genug, meinen Freund Georg wiedersehn würde. Es blühe Ihnen, wie jetzt der Erde, ein neuer Frühling auf!

Ihr

J. P. Fr. R.

11.

Bayreuth, den 19. Jenner 1811.

Heute endlich schreibe ich Ihnen, was ich hundert Mal gedacht, meinen Dank und meine Freude. Ihr Fibelschütz steht im Zeichen des Schützen, dem Apollo die Pfeile giebt; — und so schießt man nicht fehl. Ich wollte, Ihr Buch wäre so dick als das Adelung'sche! Auch wäre freilich die Dicke dann die einzige Aehnlichkeit, die es mit ihm hätte; sonst übrigens muß der Selige bei Ihnen betteln und beten und fluchen zugleich.

Unbeschreiblich hat mich Ihr Werkchen recht aus dem Herzen ergötzt. Ich habe jede Derbheit des Wortes oder der Anekdote nicht so wohl verziehen als genossen. Sie sind ein rechter Wald-, Berg-, Auen- und sonstiger Mensch — — Ach bleiben Sie nur über der Erde!

Den 23. Jenner.

Gott weiß, was ich noch wußte und Ihnen zu schreiben gedachte. — Ganz treffen wir in der Kindheitsfreude an Johannisbeeren, Pfeifen und Vogelfang zusammen. Dem Leser Ihres Büchleins thut eben das Besondere, ja Individuelle der Darstellungen so wohl; eben weil im Bestimmtesten das Allgemeine liegt, aber nicht umgekehrt, in diesem jenes. Es gehört Muth und Blick und Kraft dazu, das Individuelle an und in sich nur zu fassen, geschweige zu geben.

Ehe Sie nun Ihren „Jesus von Nazareth“ malen, lesen Sie ja vorher alle „christlichen Schriften“ Herders durch — für mich

der 13. Apostel. Mir ist in der Kirchengeschichte noch kein Geist vorgekommen, der so ätherisch und so fromm, und so leicht und weit sich verbreitend, und so innig in sich gehend, den großen Christus-Geist in sich aufgenommen hätte, als eben der Herder, dessen Antlitz nun ohne den hebenden Geist verfällt in der Kirche, die ich nie betreten werde; denn ein vor Kurzem Gestorbener ruft zu mächtig uns seine Unsterblichkeit zu, als daß wir die Ruine der Bekanntschaft sehen, und uns wieder schmerzhaft zur Sterblichkeit herabziehen lassen möchten.

Den 25. Jenner.

Heute ist Pauli Bekehrung, d. h. auch meine; denn ich schicke endlich diesen Brief ab. Meine Herzensgrüße an alle Herzensfreunde! Es gehe Ihrer schönen lichten Seele wohl in der verfinsterten Zeit.

Ihr R.

12.

Bayreuth, den 5. Oct. 1811.

Ich freue mich über Ihre Christus-Geschichte wie über Ihr Wiederaufleben, das mir mehr als ein mündlicher Zeuge assekurirte. Ueberhaupt hat ein Dichter ein zähes Leben und der Geist tröpfelt von seiner Unsterblichkeit immer ein Paar Tropfen dem mürben Gehäuse zu.

Ihre Christus-Geschichte könnte, wenn sie höchst einfach vollendet würde, ein Volksbuch werden, zumal da Sie so vortheilhaft das Erklären und Ergänzen ins Erzählen verweben. Ich habe auf dem Nebenblatte meine Meinung durch Zeichen angedeutet, weil ich aus Zeitmangel mehr meine Gefühle, als meine Gründe sagen kann ... rc.

Zur Ostermesse kommt die neu aufgelegte Levana; zur M. Messe 1812 die neue Vorschule heraus, jedes Werk um ein Bändchen vermehrt. Aber darüber gelang' ich zu einem gewissen großen komischen Werke nicht, dessen Ausführung ich nach einem so langen Entwurfe gar nicht erwarten kann. Nachher hab' ich bloß noch einige tausend Sachen zu schreiben, und hinter diesen die opera omnia zu geben. Leben Sie fort wohl, guter Wagner!

* * *

Dieses kleinste Blättchen war das letzte an den nun bald vollendeten Freund.

Anm. des Herausg.

V.

Briefe

verschiedener Verfasser;

zum Theil im Auszuge.

1.

Fichte an Wagner.

Berlin, den 12. April 1808.

Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltansicht war mir schon früher eine erfreuliche Erscheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich mit dem neusten Produkte derselben haben bekannt machen wollen.

Was insbesondere Ihren Plan zu einer gemeinschaftlichen Kunstschule der Deutschen anbelangt, so bin ich zwar im Allgemeinen der Meinung, daß der Quell unsrer Uebel tiefer liege, und ein umfassenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müsse; — daß es nicht die Kunst ist, die uns zunächst Noth thut, und daß, wenn wir nur dieses Eine erst hätten, es sich auch mit der Kunst, so wie mit den übrigen Früchten einer guten Gesinnung von selbst geben werde.

Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müsse an der Stelle, an die eben ihn der Geist treibt, und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Interesse aller Guten verdiene, weil er den Deutschen eine Gelegenheit bietet, sich als Eins, und als ein selbständiges und eigne Kräfte habendes Ganzes zu betragen, und begreifen zu lernen. Ich werde in dieser Rücksicht denselben befördern, so weit es in meinen Kräften stehet. Zunächst zwar rechnen Sie auf Privatpersonen, was ganz recht ist und zum angegebenen höheren Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bei uns schon ausgestorben war, ist

durch die drückende Zeitläufte dermalen noch todter als todt, und es ist von dieser nichts zu erwarten. Dagegen ist auch bei uns allmälig eine jüngere Welt heraufgewachsen, die der Anregung zum Guten schon empfänglicher ist. Die Aufmerksamkeit dieser ist, eben aus dem Gesichtspunkte, den ich oben angegeben und welcher dermalen bei uns angeregt ist, schon auf Ihren Plan gefallen. Ich werde diese Bewegungen im Auge behalten und sehen, was sie ergeben.

Mein eigner nächster Gedanke war der, unsre Regierung dafür zu interessiren, und ich habe in dieser Hinsicht Ihr Buch, so wie ich es selbst nur durchlaufen, an unsern M., den Frhrn. v. St., befördert, dessen biederer, deutscher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch sind andere Wege eingeschlagen, um diejenigen, die in dieser Sache eine Stimme haben, dafür zu interessiren.

Mein Wunsch wäre, daß die Kosten, welche unsre bisherige Kunstakademie — nicht gerade, wie Kenner glauben, zu großem Gedeihen der Kunst — verursacht hat, auf diese, nicht ausschließende, sondern gemeinsame deutsche Angelegenheit verwendet würden, und daß wir so zuerst auch andern deutschen Regierungen ein Beispiel des Gemeinsinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch — und wenn etwa bis dahin die übrigen Deutschen uns vortheilhafter als bisher sollten kennen lernen — die Ehre verdienen zur Schulstadt zu werden. Es ist ohnehin der Beschluß gefaßt, hier eine Universität zu errichten, welche — wenn die Ausführung dem Entwurfe entspricht — eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs werden, und keineswegs das Gepräge einer Finanz-Spekulation, sondern eines allgemeinen National-Institutes an sich tragen soll. Damit würde sehr schicklich die Schule der bildenden Kunst sich paaren. Auch besitzen wir herrliche Kunstschätze, die nur zerstreut und unbekannt sind, in Menge.

Ich wünschte in dieser Absicht, daß Sie an den G. K. R. B.** (der aber noch zu Königsberg beim Könige), offen und vertrauungs-

voll schrieben und ihn für die Sache zu gewinnen suchten. Auch bei ihm wird, als deutsch vaterländische Angelegenheit, der Antrag guten Eingang finden. Er wird schon, ehe Ihre Zuschrift ankommt, auf den Gegenstand aufmerksam gemacht werden. Ihm ist die Organisation der beschlossenen Universität übertragen, und mit der Wissenschaft vereinigt sich leicht die Kunst.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenst und hochachtungsvoll 2c.

2.

Berlin, den 11. Okt. 1809.

Ihre Briefe, theurer Verehrter! nebst den Beilagen, habe ich richtig erhalten, und mich an den fernern Offenbarungen Ihres tiefpoetischen Gemüthes innig geweidet.

Es ist Ihnen ohne Zweifel geschrieben worden, daß ich seit dem Sommer des vorigen Jahres schwer krank gewesen. Als Ihr zweiter Theil der Reisen 2c. bei mir eintraf, bereitete ich mich eben, in Bädern die verlorne Kraft wieder aufzusuchen. Ich bin zurückgekehrt mit nicht ungünstigem, jedoch nicht völlig befriedigendem Erfolge. Seit der Zeit habe ich vollauf zu thun gehabt, um meinen, theils durch die lange Krankheit, theils durch die nachmalige, um der Kur willen mir aufgelegte Ruhe, sehr entwöhnten Geist wieder zur vorigen Kraftanstrengung zu erziehen. So sind eine Menge Gegenstände der Thätigkeit, die mich reizten, — so ist auch die Beantwortung Ihres letzten Briefes unterblieben.

Tief erschüttert hat mich Ihr neuester. Ich kenne die Lage Ihrer Gesundheit nicht; aber wie dieselbe auch beschaffen wäre, — ich, in Ihrer Lage würde hoffen. So hoffe ich denn auch für Sie, und wünsche mit der innigsten Sehnsucht, daß Sie den Ihrigen und der Welt noch lange erhalten werden, und mit Ihrem herrlichen Talente noch lange Wärme und Wonne in empfängliche Seelen strömen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunsches auch auf Ihre Genesung die besten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geist und Herz, die der Königin Freundschaft verdient und besitzt, zur Vertrauten gemacht. Diese ist von Ihrem Schreiben an *—, und von Ihrer rührenden Bescheidenheit entzückt. . . . Wir zweifeln Alle nicht an der endlichen Erreichung des schönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niedersetzte, empfing ich einen Brief von der Fr. Ch. v. K. (Sie kennen diese Dame, glaube ich. Wenigstens war sie die erste, die mich mit Ihren schriftstellerischen Meisterstücken bekannt gemacht, und mir mit dem verdienten Enthusiasmus davon gesprochen hat.) „Sie stehe, schreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für ein Jahrgehalt von funfzig Thalern, und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzessin habe vorläufig 30 Thaler subskribirt."

Ich betrachte die Sache ganz als meine eigne, und bitte Sie, hierin mir zu trauen. So sein Sie denn hierüber ruhig, theurer inniggeliebter Mann. Sagen Sie das Alles den Ihrigen und verweisen Sie dieselben an mich; und sodann — genesen Sie, und leben noch lange uns Allen zur Freude!

Mit den Gesinnungen der innigsten Liebe rc.

3.

Berlin, den 17. Dec. 1809.

Göttliche Seelen haben zuweilen Inspirationen, besonders die der Weiber. Das sehr brave Weib, so die Bestellung Ihrer Briefe übernommen hat, und durchaus nicht zweifelt, daß Ihr Gesuch nicht gewährt werden sollte, schickt mir Beiliegendes für Sie mit der Aeußerung: „damit Sie doch freudiger und ruhiger vorläufig eine Erquickung sich erlauben möchten, die vielleicht Ihr Zustand erfordere."

Ich habe es angenommen, und sende es Ihnen, — wiederum fest vertrauend auf Sie, daß Sie in keinem Falle die gute Seele, „die in reiner Demuth (denn das war ganz ihr Ausdruck) sich nicht genügt haben würde ohne dieses" — nicht verkennen werden. Ich hoffe, recht bald Ihnen erfreuliche Nachrichten geben zu können; feststrechnend auf Ihre Erhaltung, und auch darüber von Ihnen Erfreuliches erwartend.

4.

Berlin, den 3. Nov. 1810.

Herzlich willkommen mir im Lande des Lebens und der Hoffnung!

Das Wichtigste voraus: ich habe mit Hufeland, der sich Ihrer mit der freundschaftlichsten Wärme erinnert, gesprochen; er ist nicht ohne Hoffnung für Sie, und bittet, recht bald über die gegenwärtige Lage Ihrer Gesundheit zu schreiben, worauf er Ihnen gutachtlichen Rath mittheilen will.

Verdruß — ich möchte sagen Schaam — (unerachtet ich für meinen Theil dabei nichts verbrochen hatte), auch die Hoffnung, daß die Sache wegen Ihres Kunstschulplanes eine erfreulichere Wendung nehmen werde, verhinderten mich bis zu meiner Abreise nach Teplitz, Ihnen zu schreiben; auch Ihnen jene vortreffliche Person — von welcher ich allerdings dazu berechtigt worden — zu nennen. Ich hatte nämlich gemeint, einen so bescheidenen Wunsch, wie Sie äußerten, sei die Chatulle eines großen Herrn immer noch reich genug. Daß die Sache zu einer Landesangelegenheit gemacht, und vor das Finanz-Ministerium gebracht werden würde, erwartete ich nicht. Durch diese Wendung scheiterte das Ganze.

Den endlichen Erfolg habe ich erst aus Ihrem Briefe ersehen, und ich glaube, daß er Andern, die sich für Sie interessirt, eben so unbekannt geblieben ist, als mir. Ob jene allerdings Vortreffliche, nach deren Namen Sie fragen, es wisse, ist mir nicht bekannt, da

sie noch immer von Berlin abwesend ist. Sie ist eine Freundin, Verehrerin und innige Vertraute alles Guten und Schönen; besitzt eine Menge Kenntnisse, die bei Frauen nicht gesucht werden, ja oft den Gelehrten fehlen; — und das bei einem einfachen kindlichen Sinn, bei einem edlen wohlwollenden Herzen. Sie war die Freundin unsrer unvergeßlichen Königin, und diese ist in ihren Armen gestorben; ihr Name ist C. v. B., geb. Gr. H. — Es kann nicht fehlen, auch Sie müssen schon von ihr gehört haben; da sie vor einiger Zeit eine Reise in die herzoglich sächsischen Lande gemacht, so haben Sie vielleicht dieselbe sogar persönlich kennen gelernt? — Die Ergießungen Ihres herrlichen Gemüthes in Ihrem Antwortsschreiben an mich, die edle Annahme dessen, was gutes Herz Ihnen bot und die Verwendung desselben, habe ich ihr sogleich mitgetheilt; ja, ich habe Ihr damaliges Schreiben, als mehr ihr denn mir gehörig, abgetreten, und sie hat sich des Besitzes innig erfreut. So werde ich ihr auch Gegenwärtiges mittheilen, sobald sie zur Stadt kommt, was denn doch endlich einmal geschehen muß.

Ich freue mich auf die Freude, die sie bei Erblickung der übrigen Nachrichten von der Entschließung Ihrer edlen Fürstin, von der glücklichen Fortbildung Ihrer Söhne, von Ihrer doch gewiß nicht aufzugebenden Herstellung, mit mir theilen wird.

Was meine Gesundheit anbelangt, so werde ich mit einem gelähmten Arm (es ist zum Glück der linke) und mit einem, bei Witterungswechsel hinkenden Fuße wohl davon kommen.

Ihr Buch habe ich mit demselben Genusse Ihrer schönen tiefen Ideen gelesen, wie die früheren.

Sie sind selbst ein Vater, der Freude an seinen Kindern erlebt, und ich fühle tief die Wünsche, die Sie in dieser Rücksicht auch für mich hegen, und Ihre Theilnahme an den Hoffnungen. Mein Junge

ist ehrlich und fleißig, und so wird, falls ihn Gott erhält, das Uebrige sich auch finden.

Mit herzlichster Verehrung und Liebe

ganz der Ihrige
Fichte.

5.

Fernow an Wagner.

Liebenstein, den 3. Aug. 1808.

Mit Dank und Lob des über mein Lob Erhabnen sende ich Ihnen Ihren Fichte zurück. Sobald ich mit heiler Haut zu meinen Laren heimgekehrt sein werde, will ich ihn mir selbst anschaffen und wenigstens noch einmal mit mehr Andacht, als mir das Gewühl der Brunnengäste vergönnte, studiren. Viel Schönes und Wahres habe ich darin getroffen; — mehr Wahres, als ich bis jetzt selbst noch zu glauben, und mehr Schönes, als ich für uns zu hoffen wage: doch wünsch' ich aus deutschem Herzen nichts so sehr, als mein Glauben und Hoffen von der heilbringenden Zukunft übertroffen zu sehen; und sollt' ich selbst ein Scherflein — auch nur in Schwarz auf Weiß — dazu beizutragen vermögen, so will ichs mit freudigem Herzen thun.

Wäre nur geistiges Gebrechen so empfindlich als leiblicher Mangel, so ließe sich wohl mit größerer Zuversicht hoffen, daß eine neue Erziehung, ein neuer Kunstschulplan, einzuführen wäre, wie eine Rumford'sche Suppe, oder wie Schutzblattern, aber — — genug von dem! und ein paar Worte von Anderm, was näher liegt; was zwar nicht die Menschheit und die Deutschheit, aber doch einen Menschen und einen Deutschen betrifft, den ich, so unbrauchbar und gichtbrüchig er immerfort ist, mit mir herumschleppen und lieben muß

wie mein eignes Selbst. — Morgen verlaß' ich das schöne Liebenstein; leider ungebessert und mit mehr Schmerzen, als ich hergebracht! Ich kann es darum, so gern ich möchte, nicht segnen. Dennoch soll es mir in gesegnetem Andenken bleiben, einiger Guten und Trefflichen wegen, die ich hier näher habe kennen und werthschätzen gelernt, und unter denen ein wackerer Leidensgefährte — warmen Herzens und heiteren Geistes — mir vor Allen theuer und unvergeßlich sein wird.

Ich habe unterdeß den dritten Theil meiner „römischen Studien," den ich dem Hofrath Reinwald hier noch zu geben gedachte, erst in diesen Tagen nach seiner Abreise erhalten. Sie finden ihn deßhalb beigeschlossen mit der Bitte, um Abgabe meines Grußes und meines Buchs. Es versteht sich von selbst, daß Sie die Vorhand haben sollen, so viele Viertelstunden und Stunden damit zu vertreiben (oder zu verderben?) als Sie wollen, und daß Sie es also vorher behalten, so lange Sie mögen. Es ist vornehmlich wegen des Aufsatzes von den italienischen Mundarten, weshalb ich diesen Theil unserm Reinwald vorzulegen wünsche, weil diese Materie zu seinem Lieblingsfache gehört. Daß ich Ihnen die handschriftlichen Aufsätze nicht beigelegt habe, verzeihen Sie mir wohl. Ich habe angefangen, an Voß zu schreiben, ausführlich; und um nicht einerlei zweimal zu schreiben, werde ich ihm wohl den einen Aufsatz selbst mitsenden müssen; von dem andern habe ich indeß den Abdruck im 4. Stück des Prometheus erhalten, und da ich vermuthe, daß dieser Wiener Lichtbringer auch nach Meiningen durchdringt, so werden Sie ihn da lesen können; wo nicht, so finde ich schon einmal von Weimar aus Gelegenheit, Ihnen ein Päckchen zu übersenden.

Warum sind Sie nicht hier geblieben? Wir vermissen Sie noch immer. Mad. Schopenhauer und ich sind der Meinung, daß die Woche, in der Sie hier unter uns waren, die schönste der ganzen Brunnenzeit gewesen. Das Getümmel hat sich seitdem verdreifacht.

Ein Minister, ein Dichter und andere hohe Personen sind eingezogen; aber all' das wiegt uns den einfachen, ruhigen, heiteren, traulichen Ernst Wagner nicht auf, der uns gerade zur rechten Stunde verlassen hat — wenn er nämlich wünschte, daß wir ihn desto mehr vermissen sollten. Und das haben wir redlich gethan! Sie könnten uns dafür nicht schöner belohnen, als wenn Sie wieder einmal unverhofft in Weimar unter uns erschienen. Aber was wir so sehr wünschen, wagen wir kaum zu hoffen. Der garstige Thüringerwald mit seinen Mordwegen liegt in seiner ganzen Breite zwischen uns, und das Element alles Reisens, die Bewegung, ist unserm Freunde so grausam verkümmert! Oder geht vielleicht doch der Rückweg in die Heimath nothwendig über Weimar? — Das würde die schönste Stelle für uns im Buche sein; denn alles Beschriebene würde sich vorher lebendig bei uns zutragen müssen, da, wie Sie selbst versichern, in dieser Reise Alles wahr, nichts erlogen sein wird. Drum, wir hoffen! Erfüllen Sie!

Ihr Fernow.

Anmerkung des Herausgebers.

Der Heimreisende konnte diese Hoffnung eines edlen Freundes, der sich, gleich ihm, schon ganz nahe an der Heimath befand, leider nicht erfüllen, so sehr er sich noch einmal nach Weimar zurücksehnte. Wagner hatte nämlich zwei Jahre früher, wo sein körperlicher Zustand ihn noch das Reisen nicht allzusehr erschwerte, in jener Stadt manche theure Bekanntschaft gemacht und unvergeßliche Freuden des gesellschaftlichen Umganges genossen; besonders auch in Wielands liebenswürdigem Familienkreise. Als er schon dort Abschied genommen, sendete ihm kurz vor der Abreise der freundliche Dichter noch einen schriftlichen Abschiedsgruß zu, den Wagner unter seinen liebsten Briefen aufbewahrte, und den wir daher auch hier mittheilen wollen:

„So leben Sie denn wohl, mein liebenswürdiger Freund, und nehmen meine wärmsten guten Wünsche und die Versicherung mit sich, daß Ihre, wiewohl so kurze persönliche Bekanntschaft einen herzerfreuenden Sonnenblick in die Abenddämmerung meines Lebens geworfen hat. Bleiben Sie mein Freund, geben Sie mir zuweilen ein schriftliches Zeichen davon, und erlauben mir, daß ich Ihre „reisenden Maler" zu Ihrem Gedächtniß und als ein Unterpfand Ihrer mir so werthen Zuneigung zurückbehalte.

Mit wahrer Hochachtung und Theilnahme

Weimar, den 3. März 1806.

ganz der Ihrige

C. M. Wieland."

6.

M. A. von Thümmel an Wagner.

Gotha, den 26. Dec. 1808.

Nach einem solchen Bittbrief als der Ihrige ist, mein werther Freund, muß auch wohl der Aermste thun, was er vermag.

Sie glauben, ich habe ein gefülltes Portfeuille? Ja, ich hatte eins, das mir aber leider — vermuthlich von einem der Maurer oder Tüncher, die diesen Sommer in meinem Hause arbeiteten, und gewiß aus keiner andern Ursache als des Kästchens wegen, worin die Mspte. lagen — entwendet worden ist. Eine kleine Oper, ein beinah' geendigter komischer Roman, eine Menge kleiner Poesien aus meiner Jugendzeit, und Briefe, wichtiger als alles dieß, sind dadurch verloren gegangen, ob ich gleich den unbekannten Dieb durch eine versprochene ansehnliche Belohnung anzulocken gesucht habe, mir die ihm unnützen Schriften wieder zu bringen, mit dem Versprechen,

seinen Namen zu verschweigen.*) Ich wurde meinen Verlust nicht eher inne, als im September, wo mich ein Brief des Herrn Göschen veranlaßte, nachzusehen, da er willens ist, eine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften zu veranstalten. Ich stoppele zu dieser Absicht Alles zusammen, was sich glücklicher oder unglücklicher Weise noch hier und da versteckt hat, und um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, lege ich hier einige von den geretteten Kleinigkeiten bei, und überlasse es Ihrer Beurtheilung, ob z. B. ein paar Liebeslieder eines alten Mannes des Aufhebens und der Druckerschwärze werth sind. Ich verfertigte sie vor zwei Jahren, um einer kleinen Neckerei unsrer gemeinschaftlichen Freundin, der Fr. v. W.., zu begegnen, die mir das Wort Pygmalion als einen Leisten gab, um ein Gedicht in gleich kurzer Versart darüber zu schlagen. Nur Achtung gegen Sie konnte mich bewegen, lieber Freund, mit einigen Leierstückchen hervorzutreten, die sich nur schlecht in dem großen Concert, das Sie veranstalten, ausnehmen werden. Ich schließe noch ein Gedichtchen einer Dame auf meinen Geburtstag, als einen Nachtrag derjenigen bei, die Hr. Joh. Müller im Morgenblatt aufzuheben für gut fand.

Sagen Sie mir bald, daß Sie wieder recht gesund sind, und es Ihnen so wohl geht, als ich Ihnen zum Neuenjahr und zu allen Zeiten wünsche.

M. A. v. Thümmel.

---

*) Einer späteren Sage zufolge, konnte der Tüncher die dargebotene Belohnung nicht mehr verdienen, denn die Thümmel'schen Werke hatten bereits gute Dienste als Unterlage von Papiertapeten geleistet, und waren folglich, zwischen doppeltem Kleister, recht gut versorgt und aufgehoben. — Ein hämischer Streich des tückischen Zufalles! aus dem indeß der launige Verfasser der „Reisen ins mittägige Frankreich" ohne Zweifel etwas sehr Ergetzliches herausgesponnen haben würde, hätte ihm nicht der unersetzliche Verlust allen Spaß an der Darstellung verdorben.

Anm. des Herausg.

7.

C. von Truchseß an Wagner.

Voranmerkung des Herausgebers.

Die liebenswürdige Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes, von welchem in den „lebensgeschichtlichen Nachrichten" bereits die Rede war, nun auch durch seine eignen Worte anschaulicher zu machen, theilten wir gern einen vollständigeren Briefwechsel zwischen ihm und seinem Freunde mit, als es uns vergönnt ist. Die meisten Briefe von Truchseß sind nicht mehr vorhanden; vielleicht weil der Empfänger sie andern Korrespondenten mittheilte, und nicht wieder zurückerhielt; — selbst unter den sich noch vorfindenden sind wegen ihres, das größere Publikum nicht interessirenden Inhaltes nur wenige mittheilbar. Diese wenigen folgen hier unzertrennt; indem wir es vorzogen, auch die Wagner'schen Briefe an ihn, als ein Ganzes, für sich bestehen zu lassen; denn in der That brauchen sie nicht, wie Frage und Antwort, unumgänglich nothwendig neben einander zu stehen, sondern es genüget schon die Bemerkung der Zeitfolge zur richtigen Anordnung. Der nachstehende Brief folgt nach dem 6. Wagner's.

Bettenburg, den 20. Aug. 1809.

Ich wurde in manche Zerstreuungen wider Willen hineingezogen, gab mich auch mancher selbst hin; daher die Verspätung meiner Antwort, ob mir gleich mein lieber, lieber Ernst sehr oft gegenwärtig war.

Mein „Gott sei gelobt!" über die Wiederkehr Ihrer Gesundheit wird Ihnen Antonie überbracht haben, und Sie konnten es aus keinem würdigeren, reineren, mitbetenden Munde erhalten.

Jetzt, liebster Ernst! nehmen Sie meinen innigsten Dank für mehrere höchst geniale Stellen des zweiten Theiles Ihrer „Reise." Auch im „Wald von Myra" wehte mich hier und da Shakespear's

Geist an, ob mir gleich das Ganze nicht gefallen konnte, — Sie auch schwerlich darüber einem Lobe von mir entgegen sehen. Erst dann danke ich Ihnen für diesen zweiten Theil mit Kopf und Herz, wenn Sie — noch einen dritten schreiben.

In demselben begleiten Sie, sofern Ihnen mein Rath etwas gilt, Klotilden durch Italien, lassen sie viele Klöster — nicht bloß von der gleißnerischen Außenseite, sondern so recht im geheimsten Innern — beschauen und dadurch zur Erkenntniß kommen: „daß es ein reineres, höheres Christenthum gebe, als eines, das sich im Widerstreben gegen die heiligen Bande der Liebe empört.“ Kl tilde kehre in diesem Gefühl zurück, mit Abneigung erfüllt gegen alles Unwesentliche, Unheilige, was die Hierarchie in das Ur-Christenthum hineinpfuschte, und reiche dem Geliebten, zum Ersatz für die Freuden, welche ihm die schändlich hingeopferte Lydia hätte geben können, die frei gewordene Hand. — Und wollen Sie sich den edleren bessern Theil des Publikums noch mehr verpflichten, so führen Sie dann den Leser noch eine gute Strecke weiter ins häusliche Leben der Gattin und Mutter. So wird das Halbe ganz, und ein geprüfter, aber in der Probe bestandener weiblicher Charakter steht in seiner Tüchtigkeit vor uns da.

Ich meines Theils stehe immer noch bei meiner Vernunft-Religion, gegründet auf Liebe, fest und mag einer andern Grundlage nimmer vertrauen. — Nur darum wurde, meiner Ueberzeugung nach, Jesus ein Christus; — nicht durch bloß Uebersinnliches, auf ein dunkles Ahnungsvermögen Gegründetes. Gerade das hat auch Luther aus dem Schlamm und Unrath einer verdunkelten Zeit wieder herauszuziehen versucht; und was Er mit Riesenkraft begonnen, dabei sollen wir nicht stehen bleiben, sondern mit Geist und Liebe immer in Demuth weitergehen. Das war sein Wille; — und eben deßhalb muß ich Sie nochmals bitten, den noch nicht nach Würden von Ihnen geschätzten Villers aufmerksam zu betrachten, und das

geprüfte Gute daraus zu behalten. Er wird Ihnen sicherlich kein Hinderniß bei dem Werk, was Sie mit Lob, Dank und Preis begonnen haben, wie mir Antonie sagt.*) — Hier mag ein Punktum statt der wärmsten brüderlichen Umarmung stehen!

Was sagen Sie zu dem Fragment aus den Dämmerungen von unserm Richter? Wir drei, Mosengeil mit uns, müssen das einmal zusammen genießen! Nach der ersten und zweiten Ueberhörung war eine heilige Rührung über mich ausgegossen, die noch wohlthätig fortwirkt.

Grüßen und küssen Sie die Ihrigen recht väterlich von mir. Es that mir wohl, zu erfahren, daß der ehrliche Knabe, den Sie uns im zweiten Theil der „Reisen" vorführen, Ihr Anton ist. — Vor dem Winter sehen wir uns schwerlich; aber dann mit der alten, wahren, und immer wachsenden Herzlichkeit! —

Tr.

Nachtrag. Die oben erwähnte kindliche Treumüthigkeit Anton's hebt sich in folgender Erzählung hervor:

„Am frohsten fühlte ich mich im Kreise der Familie, und meinen eigentlichen Liebling fand ich im dritten und jüngsten Kind des Hauses — einem achtjährigen Sohne — dem schönsten und besten Knaben, den ich jemals sah, und dem wir Alle — doch hauptsächlich die Schwestern und ich — mit einer Leidenschaft liebten, vor deren Heftigkeit das arme Kind sich oft kaum zu retten wußte. Daß mir diese Familie mein ganzes Herz abgewinnen werde, vermuthete ich schon am Tage meiner Ankunft, und zwar bei Gelegenheit folgender Anekdote, die mir unvergeßlich bleibt.

Mein Vetter hatte bei Tische von der Nothwendigkeit gesprochen, daß jedermann seinen Geldvorrath immer selbst kennen, in Ordnung

---

*) Des Vfs. „Jesus von Nazareth."

halten, und sicher aufbewahren müsse. Als wir gegen Abend versammelt waren, kam der Kleine und sagte sehr angelegentlich: „Jetzt will ich euch Allen zeigen, wo ich mir mein Geld aufbewahrt habe — und gewiß recht sicher, lieber Vater!“ Er nahm uns, und zugleich einen fremden Bauer, der so eben ein Geschäft beim Vater beendigt hatte, mit hinaus auf den Vorplatz, wo der Knabe seine That kund machte. Dort hatte er nämlich in das viereckige Loch eines offen hervorragenden Hausbalkens seine kleine Baarschaft eingelegt, und ein Deckelchen von Holz künstlich darüber gepaßt mit folgender Inschrift, die gar schön und deutlich geschrieben war: „Jedermann wird recht sehr gebeten, diesen Deckel nicht zu öffnen. Anton.“

Wir Alle lächelten anfänglich, und die klugen Mädchen lachten. Aber der Bauer sagte: „Ach, du lieber Gott!“ und blickte wehmüthig auf das Kind, zog seinen Hut nochmals vor ihm ab und ging schnell fort. Und der Vater hob das Kind zu seinen Lippen empor, stellte dann das Stolzlächelnde wieder vor seinen wohlverwahrten Schatz hin und winkte uns mit bewegter Miene ins Zimmer zurück.

„Lacht nicht über euern Anton, sprach er zu den Schwestern, weil der gute Junge für die Sicherheit seiner Schätze noch keine festeren Schlösser kennt, als diese herzliche Empfehlung, — diese glaubensvolle Bitte an die Menschheit; an alle seine Brüder, welchen er in dem seligsten Wahne vertraut, der jemals ein Kinderherz beglückt hat! Da sehet ihr nun, welch' ein holdes, reines, köstliches Geschöpf der Mensch in seiner Unschuld ist!“ —

„O Anton! ich will diesen Zug deines Gemüthes aufbewahren; ich will diese Geschichte niederschreiben. Du sollst sie einst lesen, wann ich nicht mehr bin. Da wirst du mit Wonne fühlen, welch' ein schöner unbefleckter Mensch du einst warst! — Ach, wehe dem Elenden, der dich einst zum ersten Male zu betrügen, der den himmlischen Glauben an die Menschheit mitten im Heiligthume deines schuldlosen Herzens zu morden wagt! — Und wer von uns will

denn nun das traurige Geschäft übernehmen, unsern Kleinen vor dieser schrecklichen Stunde zu warnen, die nicht ausbleiben wird? — Ich vermag es nicht — heute nicht!"

8.

Bettenburg, den 26. Mai 1810.

Der schöne Frühling hatte mir liebe Gäste mitgebracht; dann wurde ich selbst ein Gast in Hildburghausen, wo ich der trefflichen Königsbraut Therese Lebewohl sagen mußte. Bei dieser Ueberfülle des Reichthumes wäre mir gleichwohl ein fühlbarer Mangel geblieben, hätte ich nicht durch unsern Könitz Ihnen, bester Wagner, zuweilen Grüße und freundliche Mittheilungen geben lassen und empfangen. Damit ist es indeß noch nicht genug, sondern ich muß Ihnen auf Ihren Brief vom 16. April selbst antworten, und ich freute mich darauf!

Unserer würdigen Herzogin habe ich bereits meinen Dank gebracht, daß sie Ihnen jetzo schon nicht allein einen sorgenfreien, sondern auch einen frohen Blick in die Zukunft Ihrer hoffnungsvollen Knaben vergönnte. Der Weimarische Müller war bei mir und gab mir die frohe Nachricht, daß er Sie gesunder und heitrer als bei seinem vorigen Besuche gefunden; und auch Er pries mit mir die Humanität der Fürstin, die durch die frühe Zusage dessen, was sie sicher dereinst würde gethan haben, den Lebenden noch erquickte. Da Ihnen, herzlieber Mann, nun diese Sorge entnommen worden, so sorge auch ich nicht länger für Ihre Erhaltung, ja ich hoffe vielmehr auf das Zunehmen Ihrer physischen Kräfte: und so Dank und Amen!

Aber einen andern Dank habe ich Ihnen — vorzüglich wohl auch unserm Schwendler — für Müller's neue Bekanntschaft zu sagen. Sie Beide machten mir schon früher Hoffnung dazu; und

schon dafür war ich dankbar, nun aber bin ich es im höheren, ja im höchsten Grade; denn ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Mann, bei aller diplomatischer Gewandtheit, sich nicht Reinigkeit der Seele und des Willens erhalten hätte. Der helle Kopf ragt überall hervor. Mir waren die wenigen Stunden, die er bei mir verweilen konnte, eben so lehr- als genußreich. Möchte er öfter hier einsprechen! *)

Ehe ich Ihren Brief nochmals überhöre, will ich zuvor noch einigen andern Schreibstoff diktirend verarbeiten. —

Eigentliche Sachen für unser Fach (ich sage „unser", weil ich es mit so warmer Selle aufnehme, obgleich ich selbst nichts zur Bereicherung desselben hervorzubringen vermag), — Sachen für unser Fach also habe ich zeither fast gar nicht gehört; theils weil mir sehr interessante Menschen mehr gaben als Bücher, und besonders mehr als uninteressante Journale, womit man so viel Zeit vergeudet; theils auch weil der Frühling immer hinweglockt. Von einem ächten Jean Paulisten im Geist und in der Wahrheit, vom Dr. C. aus St., gedenke ich Ihnen künftig viel zu erzählen.

Mit meiner Gesundheit geht es, seitdem ich Wein frühstücke, recht gut. Da ich mir gleich anfangs sowohl in der Quantität als in

---

*) Daß der genannte treffliche Gelehrte und Staatsmann bei Hrn. v. Truchseß im besten Andenken blieb, und immer mehr bei ihm an Achtung und Zuneigung gewann, ergiebt sich aus einem Briefe an den Herausgeber vom 14. Aug. 1824, in welchem Truchseß schreibt: „Dank den Manen unseres Ernst! Er sandte mir vor Jahren den jetzigen Kanzler v. Müller zu; (1810 war er bei mir.) Am letzten Mittwoch Morgens 9 Uhr trat er wieder bei mir ein. Nach dieser langen, mitunter so schweren Zeit erkannten wir uns noch mehr und wurden innig vertraut. — Meine Anlagen verwünschte ich oft, wenn ich der Verhältnisse wegen Strohköpfe und Gänschen darin herumführen mußte; jetzt verwünschte ich sie abermals, weil ich Müller, der diesen Genuß nicht lassen wollte, nicht dahin begleiten konnte, und er mir dann viel zu lange ausblieb. Er wollte schon Mittags wieder abreisen, es wurde aber doch später Nachmittag daraus; so schwelgten wir in freundschaftlichen Gesprächen!"
Anm. des Herausg.

der Qualität enge Schranken setzte, so kann ich steigern, und hoffe daher noch für manches Jahr auszureichen. — Zu einer reichen Kirschenernte habe ich bis jetzt noch treffliche Aussichten; dann will ich mich aber auch recht daran halten und für Cotta hinarbeiten. Er versprach mir, bei unserm ersten — und ich glaube freundlichen — Sehen, mich einmal auf seinem Rückwege von Leipzig zu besuchen. Möchte er dieses jetzt thun, denn es ist recht freundlich um mich her!

Wie wohl mir bei Baierns künftigem Beherrscher war, davon sprach Könitz mit Ihnen; ich habe aber noch gar Manches zu sagen, das sich nicht Alles so schreiben läßt. Auch Müller kennt den Trefflichen. Ich glaube, daß sein Charakter sich immer mehr befestigen wird.

Unser Könitz hat Ihre Charade mit seinem Logogriph wacker vergolten. Im Impromptü sagt man selten eine Lüge; Könitz auf keinen Fall! Ihr sagt eben Beide die Wahrheit; und wie's der Wahrheit gebührt; mit geistigem Schmuck. Ihnen vorzüglich reiche ich dankend die Hand, daß Sie meinen Namen in dieser Vereinigung genannt haben; nur wollte ich noch, daß Sie mich dieses hätten diktiren hören; Sie wären mir dann sicher um den Hals gefallen, und Könitz dazu!

Es ist mir lieb, daß ich über Ihrer Kinder Geschick und Ihre Beruhigung anfangs gesprochen habe; denn nun, da ich Ihren herzlichen Brief nochmals gehört, bin ich ganz weich geworden. — Drücken Sie doch Ihre Knaben fest an sich und segnen Sie und beten für unseres Georgs hinterlassenes Weib! Sie soll Ihren und diesen Brief dereinst sehen und sich darüber freuen.

Für heute genug! — Auch einen Gruß unserm Mosengeil! Möchte er bei seiner Schweizerreise ganz mit Ihren Augen sehen können, und Alles für Sie aufgezeichnet zum dereinstigen Verweben mitbringen!

Lebe wohl, lieber Ernst!

N. S.

Ich muß nun doch noch ein paar Worte für den Schriftsteller beifügen.

Ihren Ferdinand Miller kaufte ich mir in Würzburg. Ein recht braver, ehrlicher Junge, ders gut mit der ganzen Welt meint!

Aufrichtig gestanden — wie ich denn immer aufrichtig sein muß: — ich freue mich mehr auf Ihre Isidore, als auf das ABC. Daß nun zur Isidore der zweite Theil hinzukommt, dafür habe ich keine Sorge mehr. Ja ich hoffe sogar (und hier guckt der Egoist hervor!) daß Sie meinen Plan aufgreifen, und der „Reise aus der Fremde in die Heimath" noch den dritten Theil geben werden. Freilich möchte ich wünschen, daß Sie vorher den Villers etwas genauer beguckten; — und ich spreche dieß jetzo mit reiner Ueberzeugung nach der hohen Rührung, in welcher ich vor wenigen Momenten war, aus; — überzeugt, daß der ächte Protestantismus mich niemals so erkälten könne, um nicht der ächtesten Rührung fähig zu sein. — — Ich wollte, Sie beredeten sich einmal mit dem lichten Dämmerungsschreiber über das Hinneigen zum Katholicismus!

Den 28. Mai.

Beim Zusammenbrechen für die Post überhörte ich meine Worte noch einmal. Statt „Hinneigen zum Katholicismus" würde ich jetzo lieber sagen: „allzu liebliches Ausmalen des katholischen Kultus;" — denn ich kann mir nicht denken, daß mein kindlich frommer Ernst sich wirklich zu einem Pfaffenthum hinneigen sollte, von welchem sich seine Voreltern mit tiefem Gefühl des unerträglichen Geistesjoches losrissen, und, bis zu seinem Vater hinauf, Gott für dieses Losreißen dankten! — Aber das zu liebliche Ausmalen des Aeußerlichen besticht die Phantasie, und dann stolpert man über Dogmen hinaus — oder fliegt darüber hin — über welche der reine Verstand, und also auch das reine Herz, ohne bestochene Phantasie weder hinweg gestolpert noch geflogen wären.

9.

Bettenburg, den 14. Sept. 1811.

Ist unser Freund schon wieder nach Meiningen zurückgekehrt, so weißt Du auch, lieber Ernst! welche genußvolle Tage das Vossische Paar mir gegeben hatte. Die beiden lieben Menschen blieben 14 Tage bei mir.

Wenn Heinrich*) mir schreibt, so kommst Du ihm immer in den Kopf, oder ins Herz; und so kommt denn auch aufs Papier so Manches, was mehr Dir als mir gilt, was ich aber doch gern und dankbar mitlese. Auf keinen Fall darf ichs Dir lange vorenthalten. Ich diktire daher, nachdem ich eine kapitale Hammelskeule auf dem Tisch, und theilweise auf der Gabel habe, etwas, so gut sichs bei der Befriedigung so gemeiner Bedürfnisse liefern läßt. — Liebst Du mich nicht eben so, wie mich Heinrich liebt, so kommen Dir seine Briefe vielleicht etwas lang und redselig vor; aber ich wage es darauf hin und gebe Dir Alles, was ich von ihm habe. Auch des guten Heinrichs gute Mutter mußt Du „schnacken" hören. Die Frau ist mir so ehrwürdig, ja fast noch ehrwürdiger als ihr Mann; lieb sind mir Beide. Nicht Heinrich allein sagten die Alten, daß sie Dir gut sind; auch zu ihrem Abraham sprach die Mutter von Dir, wie ich aus einem Briefe vernahm, den ich mir so heraushäkelte, ehe er von hier nach Rudolstadt abging.

Den Correggio erwarte ich zurück. Hättest Du ihn geschrieben, ich glaube, Du würdest ihn eben so liebend und zart behandelt haben, als Oehlenschläger; daher michs wunder nimmt, daß er Dir nicht ganz zuzusagen scheint. Hast Du einmal eine recht gemüthliche Stunde, wo Du gerade nicht selbst produciren magst, so nimm doch Axel und Walburg wiederholt vor. Zu Hacon Jarl

*) Der jüngere Voß, mit welchem Truchseß in ununterbrochenem Briefwechsel bis zum Tode des noch jungen Mannes stand. Anm. des Herausg.

mußt Du in einer genialeren greifen. Wie sehr hängt oft unser Urtheil über einen Schriftsteller von der Zeit und der Stimmung ab, worin wir ihn lesen! Die Kunst zu schreiben setzt eine andere, die Kunst zu lesen, voraus. Schon manches Buch eines guten Schriftstellers, das nicht gleich ansprechen wollte, legte ich zurück, in der festen Ueberzeugung, es werde mir ein andermal besser gefallen; — und es traf gewöhnlich richtig ein.

Deine lieben Buben kommen nicht; und wenn sie endlich doch noch kommen sollten, so wird für den wackern Karl wenig mehr zu thun sein; denn durch die anhaltende Dürre ist fast die ganze Natur ihres frischen Schmuckes beraubt und viele Bäume sind jetzo schon fast blätterlos. Ueber Antons Portrait der alten Dame O. v. B. besprach ich mich mit meinem Schuler. Ihm war Alles so recht; mir fängt der Knabe zu bald an, in die schmeichelnde Kunst des Idealisirens einzugreifen. Schuler versteht aber wohl mehr davon, als ich.

Wangenheim ist mit Deiner Isidore unendlich zufrieden, und will Dir bei der ersten Muße selbst darüber schreiben. Mir sagt er: „Die Aufgabe, die sich unser Freund macht, ist originell und schön. Lieblich und durchgreifend hat er die alte, und doch fast unerkannte, Wahrheit: die Stimme des Gewissens auch in der Liebe geltend zu machen, — hervorgehoben, und dem geistigen Auge der Vernunft durch das Gemüth hindurch näher gerückt. Andre große, damit in Verbindung stehende Gedanken haben ihn bewegt, und lebendig läßt er sie vor uns in großartigen Anschauungen erscheinen. Ich wüßte wenige Produkte der schönen Literatur, wo der Punkt der Wirklichkeit, an welchen die Herrlichkeit der Idee anzuknüpfen ist, so glücklich getroffen wäre. Das Reale erscheint mir darin durchgängig idealisirt, so wie das Ideale realisirt; wodurch immer das Höchste im Leben und in der Kunst erreicht wird."

Sollte sich unser F. durch seine vaterländischen Schauspiele nicht rückwärts gedichtet haben? Ein Kummer, da uns Sigurd so sehr anzog!

Trotz meiner, nun vollendeten Sättigung schnackte ich gern noch weiter, denn ich komme jetzt allmälig in Zug; aber ich muß so eben bei einer Würzburger Excellenz Besuch ablegen, und dafür noch einige Gedanken übrig behalten.

Lebe wohl, Lieber! und grüße Weib und Kinder, und wer zu Dir kommt und auch lieb hat

Deinen

Tr.

N. S.

So eben langt Dein Brief an, der mir, wie Du selbst fühlen wirst, sehr wohlthut. Daß Du mir gar nichts von Deiner Gesundheit schreibst, sei mir Bestätigung derselben. Bei Dir ists ja Frühling und Herbst zugleich, wie unter den glücklichen Himmelsstrichen; wer wollte da krank sein! Wenn Deine lieben Knaben absolut lernen müssen, und daheim bleiben, so habe ich jetzt am wenigsten dagegen. Außer den werthen Menschen, die zeither bei mir waren, mußte ich mich, der Verhältnisse wegen, mitunter auch von weniger werthen herumhudeln lassen, so daß ich nun wieder einmal ganz mir selbst leben möchte. Vor dem Winter wird aus meiner Reise nichts, und wenn Du und meine lieben Meininger nicht unwiderstehlich anlockten, so bliebe der alte Dachs den ganzen Winter über in seiner Höhle, und zehrte vom eignen Fette.

10.

Bettenburg, den 23. Nov. 1811.

. . . . Voß werde ich zu Ostern wohl wieder zu Dir bringen müssen; früher zu kommen, liegt jetzt außer meinem Plan; denn bei der endlich wieder errungenen Herrschaft über meine Zeit, in meiner

Einsamkeit und einförmigen Tagesordnung fühle ich mich so behaglich, ich möchte sagen, selig zufrieden, daß ich Dich zwar täglich zu mir herwünsche, mich aber nicht von hier hinweg. Nur arger Schnee könnte mich von meiner Höhe hinab in die Thäler treiben.

Richters „Leben Fibels" hörte ich nach seiner Anweisung in den trüben Novembertagen, und ich fand das Buch großentheils leicht eingänglich und verständlich. Stillleben nennt Dein Jean Paul das Werk; — mag sein! aber ich meine doch, er polemisirt und haut in demselben mehr um sich, als sich's für ein Stillleben ziemt! —

Bekennen muß ich Dir, daß ich eine ganz kleine Bibliothek *—*r Romane als Nachtlektüre überhörte. Ich und mein Vorleser blieben indeß stets hübsch wach dabei, und das ist immer etwas! Fortdauernd behaupte ich, dieser Schriftsteller würde Viel leisten, wenn ihm von Obrigkeits wegen auferlegt werden könnte, alljährlich höchstens anderthalb Alphabete zu liefern. Es ist ächtes Gefühl und Darstellungsgabe allenthalben nicht zu verkennen, aber es verdünnt sich zu sehr in der Menge von Tinte, die er zu seinem Jahresbedarf verbraucht. Es giebt Schreiber, die man Tintentrunkenbolde nennen könnte. Es ist aber dieses Laster einer Art von Völlerei gleichwohl das einzige, auf dem die Höllenstrafe nicht steht. Laß sie denn leben und schreiben!

Wann werde ich Deine Isidora zur Tag- und Nachtlektüre machen? Dem Büchlein horchte ich es bei den ersten Vorlesungen, die mir Mosengeil davon gab, sogleich ab, daß etwas rechtes daran ist, und Wangenheims Urtheil hat mich nun noch begieriger gemacht.

Nun will ich mir Deinen letzten lieben Brief*) noch einmal vorlesen lassen, um recht herzlich zu schließen.

* * *

---

*) S. Nr. 18 der Wagner'schen Briefe.

O Du gute, gute Seele! — die Du mir schon so viel gabst und warst, und geben und bleiben wirst! Auch Dein ABC ist mir lieb und werth. Beide Artikel „Quell der Jugend" und „Geld" labten mir das Herz noch einmal. — Recht hast Du auch! Denn seit drei Jahren spürte ich schon manchmal des bewußten Schuhes unsanftes Drücken, und Mittags unter dem Brotkauen hatte ich oft allerlei Gedanken. Doch bis hierher gings noch, und ich danke Gott, daß mir mein Geist heiter und ungetrübt blieb, welches ich vor 15 und 20 Jahren nicht so hätte denken können.

Aber was willst Du denn mit dem alten Bettenburger und seiner Umgebung in einem Romane anfangen? — Laß es noch eine Weile anstehn, wenigstens bis Ostern, da so etwas sich besser besprechen, als brieflich abthun läßt.

Uebrigens muß Se. Hochfreiherrliche Gnaden Dero wohlgeneigter Leser versichern, daß er nicht gesonnen sei, aus seiner Freiherrlichkeit heraus in den Gastwirthstand zu treten, und daß er sich bei des dienstbeflissenen Autors schriftstellerischen Annoncen und Lobeserhebungen bisher nicht sonderlich wohlgestanden, indem seine Keller, Speisekammern und Fruchtboden früher leer wurden, als sonst; ja, daß er über besagten wohlmeinenden Autor schon manchmal heimlich etwas gemurmelt, was wie ein Donnerwetter klang, wenn er mir allerlei fremde Leute auf den Hals gehetzt, die mich gern kennen lernen — nebenbei aber auch bei mir essen und trinken und mir die liebe Zeit stehlen wollten.

Doch seinem Wagner dankt auch Truchseß die Bekanntschaft so mancher edlen biedern Seele! — und bloß in dieser Rücksicht bleibet er

Dein treuer Bruder
C. Truchseß.

11.

Aus einem Briefe von H. Voß an Truchseß.

Heidelberg, den 27. Aug. 1811.

Wagner's „Jesus von Nazareth" habe ich mit allem Fleiße durchgesehn und meine Bemerkungen niedergeschrieben, unter welchen einige von Schwarz sind. Jetzt ist Alles in Jean Pauls Händen.

Ich erblicke hier und da ein modernes Kostüm statt des alten einfacheren. Das stört den schönen Ton des Ganzen. Das Moderne blickt besonders durch in den Beiwörtern.

Eine solche Erzählung hat ihre eignen Schwierigkeiten. Ist sie im alterthümlichen Geist, so ziemt ihr auch alterthümliche Sprache; dann bleiben freilich dem gemeinen Leser manche Dunkelheiten, deren tieferen Sinn das Gemüth nur ahnet. Soll sie für unsre Zeit zugeschnitten werden, so muß auch gewissermaßen der Inhalt selbst sich der modernen Denkart fügen; und wie Vieles geht dann verloren!

Giebt es eine Vermittelung, so ist sie gewiß schwer. Wagnern scheint sie da am meisten gelungen, wo seine bildliche Sprache die alte Vorstellungsart ungekränkt läßt und bloß durch einen hinzugefügten Gedanken die jetzigen Vorstellungen damit zu vereinigen sucht.

In Rücksicht der Wunder scheint mir Wagner den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er erzählt Alles einfach, wie es geschrieben steht, aus dem Gemüth der Evangelisten. So muß es geschehen! denn, wenn Einer von den Grundgescheidten, Wasserklarverständigen, der da weiß, daß es keine Wunder giebt, Wunder erzählt, so kann unmöglich beim Leser der Glaube dafür erweckt werden; und wer mit solcher Grundgescheidtheit alles Wunderbare hinwegexegisirt — nicht selten Sprache und Grammatik auf das gransamste folternd — um die Ehre seines Gottes zu retten, der ist mir verächtlich. Der rechte Erzähler muß den Glauben im Herzen mitbringen; und das hat Wagner gethan, wie die Evangelisten; nur mit dem Unterschiede,

daß, was bei diesen einfältig=religiöser Glaube war, bei ihm ein poetisch=religiöser Glaube geworden ist. Mir aber gilt das ziemlich Eins! Johannes, als er vom Teiche Bethesda erzählte, glaubte ohne Zweifel an das persönliche Dasein eines Engels, der das Wasser in Bewegung setzte. Der moderne Neologe erschrickt davor, und weiß durch Advokatenkniffe den Engel so rein weg zu läutern, daß auch nicht ein Fläumchen aus seinem Flügel zurückbleibt. Wir Nichttheologen wissen recht gut, daß die Heilkraft des Wassers aus der Beschaffenheit der Erdschichten, vielleicht auch aus manchen Zuflüssen, herrührte, freuen uns aber doch der herrlichen, echt religiösen Dichtung, daß die Gottheit durch einen himmlischen Boten das Wasser in Bewegung setzen, und von wunderbarer Heilkraft sprudeln lasse. — Das ist es auch, was mir den Ariost so lieb macht. Er weiß mich durch seine gläubige Darstellung so in seine Wunderwelt hineinzuzaubern, daß ich glauben muß; gerade wie es einem in wunderbaren Träumen zu ergehen pflegt. Sein Nachfolger Fortiguerra dagegen, der Verfasser des Riciardetto, den ich in meinem funfzehnten Jahre las, wollte mir trotz des Wunderbaren, was sonst die Jugend so anzieht, nicht gefallen; — gewiß, weil er viel zu ungläubig ist, um für seine Mährchen Glauben einzuflößen. Auch hier heißt es: „werdet wie die Kinder.“

Griesbach hat Wagnern mitunter Unrecht gethan. Statt ihn von der poetischen Seite aufzufassen, greift er ihn von der dogmatischen an (ein Mißgriff, den Mancher bei der Beurtheilung von Schillers „Göttern Griechenlands“ sich hat zu Schulden kommen lassen). Freuen sollte es mich, wenn es mir gelungen wäre, hier und da Wagner's poetischen Glauben gegen Griesbachs Polemik zu befestigen. Ueber einige Punkte habe ich meinen kritischen Nachfolger Jean Paul gebeten, zu notiren. Ob Johannes wirklich „Großvezier im Messiasreich“ habe werden wollen, wie Griesbach behauptet, geht mir noch immer im Kopfe herum, wie Etwas, das nirgends Platz finden kann.

Sobald ich Antwort von J. Paul habe, schreib' ich Wagnern sogleich und danke ihm für das Bildniß Oehlenschlägers, oder vielmehr seinem Antönchen.

Du willst, ich soll einen Kommentar zu Shakespeare schreiben? — Das könnte wohl kommen! Wenn ich mit Abraham und Abecken an Einem Orte lebte, so wollten wir Drei gemeinschaftlich etwas Gutes liefern. — Zum Wintermährchen und Koriolan wird wahrscheinlich noch Titus Andronikus hinzukommen, von dem schon mehrere Akte übersetzt daliegen. Dieses Stück ist fast gräßlich; aber unübersetzt darf es nicht bleiben. Es ist eine Jugendarbeit Shakespeare's; aber die es ihm absprechen, haben Unrecht, wie ich beweisen könnte. Hast Du Tiecks altenglisches Theater gelesen? Perikles ist wohl von Sh.; aber den alten König Johann für seine Dichtung auszugeben, möchte nicht von kritischem Geiste zeugen ꝛc.

12.

Der Herausgeber an Truchseß*).

Meiningen, den 6. Mai 1808.

Vielleicht erinnern Sie sich noch, mein hochverehrter Freund, eines Einfalles, den ich Ihnen im Augenblick seines Entstehens mittheilte, und den ich noch heute für einen meiner besten Einfälle halte. Wir wenigstens haben es nicht vergessen, mit welcher Freundlichkeit Sie auf die Frage antworteten: „ob wir während der Abwesenheit der Herzogin in Wagner's Gesellschaft zu Ihnen kommen dürften?“ Nun

*) Die folgenden vier Briefe fanden sich mit unter den Wagner'schen, die mir Truchseß kurze Zeit vor seinem Tode sendete. Sie mögen diese kleine Sammlung schließen, da sie sich nur auf jene beiden lieben Männer beziehn, welche nun hoffentlich längst auch dem Leser lieb geworden sind. Anm. des Herausg.

zieht der Frühling und das Herz uns mächtig hinaus, so daß es mir jeden Abend zu Muthe ist, als müsse ich fort am nächsten Morgen. — Ja, wir wären schon auf dem Wege, wenn wir gewiß sein könnten, den Freund daheim zu finden. Darum diese Anfrage und Meldung. Die fürstliche Mutter war so vollkommen mit unserm Wunsche einverstanden, daß sie selbst uns den Reiseplan vorzeichnete. Wir übernachten demzufolge in Römhild und langen am folgenden Tag, zwei Mann und drei Männlein, auf der Bettenburg an. Viere davon kennen Sie; der fünfte ist Wagner's kleiner Anton, den die Herzogin noch außer meinem Julius dem Prinzen zum Gesellschafter mitzugeben wünschet. Bediente, Kutscher rc. fallen Ihnen nicht zur Last, sondern bleiben im nahgelegnen Dörfchen. Nur Wagner's Schimmel, wenn er ihn noch mitnimmt, ließe sich nicht wohl von seinem Herrn trennen. — Drei Tage lang sind wir bei Ihnen froh, mitunter wohl gar lustig; aber den vierten werden wir ernsthaft, weil wir uns zum Abschiede bereiten müssen.

Nur unter einem heitern Himmel möchten wir reisen. Thut solcher sich den 11. Mai über uns auf, so fahren wir ab; erwarten jedoch vor allen Dingen Ihre Antwort.

Für unsern geliebten Dichter wird auch das eine „Reise in die Heimath" werden; denn wo ein solcher Wirth sich findet, da ist der Gast daheim!

13.

Meiningen, den 18. Mai 1808.

Gesund und nach glücklicher Reise sind wir wieder hier angelangt und laben uns nun an der Erinnerung jener seligen Tage. So muß ich sie ja nennen; denn was könnten Paradieses-Bewohner wohl mehr wünschen, als im Innern ein warmes Herz voll Liebe und Friede, und von Außen eine schöne blühende Welt, und im befreundeten Umgange mit Engeln den lieblichsten Wechsel unschuldiger

geistiger Freuden! Ja, wir hatten sogar vor den Himmlischen noch so Manches voraus, was, bei all' ihren Mängeln, vielleicht doch nur die Erde giebt; — etwas Sinnenfutter mit eingerechnet!

Wagner rief unterwegs einmal, die bekannte Stelle aus dem Faust parodirend, aus:

„Uns war ganz paradiesisch wohl
als wie fünfhundert Engeln!"

Aber bei unsrer Abreise hatten wir die Sprache verloren, wenn Sie nicht feuchte Augen und stummes Händedrücken dafür gelten lassen wollen.

O wie war unserm armen — nein, unserm reichen Ernst so wohl! — Die Reise scheint ihm überhaupt trefflich bekommen zu sein, so daß er beschlossen hat, sich ein kleines Fahrzeug anzuschaffen und künftig nicht mehr zu reiten. Er sitzt jetzt täglich in seinem neugemietheten Gärtchen vor der Stadt und lies't Shakespeare. In dieser Gesellschaft fand ich ihn wenigstens gestern, als ich mit der Frage zu ihm eintrat: ob wir nicht ein wenig vom Bettenburger mit einander plaudern wollten? Da ward selbst Shakespeare bald vergessen, und wir schwatzten ein paar Stündchen weg, während die lieben Knaben, vor dem Häuschen jubilirend, den in Bettenburg geschnitzten Vogel vollends ganz zu Schanden schossen.

Viel habe ich erzählt bei dem edlen Könitzischen Paar, welches den Nachgenuß unsrer Freuden theilet. Erst heute noch ward Ihrer fleißig beim Klang der Gläser während des Mittagsmahles zu Jerusalem *) gedacht ꝛc.

---

*) Ein vormals wüster felsiger Hügel unweit Meiningen hat, man weiß nicht wann und warum, den Namen Jerusalem erhalten. Der Staatsminister von Könitz, der da, wo er etwas Gutes und Schönes schaffen kann, wenig nach dem Geldaufwande fragt, kaufte jenen unbebauten Fleck an, und wandelte ihn nach jahrelanger Arbeit zur reizendsten Villa, seinem Sommersitze, um. Der seltsame Name,

14.

Meiningen, den 21. Sept. 1808.

Da bin ich auch, theurer Truchseß! Ich schwebe — denn so wie ich jetzt zu Ihnen komme, bin ich leicht und gedankenschnell — Ihren Freunden voran, Ihnen entgegen, mich Ihrer Freude erfreuend. Und wenn Ihre Arme sich auch noch so fest um Ihren Könitz schlingen, so finde ich doch noch Raum für mich. In Ihre Gespräche mische ich mich ein, ob man mich gleich keiner Antwort würdigt, ach! nicht einmal hört! — Nicht von Ihrer Seite weiche ich, wenn Sie gemeinschaftlich unter den fruchtvollen Bäumen wandeln, die ich als Blüthenbäume kennen lernte; und am stillen Ort, in der Todtenkapelle, wo in der Nähe weinender Männer ein guter Knabe kindliche Thränen vergoß *), darf ich nicht fehlen!

Bei Tische — ach! auch meinem Platze ein Glas von diesem köstlichen Laubenheimer, daß ich mich am Anschaun der goldnen Perlen erquicke, und am lieblichen kristallhellen Klang — denn diese Geisterlippen dürfen ja nicht schlürfen! (Schenken Sie zuletzt mein Glas irgend jemand, der lange keinen Wein getrunken hat.)

Wie glücklich wäre ich jetzt in Ihrem Cirkel, wenn nicht nach einer alten unabänderlichen Einrichtung „das Fleisch wider den Geist gelüstete.“ Ist auch, was ich bei diesem Besuche zurücklassen muß, nicht der bessere Theil meines Ichs, so möcht' er doch auch gern mit, und dauert mich sehr; — dadurch wird denn doch im Grunde uns

---

welcher der schönen Anlage verblieben ist, hat schon manche Ueberraschung herbeigeführt; z. B. einem reisenden Weinhändler, der sich nach Hrn. v. Könitz in Meiningen erkundigte, und auf die Antwort: „er sei jetzt in Jerusalen,“ seine große Verwunderung zu erkennen gab: „wie ein sächsischer Herzog einen Gesandten in Palästina haben könne?“ Anm. des Herausg.

*) Der damals achtjährige Herzog Bernhard vor dem Denkmale seines verewigten Vaters.

Beiden der Spaß verdorben. Solider ist es, wenn ich mich auf die Zurückkunft der lieben Reisenden vertröste, die denn meine Bitte, mir recht viel von Ihnen zu erzählen, nicht unerfüllt lassen werden.

Und kommen Sie denn im Winter nicht selbst? — Frau von Könitz glaubt mir diese Hoffnung machen zu dürfen; — und Sie? . . . Wagner (er grüßt tausendmal) sagt mir, daß er Sie in seinem letzten Briefe so recht in der Sehnsucht seines Herzens eingeladen habe. Da kann ich denn hoffnungsvoller bitten, weil mir so gut vorgearbeitet ist 2c.

15.

Altenstein, den 26. Aug. 1816.

Auf der schönen Burg meines edlen Ritters, der so gastfrei, und eben darum selten Gast=frei ist, mag's wohl schon eher vorgekommen sein, daß alte und neue Gäste sich einander auf der Schwelle begegneten. Man hat in solchen Fällen sein Gesicht nicht immer in seiner Gewalt, und murmelt vielleicht, wenn es klopft, in den Bart: „ach, schon wieder ein Besuch!" Da tritt aber manchmal ein alter treuer Freund herein, nach dem wir uns schon lange gesehnt haben. Wie heitern sich dann plötzlich die Mienen auf! Wie eilt man ihm entgegen! Wie bittet man ihn in Gedanken um Verzeihung, weil man nicht so ganz freundlich „herein!" gerufen; und wie labt man sich nun mit ihm — reich entschädigt für die Langweile, die seine Vorgänger uns mitbrachten! —

Ein solcher lieber Gast war mir Ihr Brief, der gerade eines Morgens anlangte, wo ich schon mehrere mich langweilende erbrochen hatte. Noch einmal heiße ich ihn herzlich willkommen, und eile nun sogleich zur Beantwortung.

Von unseres Wagner's unvollendet gebliebenem Werk hat mein Gedächtniß, außer dem wohlthätigen Eindruck, den das Ganze bei mir zurückgelassen, im Einzelnen nur wenig aufbewahrt. Mein Urtheil ist daher jetzt, sobald hievon die Rede sein soll, wo nicht das

des Blinden von der Farbe, doch wenigstens des Kurzsichtigen von der Ferne. Doch selbst bei einem so beschränkten Urtheile finde ich die Schwierigkeiten, die unsern Voß bisher von der übernommenen Bearbeitung und Ergänzung des Fragmentes zurückgeschreckt haben, erheblich genug, ja kaum zu beseitigen.

Der verewigte Dichter hatte wohl das rechte Herz, den Evangelisten das Leben Jesu nachzuerzählen, aber an manchen Vorkenntnissen fehlte es ihm, dem Nichttheologen, allerdings; insofern nämlich eine befriedigende Vereinigung der heiligen vier Erzählungen von des Herrn Leben und Sterben ohne Kritik und Sprachstudium nicht füglich unternommen werden kann. Wer aber nach Wagner das Werk zu bearbeiten und zu vollenden übernähme, der machte sich anheischig, alles Mißverstandene zu berichtigen, die sämmtlichen vorliegenden Anmerkungen sachverständiger Männer zu beachten, und außer denselben noch gar manche andre, die in den exegetischen Werken neuerer Schriftsteller zerstreut sind. Das führte in ein weites Feld, und man möchte dabei wohl fragen: was bliebe zuletzt noch von Wagners Arbeit übrig?

Von dieser Seite betrachtet, würde ich also kein Bedenken tragen, den Druck der, auf solche Weise umgearbeiteten Schrift zu widerrathen. Was aber möchte wohl hindern, das Bruchstück ganz in seiner jetzigen Gestalt Wagner's vielen Freunden als ein letztes Andenken aus gutem treuen Herzen darzureichen? Die undankbare Rolle eines Zwischenredners aufgebend, übernähme Voß die des Vorredners. Er gäbe die kurze Geschichte des Werkleins und suchte überhaupt den Leser in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, welcher kein andrer ist, als der des Glaubens und der Liebe. Wahrlich! auch dieser Jesus von Nazareth würde Herzen gewinnen und erwärmen! Wagner's Publikum ist groß; sein „Jesus“ wird in demselben gar viele Leser finden, welche die Evangelien nur von ferne kennen. — Wer vermöchte die frommen Gefühle zu zählen und zu wägen sich

erdreisten, die durch eine solche Schrift entzündet, als heilige Opferflamme des gottgeweihten Herzens vielleicht nimmer wieder verlöschen? Die Geschichte des größten Leidenden, den die Welt kennt, von einem ausgezeichneten Schriftsteller, der selbst ein armer leidender Mann war, unter vielen stillen Thränen erzählt (deß bin ich Zeuge!) — von einem Manne erzählt, der zwar niemals die gelehrte Schriftforschung zu seinem Studium gemacht, sich niemals im Gewirre theologischer Systeme und Hypothesen befangen hatte, aber eben darum „aufhob heilige Hände ohne Furcht und Zweifel" — und dessen müdes Leben früher zu Ende ging, als seine Erzählung: — wie rührend und erwecklich ist das! Wer könnte wohl den letzten, unvollendet gebliebenen Satz des ehrwürdigen Bruchstückes ohne nasse Augen anblicken? und wie Mancher würde es nur darum aus der Hand legen, um in den heiligen Urkunden selbst weiter zu lesen?

Daß Wagner die Bekanntmachung seiner letzten Arbeit nicht wünschte, ist eben so sehr in der Ordnung, als daß wir sie wünschen. Die Gründe, die uns bewegen, an ihre Nutzbarkeit zu glauben, konnten die seinigen nicht sein, denn er mußte sie nur allein im Werke selber, unabhängig von seiner Persönlichkeit suchen: wir hingegen dürfen gerade diese vorzüglich mit in Anschlag bringen. Die gelehrte Kritik, die jenes letzte rührende Andenken unseres hart geprüften Freundes auf eine lieblose Weise herabzuwürdigen wagte, müßte sich ja zu Tode schämen!

Dieß, Theuerster, ist meine Ansicht und Meinung. Mögen nun Sie, Jean Paul, Voß — vielleicht auch Ihr trefflicher Rochlitz, dem man die Handschrift mittheilen müßte, und der unter uns Allen wohl am unbefangensten darüber urtheilen könnte — entscheiden.

(Daß des Herausgebers Ansicht die obengenannten würdigen Freunde nicht theilten, und das Manuskript, weil sich dennoch kein

Bearbeiter finden wollte, zurückgelegt blieb, ist bereits in den „lebensgeschichtlichen Nachrichten" erzählt, zugleich aber die Bemerkung hinzugefügt worden: man glaube den Lesern wenigstens die Mittheilung einiger Bruchstücke aus E. Wagner's „Jesus von Nazareth," zur nähern Bezeichnung der Darstellungsweise, schuldig zu sein. Wir wählen dazu in der Beilage zuerst denjenigen Theil der Erzählung, welcher die Bergpredigt enthält, und sodann den Schluß der unvollendeten Handschrift.)

Beilage zu Nr. V.

Zwei Bruchstücke aus Wagner's

„Jesus von Nazareth;

eine Harmonie der vier Evangelien, für Freunde der Religion."

Erstes Bruchstück.

Jesus begab sich hinaus in die Einsamkeit einer wüsten Gegend und betete dort zu seinem himmlischen Vater. Aber Petrus und die übrigen Jünger gingen ihm nach und als sie ihn antrafen, sprachen sie zu ihm: „Das Volk drängt sich wieder herzu und Jedermann sucht dich." Aber Jesus erwiderte: „Ich bin nicht für eine einzige Stadt berufen, sondern ich muß auch an andern Orten das Evangelium predigen. Auf also, laßt uns in die nächsten Städte gehen!"

So reiseten sie dann weiter durch Galiläa. Das Gerücht von seinen Thaten hatte sich bereits in ganz Syrien verbreitet. Ueberall, wo er das neuerscheinende Reich Gottes verkündigte, brachte man ihm Besessene, Mondsüchtige, Gichtbrüchige und Kranke von jeder Art entgegen, und Jesus machte sie alle gesund.

Ein großer Volkshaufen aus Galiläa, von der andern Seite des Jordans, aus dem Lande der zehn Städte, aus Judäa, und selbst aus Jerusalem folgte ihm nach. Als aber Jesus die Menge überblickte, stieg er auf eine Anhöhe, setzte sich und die Jünger traten zu ihm. Da redete er das versammelte Volk also an:

Selig sind Alle, die sich geistig arm fühlen, denn der Himmel ist ihr Erbtheil!

Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die sanftmüthigen Herzen, denn sie werden ruhig im Lande wohnen.

Selig, die immer hungern und dürsten nach dem Rechten, denn sie sollen gesättigt werden.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Selig Alle, die Frieden stiften, denn Gott wird sie seine Kinder nennen.

Selig Alle, die um des Rechten willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihre Zuflucht.

Selig, meine Jünger, selig seid Ihr, wenn Euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen; wenn sie allerlei Böses von Euch sagen, woran Ihr unschuldig seid! Haben sie doch auch jene Propheten, die vor Euch gewesen sind, eben so verfolgt! Darum seid fröhlich und getrost; Ihr werdet reichen Lohn für Euer Leiden im Himmel finden! Denn Euch habe ich zu kühnen Predigern der Wahrheit, zum Salz für die Menschen dieser Erde bestimmt. Wenn nun das Salz dumm würde, womit sollte man salzen? Müßte man es nicht als untauglich auf die Straße werfen und von den Leuten zertreten lassen? — Ihr sollt das Licht der Welt sein: baut man aber wohl die Zinnen einer Bergstadt darum in die Höhe, damit sie den Blicken der Welt verborgen bleibe! Oder setzt man ein angezündetes Licht unter einen Scheffel, und nicht vielmehr frei auf den Leuchter, damit es die Gemächer der Hausgenossen erhelle? — So lasset denn auch Ihr Euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie Eure guten Werke sehn und durch eigne Thaten Euern Vater im Himmel preisen.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, um das Gesetz Gottes aufzuheben, oder die Gebote seiner heiligen Propheten. Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es vollständiger und reiner darzustellen. Denn wahrlich, ich sage Euch: Eher wird Himmel und Erde vergehen, als der kleinste Buchstabe göttlicher Gesetze, bis Alles erfüllt sein wird. Wer nun durch seine Lehre das kleinste von den Geboten des Herrn auflöset, der wird der Kleinste im Gottesreiche sein; wer es aber lehret und selbst darnach handelt, der wird groß heißen im Himmel.

Ich sage Euch aber: Wenn Ihr nicht bei Beobachtung der Gesetze nach einer reineren Sittlichkeit handelt, als Eure Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet Ihr keinen Theil am Reiche Gottes haben. — So wisset Ihr zum Beispiel, daß den Alten geboten ward: „Du sollst nicht tödten; und wer tödtet, der soll gerichtet werden.“ Hiebei lassen es Eure Gesetzlehrer bewenden. Ich aber sage Euch: Schon, wer mit seinem Bruder in Feindschaft lebet, verdient, daß er gerichtet werde; ja wer seinen Bruder schilt, verdient, daß ein höherer Richter ihn strenger strafe: und wer ihn für einen Nichtswürdigen erklärt, der verdient die Strafe der Verbrecher.

Darum, wenn du dem Altar des Herrn nahest, nm deine Gabe zu opfern, und du wirst dort eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß' am Altar dein Opfer zurück, eile von hinnen und versöhne dich zuvor mit dem Beleidigten, — dann erst opfre Gott deine Gabe mit reinem Herzen.

So sei auch jedem andern Gegner mit versöhnlichem Sinne geneigt, so lange es noch von dir und ihm abhängt, den Streit zu schlichten. Denn stehet ihr erst mit einander vor Gericht, so wird dann der Gegner dich einzig dem Richter überlassen, und dieser durch die ihm gegebene Gewalt dir so lange Zwang zufügen, bis du auch die kleinste und letzte deiner Verschuldungen gebüßt hast.

Ihr habt ferner gehört, daß den Alten geboten war: „Du sollst nicht ehebrechen." Ich aber sage Euch: Wer ein Weib mit begehrenden Sinnen anschaut, der hat schon im Herzen mit ihr die Ehe gebrochen. — Aergert dich dein Auge, so reiß es aus; ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; denn besser ist's, du verlierest einer deiner Glieder, als daß das Ganze dem Verderben übergeben werde.

Weiter spricht das Gesetz: „Wer von seinem Weibe geschieden sein will, der soll ihr einen Scheidebrief geben." Ich aber sage Euch: Wer sich mit Leichtfertigkeit von seinem Weibe scheidet, der macht sie selbst zur Ehebrecherin; denn wer sie heirathet, der bricht die Ehe.

Ein andres Gesetz befiehlt den Vorfahren: „Du sollst keinen falschen Eid schwören und den Herrn deinen Eid halten." Ich aber lehre Euch: Ihr sollt durchaus so wenig bei dem Himmel schwören, als bei der Erde, oder bei Jerusalem: denn der Himmel ist Gottes Stuhl, die Erde ist seiner Füße Schemel, und Jerusalem ist die heilige Stadt des großen Königs. Eben so wenig sollt Ihr bei Euerm Haupte schwören und Euch selbst verfluchen, denn Ihr Elende vermöget ja nicht ein einziges Eurer Haupthaare weiß oder schwarz zu machen. Was habt Ihr also zu verpfänden im leichtsinnigen Schwur, da Ihr selbst mit allen Dingen außer Euch, nicht Euer, sondern Gottes Eigenthum seid? — Eure Bekräftigung sei ein redliches Ja oder Nein: was drüber ist, das ist vom Uebel.

Ferner kennet Ihr die alte gesetzliche Regel: „Auge um Auge — Zahn um Zahn." Ich aber sage Euch: Erboset die Wuth des Gegners nicht durch Widerstand, sondern entwaffnet sie durch Sanftmuth. Schlägt dich Jemand auf den rechten Backen, so biete ihm den andern lieber dar, ehe du selbst dich dem Zorne hingiebst. Will dir ein Habsüchtiger den Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel dazu. Nöthigt dich Jemand, eine Meile weit mit ihm zu gehen, so begleite

ihn die doppelte Strecke Weges. Wer dich anspricht, dem gieb, und wer von dir borgen will, dem kehre nicht den Rücken zu.

Endlich hieß es bei den Alten: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Ich aber lehre Euch: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; thut Euern Hassern Gutes; betet für Eure Beleidiger und Verfolger. Nur durch diesen milden Sinn bildet Ihr Euch zu würdigen Kindern Eueres Vaters im Himmel. Er läßt ja seine Sonne aufgehn über Böse und Gute, und seinen himmlischen Segen träufeln über Gerechte und Ungerechte! Wollet Ihr nur Euern Brüdern freundlich sein und nur die lieben, die Euch lieben, — was thut Ihr Besonderes hieran, oder wie möget Ihr dafür noch Belohnung erwarten? Thun nicht die von Euch verachteten Zöllner dasselbe?

Darum sollt Ihr so vollkommen zu werden trachten, wie es Euer himmlischer Vater ist, der auch denen Langmuth beweiset, die wider ihn sündigen.

Thut Eure Werke der Wohlthätigkeit nicht prahlend vor den Augen der Menschen, sonst habt Ihr bei Gott keinen Lohn dafür zu erwarten. Die, welche ihre Almosen öffentlich in den Schulen ausspenden, und ihre Gaben auf den Gassen ausposaunen lassen, das sind Heuchler, die außer den Lobpreisungen der Menschen keinen höhern Lohn zu hoffen haben. — Freund, wenn du Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, wie viel die rechte gab, damit deine Mildthätigkeit verborgen bleibe vor der Welt; aber dein Vater, der ins Verborgene siehet, der wird dir's öffentlich vergelten.

Bete nicht zur Schau vor den Menschen, wie die Heuchler, die am liebsten in den Schulen und an den Straßenecken stehen und beten, damit sie die Blicke der Welt auf sich ziehen; — wahrlich, sie haben ihren Lohn dahin! Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein, verschließe die Thüre und erhebe dein Herz zum Vater in stiller Verborgenheit; aber dein Vater, der ins Verborgene siehet,

wird dir's öffentlich vergelten. — Auch sollt Ihr nicht lange Gebete herplaudern, wie die Heiden, welche glauben, sie würden eher erhört, wenn sie viele Worte machen. Euer Vater weiß und kennt ja schon eher, als Ihr zu ihm betet, jedes Eurer Bedürfnisse. Darum betet zu Gott also:

Unser Vater im Himmel! Dein Name sei heilig; dein Reich komme und dein Wille geschehe, auf Erden wie im Himmel. Unser Brot gieb uns heute, wie täglich. Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Laß uns nicht in Versuchung fallen, sondern rette uns vor dem Uebel. Denn du bist allein der Herr, der Kräftige, der Herrliche in Ewigkeit. Amen.

Denn so wie Ihr selber zu vergeben geneigt seid oder nicht, eben so wird Euer himmlischer Vater auch gegen Euch gesinnt sein.

Wenn Ihr fastet, sollt Ihr nicht sauer sehen, wie die Heuchler, die durch Verzerrung ihrer Gesichtszüge sich vor den Menschen mit ihrem Hungerleiden groß machen. Wahrlich, mit diesem elenden Ruhm ist ihr ganzer Lohn dahin! Nein, mein Freund, wenn du fasten willst, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht wie zur frohen Feier; laß es dir äußerlich nicht anmerken, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir für deine geheime Anstrengung und Nüchternheit öffentlich vergelten.

Sammelt Euch keine irdischen Schätze. Motten und Rost verzehren die Schätze der Erde; Diebe stellen ihnen nach und rauben sie. Sammelt Euch Schätze in der bessern Welt; dort werden sie Euch wohlverwahret bleiben für die Ewigkeit. Denn wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz.

Dein Auge leuchtet allen Gliedern des Körpers vor. Ist jenes gesund, so haben diese alle ihr Licht; ist jenes nicht tauglich zu leuchten, so bleiben diese alle ohne Licht. So nun auch das Auge Dei-

nes Geistes, das innerlich dich erleuchten soll; — ist selbst dieses verdunkelt, wie schrecklich muß nicht die Finsterniß sein!

Niemand kann zweien Herren dienen. Er wird den Einen lieben und den Andern hassen, — oder doch dem Einen mehr zugethan sein als dem Andern. Ihr könnet nicht Gott dienen, und zugleich dem Götzen der Erde, dem Mammon. Aber meine Lehre ist diese: Sorget nicht für die Nahrung zur Erhaltung Eueres Lebens, noch für die nothdürftige Bekleidung Eueres Leibes. Ist nicht das Leben selbst, das Euch Gott schenkte, wichtiger als die Nahrung, und der Leib edler, als die Bekleidung desselben? Sehet doch die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, und arbeiten nicht; sie sammeln nichts in die Scheunen, und doch ernähret sie Euer himmlischer Vater. Seid Ihr nicht viel mehr, denn sie? Kein Mensch vermag ja mit der ängstlichsten Sorgfalt zu bewirken, daß sein Leben sich um eine Spanne verlängere; aber der, welcher das Leben aufblühen und wachsen läßt, der weiß es auch zu erhalten. — Und warum wolltet Ihr bänglich sorgen um Eure Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde in ihrem herrlichen Schmuck! Sie spinnen nicht und arbeiten nicht an ihrer Kleidung; und doch war selbst der königliche Salomon in all' seiner Pracht nicht mit so köstlichem Schmucke angethan, als jener Feldblumen eine!

Wenn Gott den Halm des Feldes so herrlich kleidet, der doch heute grünt und morgen abgedorrt in den Ofen geworfen wird: warum sollte er nicht eben so gut für Euch sorgen, Ihr Kleingläubigen? — Darum sollt Ihr nicht ängstlich sorgen und sagen: Was werden wir essen und trinken? Womit werden wir uns kleiden? Dergleichen Sorgen machen sich die Ungläubigen. Ihr aber kennt einen Vater, welcher wohl weiß, daß Ihr dieß alles bedürfet. Trachtet vor Allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird Euch das Uebrige von selbst zufallen. Entschlaget Euch denn der Sorge für den morgenden Tag! Er wird, wie der heutige,

für seine Bedürfnisse sorgen, — und jeder Tag bringt ja der eignen Plage ohnehin genug mit sich.

Urtheilt nicht hart über Andere, damit Ihr einst nicht mit gleicher Strenge gerichtet werdet. Denn dasselbe Gericht, das Ihr über Andere ergehen lasset, ergeht einst über Euch, und mit demselben Maße, womit Ihr messet, wird Euch gemessen werden.

Freund! Warum bemerkst du den Splitter in des Bruders Auge, ohne den Balken in deinem eignen Auge wahrzunehmen? Und wie magst du, mit solchem Balken im Auge, rügend zum Bruder sagen: halt, ich will dir den Splitter herausziehn? — Du Heuchler! Erst mußt du dich selbst von deinem Laster befreien, dann erst bemühe dich, des Bruders Schwächen zu vertilgen!

Ihr sollt die Geheimnisse Eueres Heiligthumes nicht den Hunden preisgeben, nicht die Perlen den Säuen vorwerfen. Unter die Füße treten die Nichtswürdigen das Unschätzbare; ja, sie werden sich gegen Euch selbst wenden und ihre eignen Wohlthäter zerfleischen.

Seid freudig und glaubensvoll in Euerm Gebet. Bittet nur getrost; suchet unabläßig und klopfet an, so werdet Ihr Erhörung finden. Denn dem Flehenden wird gegeben; der Suchende findet, und dem Anklopfenden wird aufgethan. Selbst unter Euch ist ja Keiner, der seinem Kinde, wenn es ihn um Brot bittet, statt dessen einen Stein, oder statt eines Fisches eine Schlange bietet? Wenn nun Ihr Menschen, die Ihr doch sündhaft seid, Euern Kindern das erbetene Gute gern gewähret, so wird ja Euer heiliger himmlischer Vater um so mehr Allen, die ihn darum bitten, das gewähren, was ihnen gut ist.

So wie Ihr von Eueren Nebenmenschen behandelt zu werden wünscht, gerade so müßt Ihr selbst auch sie überall behandeln. So verlangt es das Gesetz; so wollen es die Propheten.

Gehet durch die enge Pforte ein, die zum Heil führet. Denn weit ist die Pforte, und breit die Straße, welche zum Verderben ab-

wärts führt, und ihrer sind Viele, die dorthin wandeln. Aber enge ist die Pforte, schmal der Pfad, der zum Leben aufwärts leitet, und ihrer sind Wenige, die ihn finden.

Hütet Euch vor den falschen Propheten, die in Schafspelzen, wie Hirten gekleidet, zu Euch kommen, aber im Innern reißende Wölfe sind. An ihren Thaten müsset Ihr sie erkennen, wie Bäume an ihren Früchten. Kann man wohl Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Ein edler Baum bringt gute, ein schlechter bringt böse Früchte, denn so liegt es in ihrer Natur. Jeder Baum aber, der nicht gute Früchte bringet, den haut man ab und wirft ihn ins Feuer. So lernet denn auch den heuchlerischen Lehrer an ihren Früchten erkennen!

Nicht Allen, die zu mir sagen: „Herr, Herr!“ wird das Himmelreich zu Theil werden, sondern nur allein Jenen, die den Willen meines himmlischen Vaters erfüllen. Viele werden einst am Tage des Gerichts zu mir sagen: „Herr, Herr! Haben wir nicht als deine Jünger gelehrt, in deinem Namen geweissagt, böse Geister ausgetrieben und viele Thaten gethan?“ Und doch werde ich ihnen öffentlich zurufen: „Ich habe Euch nie anerkannt; — weichet Alle von mir, Ihr Uebelthäter!“

Wohl dem, welcher diese meine Rede nicht allein hört, sondern auch darnach thut, und sie bei den Handlungen seines ganzen Lebens zur ersten, festen Grundlage macht! Ihn vergleiche ich einem verständigen Manne, der sein Haus auf einem Felsengrunde erbaute. Da nun ein Platzregen fiel und die Wasserströme und Wirbelwinde gegen das Haus tobten, da stand es dennoch fest, denn es war auf einen Felsen gegründet. — Wer aber meine Rede bloß hört, und richtet sich nicht in seinem Leben darnach, der gleichet dem thörichten Manne, der sein Haus auf lockeren Sand baute. Da nun Regenströme und Sturmwinde kamen, und gegen den Bau anstürmten, da stürzte er mit großem Krachen zusammen.

Hier endigte der Herr seine Rede. Aber alles Volk staunte über die Geistesmacht des neuen Lehrers; denn er verschmähte in seinen Vorträgen die gelehrten Streitfragen und alle nutzlose Schulweisheit, woraus die Reden der jüdischen Schriftgelehrten gewöhnlich bestanden. Seine Worte hingegen ergriffen gewaltig das Herz und waren voll göttlicher Kraft.

Etliche Tage nachher kam Jesus wieder nach Kapernaum, am galiläischen See gelegen. Sobald seine Ankunft bekannt wurde, versammelten sich so viele Menschen, daß sie nicht im Hause Platz hatten, und selbst draußen vor der Thüre entstand ein großes Gedränge.

In der Fülle von Gottes heiliger Kraft stand er da, und von seinen Lippen floß Trost und Heilung für Seele und Leib. Es waren von Jerusalem und andern Städten viele Pharisäer und Schriftgelehrte gegenwärtig, welche schon damals eifrig jede Gelegenheit aufsuchten, an dem neuverkündigten Messias-Reiche, von „einem armen Zimmermannssohn gepredigt," irgend etwas Gesetzwidriges zu finden; denn ihr Sinn war auf das Irdische gerichtet, und nicht auf ein himmlisches Reich des ewigen Lebens; — nicht auf das Gottesreich unsterblicher Seelen, welches, ohne die Gewalt der Könige zu stören, selbst unzerstörbar und unabhängig von jeder Erdenmacht, aufblühen sollte, und endlos fortwachsen mußte, weil es das Reich der ewigen Wahrheit, und der Thron desselben nicht im Raume der sichtbaren Welt zu suchen war.

Indem nun der Herr ihnen das Wort Gottes predigte, kamen einige Leute, die einen durch Gicht gelähmten elenden Menschen von vier Männern herbeitragen ließen, um die Heilung desselben von Jesu zu erbitten. Da sie aber nicht durch das Volksgedränge hindurch bis zu ihm gelangen konnten, brachen sie die Bedeckung des Hauses

auf und ließen von oben das Bette mit dem darauf liegenden Gichtbrüchigen herab in den Raum, wo Jesus sich befand. Da nun der Herr ihr gläubiges Vertrauen und die Angst des Unglücklichen sah, der in seinen peinlichen Leiden die Folgen der Jugendsünden zu fühlen schien, sprach er mit milder Freundlichkeit: „Sei getrost, mein Sohn! deine Sünden sind dir vergeben."

Aber die anwesenden Pharisäer und Schriftgelehrten sahen einander mit unwilligem Erstaunen an. Jeder gedachte in seinem Herzen: „Spricht nicht dieser Mensch eine Gotteslästerung aus? Wer hat ihn zu solchen Reden ermächtigt? Wer kann Sünden vergeben außer Gott?"

Jesus errieth ihre Gedanken und sprach, indem er sich mit ernster Miene zu den Auflauernden wendete: „Warum heget Ihr so arge Gedanken im Herzen? Ist es etwas Höheres, wenn ich sage: dir sind deine Sünden vergeben — oder wenn ich ihm zurufe: stehe auf und wandle? — Aber damit es Euch kund werde, daß des Menschensohn Gewalt habe, die Sünden zu vergeben, so gebiete ich dir, Kranker! stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim."

Schnell bewegten sich die starren Glieder; freudig sprang der lange Gelähmte vor ihren Augen empor, hob sein Lager kräftig auf die Schultern und wanderte, Gottes wunderbare Macht laut preisend, heim.

Mächtiges Erstaunen ergriff alle Anwesenden. „Welche seltsame Dinge haben wir gesehn!" riefen die Erschrockenen, und lobten die Wunderkraft Gottes unter den Menschen.

Kurz nach dieser Begebenheit wandelte Jesus am galiläischen See und sah dort zwei Zöllner, Levis, des Alphäus Sohn, und Matthäus, an ihrem Zollhause sitzen. „Folget mir nach!" rief

ihnen der Göttliche zu, der gute Herzen so unwiderstehlich an sich zu ziehen wußte; und sie verließen Alles und wurden seine Begleiter.

Levis bereitete hierauf zu Ehren seines neuen Meisters ein Gastmahl in seinem Hause, wobei unter den Gästen auch Zöllner und andere Menschen von zweideutigem Rufe erschienen und mit dem Herrn zu Tische saßen. Hierüber ließen die Schriftgelehrten und Pharisäer ihren Tadel gegen seine Jünger aus. „Warum, sprachen sie, esset und trinket Ihr und Euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?"

Aber Jesus anwortete ihnen selbst: „Die Starken und Gesunden bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Gerechten. Gehet hin, leget lieber Eure angenommene äußere Frömmigkeit ab, und nehmet Euch statt dessen Eurer irrenden Brüder an: — dann werdet Ihr besser verstehen lernen, was jenes große göttliche Wort in sich fasse: „Mir gefallen nicht Opfer, sondern Thaten der Barmherzigkeit."

Während dessen nahten ihm auch einige Jünger des, noch im Gefängniß schmachtenden, Johannes des Täufers, welche ebenfalls nach pharisäischer Art oft strenge Festtage zu halten pflegten. „Wie kommt es, murrten die Verwais'ten traurig: daß wir und die Jünger der Pharisäer so oft fasten, und deine Schüler nicht?"

„Wie könnet Ihr, versetzte der Herr: von den Hochzeitgästen verlangen, daß sie fasten oder trauern, so lange der Bräutigam noch unter ihnen ist? Laßt ihr Herz fröhlich sein, während sie den Bräutigam bei sich haben. Auch für sie wird eine Zeit kommen, in welcher er ihnen entrissen wird; dann werden die Trauernden fasten! Und überdieß würde es allzuhart sein, diesen armen, schlechterzogenen und des strengen Lebens nie gewohnten Menschen dergleichen Uebungen

aufzubürden. Das Alte mit seiner Schwachheit vermag nicht, das Neue in seiner Strenge zu ertragen. Wäre es nicht ungereimt und vergebens, wenn man ein altes löcherichtes Kleid mit neuen Tuchstücken, da sie ja doch nicht mehr daran haften können, besetzen wollte? — Oder würde man wohl neuen Most in alte Schläuche fassen dürfen, ohne daß der gährende Wein die schwachen Schläuche zersprengte, und dann Beides zu Grunde ginge? — Nein, es gehören vielmehr neue Schläuche zu neuem Wein, dann bleiben sie beide gut und unverdorben.

Zweites Bruchstück.

Auf seiner fortgesetzten Reise kam der Herr in eine Schule, wo sich ihm ein Mensch mit einer verdorrten Hand zeigte, dessen Unglück das Herz des großen Helfers zu rühren schien. Die Pharisäer aber lauerten mit ihrem Anhange schon wieder hinterlistig darauf, ob er wohl am heutigen Sabbath die Heilung dieses Menschen vornehmen und ihnen dadurch Anlaß zu neuem Tadel geben werde. Einige traten endlich aus der Volksmenge hervor, um die Frage an ihn zu richten: „Ist es auch wohl recht, am Sabbathe zu heilen?"

Jesus antwortete: „Wer von Euch würde nicht sein Schaf, wenn es am Sabbath in eine Grube stürzte, herausziehen und retten? Welch ein hoher Vorzug gebühret aber einem Menschen vor dem Thiere! Drum ist es auch am Sabbath recht, Menschen Gutes zu thun." — Damit wendete er sich zu dem Hülfesuchenden: „Tritt hervor! — Und Ihr Alle, antwortet auf meine Frage: Soll man am Sabbath Gutes oder Böses thun, — das Leben retten oder verderben? Welches von Beiden ist das Erlaubte?"

Alle schwiegen betroffen. — Da schaute der Herr zürnend im Kreise umher. Göttliche Trauer über die Verstocktheit so vieler Volksführer erfüllte sein Herz. „Strecke deine Hand aus!" rief er dann dem Gelähmten zu; und indem dieser die verdorrte Hand ausstreckte, war sie gesund wie die andre.

Allgemeine Bewunderung seiner Weisheit und Wunderkraft folgt dieser That. Aber seine Widersacher, die Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrten, wurden durch eine so offenbare Beschämung bis zur Wuth gegen ihn gereizt. Sie verließen sogleich die Schule und versammelten sich zu einer Unterredung mit Herodes Anhängern, worin man beschloß, den gefährlichen Lehrer bei der ersten günstigen Gelegenheit aus der Welt zu schaffen.

Doch der Herr wußte wohl, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Auf eine allgemeine Anhänglichkeit der jüdischen Nation hatte er nie gerechnet. Sie wäre ihm zwar sicherlich zu Theil geworden, wenn er den Irdischgesinnten auch irdische Zwecke vorgehalten, und z. B. bewaffnete Anhänger um sich her versammelt, und als Anführer hervortretend, der Nation Hoffnung gemacht hätte, sie durch öffentliche Empörung vom römischen Joche zu befreien. Aber sein Reich kannte keinen solchen Zweck. Es lag ja nicht im irdischen Raume! Nur im Geist und durch Geister sollte es sich still verbreiten; nur Seelen sollten dieses Reiches Unterthanen sein, damit es einst über die ganze Erde herrsche. Bis jetzt war indeß zur Ausbreitung seiner himmlischen Lehre noch viel zu wenig geschehen. Das neue Morgenlicht der Wahrheit schimmerte noch zu schwach in die Nacht des Aberglaubens und des Irrthumes herein; die Menschen mußten erst zu eignen lebendigen Thaten entflammt werden, ehe der Sohn Gottes die Erde verlassen konnte. Daher vermied er jetzt noch die Nähe seiner ärgsten Feinde, um sein Leben nicht vor der rechten Zeit zu opfern, und begab sich nach der zuletzt erzählten Wunderthat mit seinen Jüngern in eine einsame Gegend am galiläischen See. Doch auch dorthin folgte ihm eine große Volksmenge nach, aus Galiläa, Judäa, aus der Hauptstadt Jerusalem, aus Peräa, und selbst aus den Gegenden von Tyrus und Sidon. Nur Wenige waren es, die der Geist seiner Lehre anzog, sondern die Meisten suchten bloß seine Hülfe für allerlei Gebrechen und Krankheiten, und sie

fanden Alle Erhörung. Wenn die Wahnsinnigen, oder von unreinen Geistern Besessenen ihn erblickten, sanken sie vor ihm nieder und riefen: „Du bist Gottes Sohn!“ Er aber bedrohte sie und gebot ihnen nach der Heilung, seine Thaten zu verschweigen; denn er wollte seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort den Feinden nicht bekannt werden lassen. Er verschmähte auch stets Alles, was zum Aufruhr verleiten, oder doch nur Geräusch und allzugroßes Aufsehen verursachen konnte. — Auf diesen anspruchslosen und still fortwirkenden Sinn bezieht sich jene hohe Weissagung: „Sehet, das ist mein getreuer Diener, den ich erlesen habe; mein Geliebter, der meiner Seele wohlgefällt! Ihn will ich mit meinem Geist erfüllen und zum Richter über die Völker setzen. Er wird nicht Zank und Streit, noch öffentliches Geschrei lieben, und seine Stimme wird man nicht auf den Gassen hören. Das zerknickte Rohr der schwachen Herzen wird er nicht gar zerbrechen und das glimmende Docht des sinkenden Glaubens wird sein Friedenshauch nimmer verlöschen, bis er siegreich das Gericht eröffnet. Aber auf seinen Namen werden die Herzen der Völker hoffen.“

In jener Gegend ließ Jesus sich von seinen Jüngern ein kleines Schiff bereit halten, welches er bestieg, so oft ihn das Volk am Lande durch allzugroßen Andrang belästigte. Dort konnte dann auch die Menschenmenge ihn besser sehen und seine Lehren vernehmen.

Einst, nachdem er auf einem nahgelegenen Berge die Nacht im Gebete hingebracht hatte, rief er bei Tages Anbruch seine Jünger zu sich, um aus ihnen diejenigen zu erwählen, die man nachher die zwölf Apostel nannte. Sie, welche Jesus bis jetzt als die treusten Anhänger erfunden, wollte er nunmehr seines täglichen näheren Umganges würdigen: — ihnen wollte er die weitere Verbreitung seiner Lehre anvertrauen und daher eine höhere Bildung zum Verkündigen des Gottesreiches mittheilen. Sie wollte er an die ganze Menschheit aussenden; ja selbst die Wunderkraft, welche er über Krankheiten übte,

die die Menschen leiblich und geistig unfähig machten, sollten einst diesen Auserwählten zu Theil werden. Er selbst gab ihnen den Namen Apostel, Ausgesendete, und bestimmte dazu folgende Jünger:

Simon, vom Herrn selbst Petrus oder Kephas (Felsenmann) genannt, ein Sohn Jonas, aus dem Städtchen Bethsaida in Galiläa. — Er war ein Fischer gewesen, und kämpfte zwar immer noch mit einer gewissen Rauhigkeit der Sinnesart, besaß aber viel Scharfsinn und war der kräftigste, feurigste und festeste unter allen Jüngern. Seinem Meister zur Seite, kannte er keine Menschenfurcht und keine Grenzen seiner Liebe zu ihm; unter seinen Augen wagte er den erhabensten Gedankenflug, so wie die kühnste That: stand er hingegen allein da, so waren anfangs noch oft Zweifel, menschliche Schwachheiten und Uebereilungen sein, von ihm selbst beweintes, Loos. Leicht war er zum Zorn, aber eben so leicht zu demüthiger Selbsterkenntniß und Reue zu bewegen. In seiner kräftigen Brust schlug oft ein großes, bisweilen ein irrendes, doch stets ein edles Herz.

Andreas, der Bruder des Vorigen. — Ein ruhiger, anspruchsloser Mann.

Johannes, einer der Söhne des Fischers Zebedäus, ebenfalls aus Bethsaida. — Als ein noch zarter Jüngling folgte er dem Rufe des Herrn, und war dann sogleich ganz und auf ewig Sein. Dieser unschuldsvolle Jünger, welchen Jesus so innig liebte, daß er am Kreuze, kurz vor seinem letzten Athemzug, die theure Mutter seiner treuen Pflege anvertraute, war der sanfteste und liebendste unter den Aposteln. Nur in der Liebe zwischen dem Meister und ihm suchte sein reines, kindliches Gemüth den einzigen, aber den höchsten Stolz. Im Leben wollte seine stillglühende Liebe keinem Andern weichen, und selbst im Himmel wollte der Treue nur seinem geliebten Meister zur Seite sitzen.

Jacobus der ältere, Bruder des Vorigen. — Sein schneller und williger Glaube an den Herrn bewährte sich in schöner, treuer

Standhaftigkeit. Seine Sorge für des Meisters Ehre machte ihn zum strengen Eiferer. Auf Erden wollte er gern jede Schmach erdulden, aber im Reich der Seligen verlangte er einst hoher Ehren gewürdigt zu werden. — Diesen Jünger und seinen Bruder Johannes nannte der Herr die Söhne des Donners.

Bartholomäus oder Nathanael. — Ein gerader schlichter Mann, von alt-israelitischer Treuherzigkeit.

Philippus, aus Bethsaida. — Ein eifriger Wahrheitsforscher, der stets mit besonderer Begierde den Vorträgen des Herrn zuhörte, und oft durch eingestreute Zweifelsgründe sein redliches Ringen nach Selbstüberzeugung bewies.

Thomas, oder Didymus (der Zweifler). Ein fester, etwas halsstarriger, aber allerdings redlicher Sinn bezeichnet diesen Jünger, welcher erst nach des Meisters Tod durch dessen wunderbare Erscheinung die bisher von ihm gehegte allzuirdische Idee aufgab, und dann in tiefster Rührung seine Göttlichkeit erkannte.

Matthäus, der Zöllner. — Ein ausgezeichnet guter, rechtlicher Mann, der bei seiner unverkennbaren Demuth und Schlichtheit doch als scharfer, trefflicher Denker erscheint.

Jacobus der jüngere, des Alphäus und der Maria Sohn, ein Verwandter des Meisters. — Einer der Herrlichsten unter Allen. Hohe Kraft und reine Sittlichkeit, vereinigt mit der liebevollsten Duldung und Menschlichkeit, machten ihn zur schönen Ausnahme unter seinen jüdischen Zeitgenossen.

Simon der Eiferer, auch der Cananäer genannt; Bruder des Vorigen. Ein kühner, feuriger Mann.

Judas Lebbäus, oder Levis, auch Thaddäus, Bruder der beiden eben Genannten. — Sein heiterer Geist machte ihn vor Andern zum überzeugenden Lehrer des Evangeliums geschickt und tüchtig.

Judas Ischarioth. Sein Vater hieß Simon. Judas erscheinet im Verfolg der Begebenheiten als ein versteckter, argwöhnischer

und selbstsüchtiger Erdenmensch. Drum ward sein Dank Verrath, seine Reue Selbstmord.

Die mehrsten dieser Jünger lebten im ehelichen Stande, und Alle waren Galiläer. Außer ihnen hatte Jesus noch viele andere Jünger, von welchen er in der Folge einst siebzig auf einmal paarweise aussandte, um seine Lehre durch sie verkündigen zu lassen.

Unter seinen übrigen Anhängern und Schülerinnen sind die bekanntesten folgende:

Matthias, der sich oft in seiner Gesellschaft befand und in der Folge zum Apostel berufen ward.

Salome, die Mutter der Zebedäiden (Jacob des älteren und Johannes), welche die Lehren des Herrn mit Begierde aufnahm und ihn mit ihren Söhnen auf seinen Zügen begleitete und pflegte.

Kleophas oder Alphäus begleitete ihn ebenfalls öfters und hielt sich zu seinen Jüngern.

Johanna, die Witwe eines königlichen Amtspflegers, Namens Chuza, unterstützte die Gesellschaft aus ihrem Vermögen und war als Schülerin im Gefolge des Lehrers.

Susanna gehörte auch zu dieser Zahl, so wie mehrere männliche und weibliche Verwandte des Herrn, auch andre fremde Frauen, die ihm auf Reisen durch Lebensnothdurft und Pflege mehr oder weniger Hülfe leisteten, doch nicht so gewöhnlich und oft in seiner Begleitung waren, als die drei Marien, welche durch ihre ehrfurchtsvolle Liebe zu ihm am merkwürdigsten sind.

Maria von Nazareth, die Schwester von Jesu Mutter, Gattin des Kleophas und Mutter der drei Apostel, Jacobus des jüngeren, Simons und Judas Lebbäus. Sie war gewöhnlich bei der Gesellschaft, leistete ihr Dienste und liebte den Herrn auf das mütterlichste.

Maria von Bethanien, die Schwester der Martha und des Lazarus. Eine schuldlose, schöne Seele, die das Irdische nach dem

wahren Werthe in seiner Richtigkeit erkannte, und glaubensvoll nur in den himmlischen Gedanken ihres theuern Meisters zu leben wünschte.

Maria von Magdala, oder Maria Magdalena; die treueste aller Freundinnen. Des Göttlichen Wort hatte „den siebenfachen Geist der Unreinigkeit" von ihr hinweggebannt. Das Anschau'n des lebendigen Bildes der höchsten Seelenreinheit hatte die Liebende wohl oft vom Falle gerettet, und der Geretteten, Veredelten ward endlich die Achtung des Retters zu Theil. In seinem verklärten Blicke ging ihrer tiefbewundernden Seele bald der Stern jener höheren Liebe auf, welche sich nicht auf Erden heimisch fühlt. Unter vielen heißen Zähren gewann das reuige Weib neuen, vorher nie gekannten Trost und den Frieden des Himmels; ihre Gedanken machten sich frei vom irdischen Verlangen und zerflossen in Anbetung; aber das unendliche Sehnen nach jener Wiedervereinigung mit dem himmlischen Freunde, deren ihre Seele gewiß war, zog auf ewig in das veredelte Herz.

Nachdem jene wichtige Wahl der Apostel vollbracht war, stieg Jesus mit den gewählten Zwölfen vom Berge hernieder, und begab sich auf eine Stelle des Feldes, wo seine übrigen Jünger und eine große Menge aus der Nähe und Ferne versammelt waren, um ihn zu hören und für ihre Kranken und Gebrechlichen Hülfe zu holen. Man pries sich schon glücklich, ihn nur anrühren zu können, da der Glaube selbst diese körperliche Annäherung wunderthätig heilsam wirken ließ.

Jesus überschaute mit gerührten Blicken seine geliebten Jünger und wiederholte dann vor der gegenwärtigen Versammlung den Hauptinhalt seiner Bergpredigt. Aus diesem zweiten Vortrage sind folgende Zusätze und nähere Bestimmungen aufgezeichnet worden:

„Wehe Euch, Ihr Reichen, die Ihr nur zeitliches Glück suchet,

und jedes, nicht aufs Irdische gerichtete Streben für thöricht haltet! Ihr habt hier Alles genossen und dort nichts zu erwarten.

Wehe Euch, die Ihr hienieden nur stets in Fülle leben und fröhlich sein wollt, — einst werdet Ihr darben und weinen.

Freuet Euch nicht, Ihr Lehrer, wenn Euch die große Menge Lob und Ruhm zutheilet; denn ihre Väter verschwendeten einst gleichen Beifall an schmeichlerische falsche Propheten.

Wollt Ihr nur empfangene Liebe erwiedern und bloß aus Eigennutz oder Vorsicht wohlthätig und menschlich sein, so erwerbt Ihr dadurch kein Verdienst. Den Wohlthätern wohlzuthun, oder denen zu leihen, von welchen man zu nehmen hofft, oder die Liebenden wieder zu lieben — das sind nur gewöhnliche verdienstlose Handlungen, deren ja auch die Lasterhaften sich fähig zeigen. Wollt Ihr aber himmlischen Lohn erwerben und Kinder des Allerhöchsten sein, so müßt Ihr Euch, gleich ihm, auch gegen Undankbare und Boshafte gütig erzeigen, Eure wirklichen Gegner als Verirrte dennoch mit allgemeiner Menschenliebe umfassen, und selbst solchen Gutes thun, von welchen Ihr weder Vergeltung, noch Wiedererstattung, — ja vielleicht nicht einmal Dank, hoffen dürfet.

Verzeihet nur unermüdlich, seid nachsichtsvoll gegen menschliche Schwächen und Fehler, dann wird Euch gleiche Nachsicht zu gute kommen. Gebt willig, so lang Ihr könnt und theilet in reichlicher Fülle aus; dann wird auch in Euern Schooß einst ein volles und überfließendes Maaß geschüttet werden! Aber es frommet Euch nichts, meine Freunde, daß Ihr mich „Herr" nennet und für den Gottgesandten haltet, wenn Ihr meine Vorschriften nicht befolgt."

Als die Rede geendigt war, zog Jesus mit seiner Begleitung nach Capernaum. Beim Eingang in die Stadt kamen ihm die Aeltesten der dortigen Gemeinde entgegen. Sie waren von einem in der

Stadt befehlenden römischen Hauptmanne gesendet, um in dessen Namen die Heilung eines Dieners, der ihm sehr werth war und todtkrank lag, von dem Herrn zu erflehen. Sie baten ihn sehr dringend und sprachen: „Dieser Hauptmann, obgleich ein Römer, verdient es wohl, daß du ihm seine Bitte gewährest, denn er liebt unser Volk und hat uns die Schule erbaut."

Jesus war sogleich willig dazu und ging mit ihnen. Nicht weit vom Hause des Hauptmanns aber erschien dieser selbst mit einigen seiner Freunde und sprach: „Herr, mein Diener liegt gichtkrank zu Hause und leidet große Schmerzen."

„Ich will jetzt kommen, antwortete Jesus, und ihn gesund machen."

. . . .

*

Schlußanm. des Herausgebers.

So schließet, fast ominös, Wagner's Handschrift. Wahrscheinlich waren es die letzten Worte, die er für den Druck niederschrieb. — Vielleicht vernahm er, die Feder aus der schweren müden Hand legend, schon in der ahnenden Seele den himmlischen Ruf: „Amen. Es geschehe also!" — denn auch ihm nahete der Retter!

VI.

E. Wagner's Briefe

an

den Freiherrn von Truchseß

zu

Bettenburg.

Schon bald nach des Freundes Hinscheiden entstand bei mir der Wunsch und Vorsatz, ihm früher oder später ein kleines literarisches Denkmal zu setzen, wobei ich denn so gern auch Manches von jenen herzlichen Ergießungen aufgenommen hätte, die seine Briefe, namentlich die an seinen Truchseß, so anziehend machen; aber leider schien gerade dieser Wunsch allzusehr verpönt, durch eine Stelle aus dem „Fibelschützen," worin sich der Geschiedene heftig gegen die Bekanntmachung vertrauter Briefe erklärt. Zwar kannte ich den Freund zu gut, um nicht zu wissen, daß er eigentlich nur das indiskrete Promulgiren solcher Stellen verdamme, die man oft leichthin und ohne strenge Sichtung der Worte und Gedanken einem eiligen Blättchen mitgiebt, die aber, genau genommen, vor fremden Augen mancherlei Mißdeutung und oft sogar Mißfallen erregen können*), (wie denn dergleichen plumpe Schonungslosigkeit der Personen und Verhältnisse leider jetzt häufig genug bei solchen, dem Druck übergebenen Briefen Verstorbener, ja sogar Lebender! aufzuzeigen sein möchte.) Daß hingegen dann, wenn ein Freund in des Freundes Seele sorgfältig scheidet, was für das größere Publikum nicht gehört,

*) Der freimüthige Schriftsteller kann oft nicht die böswillige Mißdeutung, — will oft nicht das egoistische Mißfallen seiner Leser vermeiden; der vertraute Briefsteller hingegen hat Beweggründe jener und diesem auszuweichen, und gar manche derselben bleiben bindend für den spätern Herausgeber solcher Briefe.

und nichts aufnimmt, was nicht eben sowohl den Briefsteller als den Empfänger ehrt, wenigstens Niemand beleidigt, und zugleich neues Licht über das Eigenthümliche des Verstorbenen verbreitet; — daß dann selbst der strenge „Fibelschütz" solche öffentliche Mittheilung gutheißen würde und müßte, daran glaubte ich keinen Augenblick zweifeln zu dürfen. Und dennoch stand mir immer der klare Buchstabe jenes Verbotes drohend entgegen, bis ich endlich meinen Freund Truchseß selbst um seinen entscheidenden Ausspruch bat. Er sendete mir hierauf (am Schlusse d. J. 1824) eine höchstwillkommne Gabe und folgende Antwort:

„Es wird leider wohl dabei bleiben müssen, daß wir die unvollendet gebliebenen Werke W's. in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem Publikum nicht hingeben dürfen, so sehr es dabei verliert. Was aber die Briefe betrifft, so gestehe ich Ihnen, mein Freund, daß ich mich, trotz des erwähnten Artikels im ABC, sehr zum Glauben hinneige: es sei mit Auswahl Vieles zu benutzen, und den zahlreichen Freunden des Dichters nicht vorzuenthalten. Denn gerade in solchen Briefen spricht sich der Mensch am meisten aus, statt daß man in den Büchern mehr nur den Schriftsteller erblickt. Wir wissen Beide recht gut, was W. an der Bekanntmachung vertrauter Briefe zuwider war, und uns selbst zuwider ist; und denke ich mir, daß jetzt von uns an ihn die Frage erginge: „dürfen wir, deine Vertrauten, nach unsrer besten Einsicht die Auswahl treffen, und das Mittheilbare mittheilen?" so will es mich bedünken, als sähe ich ihn freundlich bejahend herabnicken. Mit einem Worte, ich getraue es mir zu verantworten! Und zum Beweise sende ich Ihnen hier meine ganze kleine Sammlung Wagner'scher Briefe zu freiem, — das heißt bei Ihnen gewiß, zu diskretem Gebrauch. Wollten Sie mir nach der Anordnung das Manuskript vor dem Druck mittheilen, so wären Sie dann um so gewisser, daß ich mit derselben einverstanden sei 2c."

Leider war das letztere nicht mehr möglich! Schon als meine ersten „Briefe über den Dichter E. Wagner" in der Zeit. f. d. eleg. Welt erschienen, befand sich der edle Truchseß — mit starken Schritten auch seiner Vollendung entgegengehend — in so trauriger Abspannung aller Kräfte, daß an eine solche Mittheilung nicht mehr zu denken war. Der bald nachher erfolgte Tod des Unvergeßlichen überhebt mich übrigens der Rücksicht, manche Stelle zu unterdrücken, die dem Bescheidnen allzulobend und über die Gebühr erhebend geschienen haben möchte. So bauet sich denn neben Ernst Wagner's kleinem Denkmal — von schwacher, aber treuer Freundeshand gesetzt — auch Deines auf, Du geliebter herrlicher Mann! Und auf Dein Wort hin sei es gewagt, die heiligen Gefühle zu enthüllen, welche einst zwei edle, nun zerfallende, Herzen selig bewegten!

1.

M., den 8. März 1808.

Hier, treffliche, redliche deutsche Seele, hier kommt der erste Band meiner Reisen, wozu ich heute nur zwei Zeilen lege, da ich — ach, über 100 Versendungen (postfrei und gratis) hinaus in das wüste Land der Zeit zu machen habe.

Nehmen Sie, Allerbester (o mit welcher Innigkeit schreib' ich dieß Wort nieder!) nehmen Sie mich freundlich, und mit Nachsicht gegen alle meine Schwächen und Verzeihlichkeiten auf! Besonders wünschte ich Ihnen den S. 405 befindlichen Kunstschulplan vorlesen zu können. Scheint er Ihnen übrigens unausführbar, so lesen Sie ihn noch einmal — und ich wette, die Zweifel verlieren sich.

Zu tausendmalen mein Lebewohl! Ihr bis zum Grabe treuer

E. W.

2.

Den 6. Mai 1808.

Nun denn, bester geliebter Mann! Wollen Sie uns auf ein Paar Tage haben, so kommen wir! Und setzen Sie wo möglich den

Tag unsrer Kunst noch vor dem 15. d. M. an; denn die Natur eilt in brünstiger Kraft hervor, und der Mensch muß eilen, den Menschen in der Mitte ihrer Frühlingsdüfte ans warme Herz zu schließen. Meine gute edle Herzogin grüßt Sie recht warm. Sie ist ehegestern abgereis't und hat ihrem schönen Sohn kein schöneres Frühlingsfest wünschen können, als — Bettenburg.

Plage werden Sie ja freilich viel von uns haben — d. h. freilich nur von mir; aber — verzeihen Sie: ich kann es dennoch nicht lassen — ich muß Sie in B. sehen!

Meinen Schimmel will ich zu Hause lassen. Gewiß leiht mir Ihr Pachter einen kleinen, alten schwer=, oder doch langmüthigen, ziemlich sichern Gaul (ein Mühlesel wäre noch besser, denn der scheut niemals), mit einem Sattel, an dem ein tüchtiger Aufhängeriemen zum Dranhalten befestigt ist — auf dem ich einmal in Ihrer ganzen Anlage herumzuckele, und der mich außerdem, je des Abends und Morgens, auf den höchsten Punkt der Bettenburg (gewiß giebt es einen, wo man einsam sitzen und isolirte Aussicht haben kann), zu tragen vermag. Denn ich möchte dort auch einige Landschaften, vielleicht einen Sonnenaufgang, noch vor meinem sogenannten Ende zeichnen, da ein solches Bild noch nicht von mir existirt.

Tausend Dank für Ihre theuern Zeilen; auch für die freundliche Besorgung . . . . ꝛc.

Studnitzen, der mich Ostern besucht hat, will ich zwar zu unsrer Reise melden, glaube aber nicht, daß er vor Pfingsten Urlaub nimmt. Sollte er ja in B. erscheinen, wie er neulich so gar sehnlich wünschte, so lassen Sie auch ihn willkommen sein. Er verdient es gewiß! Daß ich meinen kleinen Anton mitbringe, mögen Sie gütig verzeihen! Der Prinz liebt ihn, und die gute Mutter wünschte es deßwegen ohne mein Zuthun. Auch mir ist übrigens nothwendig, daß jemand in meiner Kammer schlafe, wozu der Kleine gut ist.

Nun, englischer Mensch, zürnen Sie nicht über all' die Entschuldigungen im Voraus! Nehmen Sie gern auf Ihren ewigtreuen

W.

3.

Den 24. Mai 1808.

Mein verehrtester Freund! Diesen Brief bringt Ihnen der Kammerreferendar Georg Kessler aus Berlin, ein treuer reiner Mensch, den ich liebe. Er hat, als ich ihm Bettenburg schilderte, recht darnach geschmachtet, Ihre Hand einmal zu fassen, indem er durch Ihre Gegend nach der Schweiz reis't.

Unsre Heimreise war gerade so glücklich und ohne Anstoß, als die Hinreise. Leider konnten wir von Ihrer gütigen Empfehlung an H. B. keinen Gebrauch machen, da wir gerade zur Kirchenzeit durch Mellrichstadt kamen. Unsre Herzen waren viel zu voll von Ihrem eignen Bilde, ewig verehrter Mann, als daß das Verfehlen dieser neuen Bekanntschaft tiefern Eindruck, als den eines flüchtigen Bedauerns, hätte machen können. O tausend Dank für Ihre Liebe, — für die Geduld, mit der Sie mich ertrugen — für all' die seligen Augenblicke, die mir an Ihrer Hand, an Ihrem Herzen zu Theil wurden — für die Freundlichkeit, mit der Sie uns Ihr schönes Leben beschauen und mitgenießen ließen; mit der Sie uns die Vorhänge Ihrer köstlichen Natur und jenes idealischen Landlebens aufrollten, das mir ewig unvergeßlich bleibt! — Ja, ich bin nunmehr zufrieden! Ihr Bild, Ihr Ganzes, Geliebter, lebt nun vollständig und in allen seinen häuslichen und thätigen schönen Bewegungen lebendig und frisch in meiner Seele. Und so soll es leben, bis mich die Zeit verändert zur wiederaufflatternden Psyche einer heiligern Welt. Vergessen Sie meiner ewig nicht!

Für Ihr Minnesänger-Denkmal habe ich wohl zehn verschiedene Inschriften entworfen: aber die beste bleibt mir immer die:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der ist ein Narr sein Leben lang.
Dr. M. Luther.“

Ueber dem Selbstdichten fand ich, daß so Etwas gar nicht jetzt erst gedichtet werden dürfe, sondern einzig aus dem schon Vorhandenen jener abgeblühten Zeit zu wählen sei, deren Mitgenoß und geistiger Hebel der brave Doktor Martin selber war. Wie schön ist nicht der Gedanke — wie passend sind nicht gerade die berühmten Worte für jene Stelle! Dixi.

Ewig Ihr treuer dankbarer

E. W.

4.*)

Den 12. Aug. 1808.

Traurig, mein Allerbester, recht traurig war es für mich, daß Ihr edler Herr Bruder, der mir vor einer Stunde Ihre theuern Zeilen sandte, auch in derselben Stunde wieder abgereis't ist; da ich so gern aus dem lebendigen Brudermunde die Nachricht von des Bruders Wohl und Frohsinn vernommen hätte. Nun muß mich die Post entschädigen.

Die bewußte Angelegenheit wird jetzt in mehreren Städten mit Eifer betrieben; freilich geht Alles sehr langsam — doch, wenn es nur geht und wenn der unselige Krieg nur nicht abermals die verheerende Fackel dazwischen wirft! Indeß kümmre ich mich bis jetzt nicht darum, sondern singe mit Schiller:

„In des Herzens heiligstille Räume
Mußt du fliehen vor der Erde Drang.
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

---

*) Einige Briefe dieses Zeitraumes mußten — so wie auch in der Folge noch manche — zurückgelegt werden. Anm. des Herausg.

Wie freut es mich, daß Sie meine Maler wiedergelesen haben, trefflicher Freund, und daß Sie so gut von ihnen denken; — besser, als die armen Teufel verdienen!

Die schöne, ja unstreitig die schönste Reise, die ich je gemacht, nämlich die zu Ihnen, und deren glückliches Ende, hat zwei andre, nach Liebenstein und Gotha nach sich gezogen, von welchen ich vor Kurzem zurückgekommen bin. Ich sah dort manche große, vornehme, liebe, gelehrte, auch manche seltsame, Menschen. Ihnen bekannt unter den lieben sind: Thümmel, Fernow, die gute Herzogin von Hildburghausen (die mit mir von Ihnen sprach, aber wie?) Lindenau, der Astronom vom Seeberge ꝛc. Weniger möchten Sie viele liebe Weimaraner und Weimaranerinnen kennen. Oft, oft ward des Bettenburgers gedacht, der stets so schön und frisch vor meiner Seele lebt. O kommen Sie doch bald — und wenigstens vor dem Winter hierher! Meine Seele dürstet nach Ihrem Anschaun. Ihre Liebe thut mir fast unter allen Menschen am wohlsten.

Mein Kunstschulplan hat mich in eine fürchterliche Korrespondenz gezogen, die doch meistens undankbar, aber nicht zu vermeiden ist. Goethe — wenn er gleich erklärt haben soll, er habe lange nichts Besseres gelesen, als mein neustes Büchlein — gehört doch auch unter die Zweifler und Achselzucker und wünscht, ich hätte es nicht gethan.

Adieu zu tausendmalen, Trefflicher!

5.

Den 23. Jun. 1809.

. . . . So folgt denn hierbei der zweite, und wahrscheinlich letzte Band meiner Reisen, die ich gestern aus der Messe erhalten habe. An „Ferdinand Miller" wird in Tübingen bereits gedruckt.

Schöne herrliche Tage müssen Sie auf Ihrer Burg verlebt haben, bei dieser Vegetation ohne Gleichen — jetzt freilich auch kalte! Aber ist denn nicht jetzt auch die ganze Welt erkaltet?

Werner war bei mir! Ein würdiger lieber Mensch, der mir in einigen Stunden sehr viel geworden ist. Er wollte über Bettenburg, Würzburg, Tübingen nach der Schweiz zur Fr. v. St., entschloß sich aber hier, wegen der Kriegsunruhen über Frankfurt zu reisen. Sein warmer Gruß ist Alles, was ich Ihnen zu bringen habe . . . ꝛc.

6.

Den 13. Jul. 1809.

Alles, was mich betrifft, ehrenfestester aller Freunde, das mögen Ihnen die süßen, geweihten Lippen eines liebenswürdigen Mädchens zulispeln, das Ihnen dieß Briefchen giebt, und durch die Liebe zu mir Ihrem Herzen mein Andenken werther machen wird, als es so arme Zeilen vermögen. Nur so viel: ich bin heute dato um 10 prC. netto gesunder, als bisher — und falls ich damit noch 9 ähnliche Portionen Gesundheit gewinnen kann, — vollkommen hergestellt! Das verdanke ich, mit dem guten Gott, unsrem vortrefflichen König. Er ist mein Retter, wenn ich auch sterben muß: darauf schwöre ich! Denn er hat das richtige Mittel, was die Erde für mich besitzt, gefunden, erkannt und dargebracht. Ist es aber zu spät (was freilich noch wahrscheinlich bleibt), so ist das nicht seine Schuld. Ihm, dessen Werth ich überhaupt immer mehr würdigen lerne, wollt' ich mein Leben tausendmal lieber verdanken, als all' den großen *—n und Konsorten. Uebrigens vertraue ich Gott wie bisher, und bin eben deßhalb nicht heitrer als sonst — d. h. recht heiter! — und dankbar blicke ich täglich zum Unaussprechlichen empor, und hüte mich vor größeren und unbescheidenern Hoffnungen, als mir mein gelenksamer werdender Körper täglich selbst aufnöthigt.

Daß Sie mit dem Dichter Werner endlich auf jenes Urtheil, was Ihr l. Brief enthält, kommen müßten, wußte ich längst; Sie wollten mir es nur nicht glauben. — Aber den Menschen Werner hätten Sie ans Herz drücken sollen, so fest, so gerührt, als er und ich uns drückten! Sein Geist ist überaus herrlich; aber seine Wege sind und bleiben nicht meine Wege.

Mit heutiger Post erwarte ich den fertig gedruckten „Ferdinand Miller" von Cotta. Wäre nur das schwache Büchlein mächtig genug, unsern deutschen Afterpatrioten mit ihrem ewigen Nationalgeschrei das Maul zu stopfen! Uebrigens habe ich für dießmal Ihren Rath befolgt und 300 Thlr. (für etwa 14 Druckbogen) verlangt. Aber es ist doch wohl nicht ganz recht? — —

Nun darf ich Sie, Allerbester, durch Lesen nicht länger abhalten vom — Küssen! Aber mein Geist soll sich, Ihr Guten, in Eure Küsse küssend mischen und wie Bienengeflüster zwischen vier geliebten Lippen sanftglühend mitflüstern.

Ewig Ihr Getreuer.

Anmerkung des Herausgebers.

Das hier gepriesene, von den Aerzten gebilligte Mittel (Phosphorsäure), zeigte sich in der That einige Monate hindurch bewundernswürdig wirksam. Auf eine rührende Weise drückt sich des Kranken auflebende Hoffnung in folgendem Briefe an die Frau von Könitz aus; — eine edle Freundin des Dichters, und nach seinem Tode die Wohlthäterin, ja die Mutter seiner trauten Tochter Luise.

7.

Den 9. Aug. 1809.

Ihre Excellenz in diesen festlichen Tagen*) mit einer ähnlichen Bitte beschweren zu können, wie im vorigen Jahre — das glaubte ich noch im verflossenen März kaum! Gott, und durch ihn ein Guter, Trefflicher, den wir Beide kennen, haben indessen meine Hoffnungen sogar beträchtlich auf die Zukunft erweitert; und so kommt es, beste verehrteste gnädige Frau, daß ich Sie jetzt um gütige Ueberreichung anliegender Herzensergießungen an meine hochverehrte Herzogin und an die liebenswürdige Prinzessin Adelheid bitten kann. Auch meine Unmündigen bringen, mit derselben Bitte, hier ihre kleine Gabe dar.

Meinem geliebten Lebensretter den innigstdankbaren Gruß! Möchte er in meine Seele schauen können!

Die neulich eintretende Hitze, die mich 3—4 Tage fürchten ließ, alle gute Wirkung der Arznei werde durch ihre afrikanische Ermattung wieder verloren sein, hat gar nichts geschadet, sondern in den ersten kühlen Tagen fand ich mit Wonne, daß die vorige Erleichterung geblieben, ja, still fortgeschritten war, und so schreitet sie bis diesen Augenblick fort. Am vorigen Sonntag bin ich zum ersten Male wieder zu Heims geritten (dort ist für mich die beste Treppe unter allen der mir befreundeten Häuser). Alles ging vortrefflich, und viel besser, als es dort zum letzten Male vor 5 Monaten gegangen war. Ich machte verschiedene auffallende Kunststücke, und als ich endlich frei in die Mitte des Saales trat, meinen Stock weggab, und unter Aufsicht der Umstehenden mit der linken und rechten Hand mich zur Erde bückte, und allein wieder emporrichtete, da erscholl ein rührendes und glaubensvolles Bravo. Die brave Haus-

---

*) Die Geburts=Festtage der Herzogin und der Pinzessin Adelheid (nachmaligen Herzogin von Clarence). Die fürstliche Familie machte damals ihren Sommeraufenthalt zu Altenstein, wohin Wagner diesen Brief schrieb.

mutter fiel mir mit hellüberquellenden Augen um den Hals, und es that mir innig, innig wohl, so frei dastehend zum erstenmal wieder eine Dame in die Arme zu schließen; und Eine, die es stets so treu mit mir gemeint hatte und die noch dazu bei ihrer Schwere auch nicht sehr fest auf den Füßen steht. Kurz, ich fühle mich bis jetzt in jenem Augenblick doch am kräftigsten! Nur magerer macht mich die Kur; — vielleicht gut!

Aber Verzeihung, gnädige Frau, daß ich so viel von mir rede! Nur die einzige Bitte noch, mich ewig nennen zu dürfen 2c.

* *
*

8.

Den 16. Apr. 1810.

Innigsten Dank für den lieben Gruß durch des edlen Könitz Freundes-Mund! Er befahl mir an, Ihnen auch zu diesem Briefe, den ich schon lange habe schreiben wollen, seinen Logogriph zu legen, den, so schön er auch gedichtet ist, ich doch niemanden als Ihnen zu zeigen vermag, da ich der darin wehenden Güte bei weitem nicht werth bin.

Ich setze auch noch ein Distichon darunter, das mir einst mein guter Studnitz sandte, als ich mich, noch in Roßdorf, zur Schriftstellerei entschloß, wobei er mir aber dennoch davon abrieth, „weil ich Hausvater sei.“ Die Umstände wendeten sich aber bald darauf zu meinem Glücke, als Herzog Georg ganz unerwartet sein Auge auf mich richtete.

Mein Geist ist heiter und in meinem Leben beginnt es Licht zu werden. Am 2. Februar, meinem Geburtstage, entbot mir die edle Herzogin durch unsern M., recht mit der Morgensonne, einen unaussprechlich holden Gruß, vermöge dessen sie, wann ich dahin bin, meine zwei Jungen auf der Malerakademie zu Dresden frei studiren lassen will! — Muß das nicht (besonders da die Knaben täglich

braver werden), erquickendes Licht in die letzten Abendstunden meines sinkenden Lebens hereinstrahlen? Ach, wenn ich bald in jenen Gefilden meinem guten Herrn nahe, und ihm Geistergrüße darbringe von der holden Gattin (die mir — o des seltenen Beispiels! — mehr hielt, als der Edle mir versprach), Geistergrüße von der Bettenburger treuen Seelen und vom treuen Siemauer Paare — von diesem freundlichen Kleeblatt, aus dessen Herz meine fürstliche Wohlthäterin wie die Blume (für mich mitten im Januar) aufblühte, Segen blühend für meine Verwaisten — Liebesgrüße von seinen herrlichen Kindern, diesen rein und redlich Erzogenen, die dem armen Dichter so freundlich waren wie die Mutter — — ach wie selig werd' ich sein, mein theurer Freund!

Ja, der Erdensorgen sind mir weniger geworden! Gott hat meine Eltern und Voreltern ehrlich und redlich dahinfahren lassen; Er, an den ich ewig fest glaube, wird auch für meine Gattin sorgen und für den ehrlichen Namen meiner drei geliebten Kinder! Sehe ich doch den meinigen durch seine Gnade jetzt beinahe gesichert! —

Cotta kommt zur Jubilate-Messe durch. Ich stelle mir vor, daß Sie, Bester, hier mit ihm Geschäfte machen wollen und kann Ihnen mit Ihrem Kirschwerke nicht genug Eile empfehlen. Ich rede das nicht bloß aus Eigennutz und um Sie hier ans Herz zu drücken, sondern aus dem immer lebendiger werdenden Grundsatz: „daß die Guten auf Erden eilen sollen, da die Bösen auch eilen.“ (S. Jean Pauls Dämmerungen.) Cotta ist übrigens ein Ehrenmann, den ich Ihnen mit Ueberzeugung empfehle. Ich habe ihm mein endlich, und wie Studnitz meint, glücklich vollendetes ABC gesandt, woran bereits gedruckt wird. Er bittet mich, ich soll nur dafür fodern, was ich will, und hierüber sogleich disponiren, wie ich will. Welcher Verleger in Deutschland hätte das gethan?

Mein Gott, welch ein herrlicher, reiner, heiliger Mensch ist Richter in seinen Dämmerungen! Ich muß ihm in einem besondern

Briefe dafür danken; und ich wollte, alle Welt dankte ihm dafür mit lauter Stimme.

An meiner Isidora geht es. Aber ich besorge nur, es wird ein erster Band bleiben, und also auch aus dem ersten nicht viel werden.

Das ABC soll sogleich nach Bettenburg, wenn es erscheint. Haben Sie Ferdinand Miller erhalten?

Nun, Fürst der Bettenburg, König der Blüthen, Kaiser der Kirschen, Hauptmann der Männer, Herzog aller deutschen Herzen — lebe wohl, wohl, wohl! Ewig und unveränderlich Ihr treuer und dankbarer

E. W.

9.

Den 30. Sept. 1810.

Hier naht Ihr Wagner mit seinem abermaligen kleinen Meßgeschenk. Möchte es nach Ihrer Reise (auf welcher ich oft bei Ihnen war), mit Ihren Augen so gut gehen, daß Sie mein Büchlein selber lesen könnten. Wie viel besser führen dann wir Beide dabei!

Mein „Jesus von Nazareth" rückt stark vorwärts, und der alte ehrwürdige Pabst Griesbach in Jena, der das Manuskript durchsieht, ermuntert mich, daran zu sein. Möcht' ich ihn beendigen dürfen! Ich hoffe es jetzt wirklich, da ich mich so wohl befinde, als im Frühling. Mit der Isidora geht es desto langsamer.

Vor etlichen Tagen war der göttliche Dichter Ludwig Tieck mit Weib und Kind einige Stunden lang bei mir. Da habe ich viel, viel gelernt von diesem ungemein liebenswürdigen Menschen. Nun ist Er selber mir noch tausendmal werther, als seine besten Schriften.

Der Alte, d. h. der Ihrige

E. W.

10.

Den 29. Jan. 1811.

Allerbester!

Anton findet heute Nachmittags bei der Ausarbeitung meines geliebten Bildes *) so viel Unglück an Striemen und Nähten in seinem Pergament, daß er auch morgen viel daran herzustellen hat, ehe die letzte Sitzung mit Nutzen stattfinden kann. (Ich betrachte diese Nähte immer mit doppeltem Jammer, weil erstlich der arme Teufel stundenlang sie mit Bimsstein rauh kratzen muß, und dann, weil sie — Narben sind, welche die Grausamkeit der Menschen dokumentiren. Jene Striemen können nämlich leider nichts anders sein, als die Spuren der jämmerlichen Hiebe und Prügel, die der arme Esel, auf dessen Haut nun der Künstler malen soll, einst empfing, als er seinen geplagten Leib mit Zubehör über die Erde schleppen mußte.)

Da soll denn der Kleine Sie, gütiger Freund, morgen früh nicht beschweren, und da wir Ihnen auf solche Weise den größten Theil des Vormittags frei machen, so hoffe ich auf einen desto schöneren Erbtheil vom reichen Nachmittage.

Ihr gestriges Sinngedicht auf Werner hat mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich es in einigen Distichen wiederzugeben versucht habe. Hier ist es:

Plus ultra!

„Mit Hyacinthen, Karfunkeln versucht' einst Werner, der Dichter,
Mystische Kräfte zu leihn Luthers gewaltiger Kraft.
Drauf im Attila bracht' er fünf Sakrament' auf's Theater;
Aber dafür geht er jetzt auch in der Reue zu weit:
Ihm genügt nicht der Kuß auf heiligen Pfaffen-Pantoffel, —
Unter ihn kriechet er gar! Siebenfach will er den Gott."

---

*) Truchseß war in Meiningen zum Besuche und hatte dem kleinen Maler auf des Vaters Bitte bereitwillig gesessen. — Das trefflich gelungene Bild hat sich nachher in vielen Kopien verbreitet. Anm. des Herausg.

Gute Nacht, göttliche Seele! Morpheus gieße ein heiliges Füllhorn voll alter schöner Heldenbilder und rosiger Phantasien über das schlummernde Antlitz, das ich liebe!

11.

Den 3. Febr. 1811.

Beste Seele! Wohl vernahm ich Ihren schönen lauten Abschiedsgruß; aber als der Lahme das Fenster erreichte, waren die flüchtigen Rosse schon weit — weit! Ich bin lange nicht so entsetzlich allein gewesen, als in jenen Augenblicken.

Nun Dank für alle Liebe, die ich noch nie in so schöner Fülle genoß, wie dießmal. Denn Ihr Herz, o reiner anmuthiger Mensch! ist mir reicher erschienen, als je. Hatte die Reise vielleicht noch mehr, sonst nur blaß schimmernde, Aurorawölkchen in diesem schönen Himmelsraum angezündet — o so sei sie mir doppelt gesegnet! — Dank auch, innigen Dank, für Ihre Liebe zu meinem Anton! Ach, seine Thränen träufelten noch lange! Diese Liebe wird, muß ihn besser, frömmer machen; und jeder seiner kleinen Gedanken ist entflammt vom Namen Truchseß. Nur so (denn, Bester, Sie thaten mit Ihrem Geschenk zu ungeheuer viel, wie ich erst nachher erfuhr) — aber nur so sprach auch dieses nicht seinen erwachenden Künstlerstolz, sondern nur seine dankbare Liebe an, und gab ihm die erbaulichsten Vorsätze.

Die gute Herzogin hat die Zeichnung, nicht das Pastellbild, gewählt, und revangirt sich noch obendrein dafür mit einem neuen schönen Farbenkasten. Denken Sie sich nun hiebei Antons Gedanken an Sie, und verschmähen Sie seinen Herzensgruß nicht. Morgen geht das Bild mit der Post nach Stuttgart. Ich habe es nicht ganz gern einpacken sehen, wiewohl ich den Maler und eine Kopie im Hause behalte; aber Wangenheim und Ihre dortigen Freunde sind mir doch gar so werth durch Sie geworden; sie mußten es be-

kommen, und ein herzliches Schreiben obendrein! *) Ich habe auch den versifizirten scherzend=strengen Kraftgedanken mitgesandt; doch, versteht sich, nicht darüber disponirt, da ich um Alles nicht daran Schuld sein möchte, daß mir irgend ein Papistendichter meinen hohen protestantischen Ritter etwa anzuzapfen wagte . . . . 2c.

12.

Wann Ew. Excellenz diesen Zeilen den ersten Blick werden geschenkt haben, so bitte ich, weder nach der Unterschrift zu sehen, noch weiter zu lesen, sondern vor allen Dingen das kleine, hier beifolgende, Gemälde auspacken zu lassen und dessen lebendes Original gütig zu errathen. —

Nun also, mein Verehrtester!

Er war drei ganze liebe Wochen lang hier, — täglich bei mir — und mein, und will es ewig bleiben! Ehegestern, als er fortging, habe ich ihm bitterlich nachweinen müssen.

Ich habe zwei liebe, zu Malern bestimmte Jungen. Der Eine, ein 12jähriger Portraitmaler, hatte das Glück, daß unser herrlicher Truchseß ihm saß; Anfangs zu einer Kreidezeichnung, die unsre Herzogin behalten hat; dann noch zu diesem Pastellstückchen. Ich wollte dieß an Cotta schicken und ihn bitten, einen kleinen Steinabdruck (denn in Stein muß eigentlich das Konterfei dieses romantischen altritterlichen Grenzsteines gegraben werden!) dem Morgenblatt für seine Freunde beilegen zu lassen, da in jenem nicht nur schon öfter von ihm die Rede gewesen, sondern seine Freunde auch, besonders durch Kesslers Briefe, gewiß im d. Publikum sehr vermehrt worden sind. Aber nein! dacht' ich nachher; Schade was für die öffentlichen Freunde: ich schenke es lieber seinen Stuttgarter Privatfreunden! Denn über diese hielten wir in den Tagen der Vereinigung auch

*) Es folgt unter der nächsten Nummer. Anm. des Herausg.

einige Sitzungen. Er versetzte mich mit seiner hohen Menschenwärme so ganz mitten in ihren klassischen Abendzirkel, daß ich armer gelähmter Kranich mich dennoch plötzlich gehoben und dorthin getragen fühlte, wo Wangenheim sich mit Hartmann, Haug, Weisser 2c. zu gemeinsamen hohen Genüssen vereinigt hat.

Und so seid mir denn gegrüßt, Ihr Trefflichen! Er hat Euch mit schönen Nachklängen der Erinnerung von Neuem als edle deutsche Männer anerkannt. Nehmt auch meinen Handschlag, und mit ihm ewige Achtung, Freundschaft und Treue. Verschmäht mich nicht! Bin ich gleich nicht so groß, vornehm, geistreich, gelehrt wie Ihr — nicht so gut und stark, als Er, so bin ich doch auch eine gute deutsche Haut; ein gutwilliger Mensch, dessen Herz auch aus dem Blüthenstaube von Gottes Herrlichkeit gemacht ist, wie Eure schönen Herzen. Und da habt Ihr sein Bild! Aber zürnt und lächelt nicht über den armen Knaben, der Euch noch kein Kunstwerk zu reichen vermag, sondern nur den schwach — aber höchsttreu, — aufgefaßten Schattenriß eines Edlen, von dessen Herzen sich ehegestern der liebende Knabe mit so großem Jammer losriß, daß selbst der gute Ritter zu Thränen gerührt war. Habt Nachsicht für ihn, der zufällig einen elenden, ganz zerfetzten Pergamentrest zum heiligen Bilde benutzen mußte, — noch in keiner Lehre war, sondern nichts hat, als das, was ihm Gott zur schönen Ausstattung für diese Welt mitgab: die himmlische Gabe, das Menschenantlitz zu lieben und in liebender Treue seinen Brüdern wiederzugeben in Zug und Farbe. Nehmt seinen Gruß und das kleine Bild seines Geliebten freundlich an, Ihr holden, gastfreundlichen Südländer! Und ziehen einst die Brüder, auf ihrer Kunstwallfahrt durch die weite Welt, auch zu Stuttgarts gastfreundlichen Thoren ein — o dann denkt des kleinen Geschenks noch gütig, und helft ihnen zu einer guten Arbeit; gebt ihnen auch ein Abendbrot und laßt sie einen Becher mit Euch leeren zum Andenken eines ehrlichen deutschen Burschen, der dann ganz sanft bei

den Brüdern des Staubes ruht, während sein befreiter Geist dankend zu Euch herüber blickt.

Sie verzeihen dem alten Schwärmer, der sich auch endlich fröhlich in sein Grab hineinzuschwärmen gedenkt; — ja, Sie verzeihen ihm! . . . ꝛc.

13.

Den 6. März 1811.

Ich muß schon heute schreiben, Bester, damit Sie nicht nur Haug's, sondern hauptsächlich des lieben, edlen Wangenheims herrlichen Brief recht früh erhalten mögen.

Wenn ich Ihnen, Trauter, danken wollte: wo müßt' ich da wohl anfangen? Nur ein einfaches „Gott lohne Ihrer Liebe!" möge hier stehen; und was ich hierbei fühle, ist Ihnen ja zum Glück kein Geheimniß. Ihr treuherziger herrlicher Brief hat mir die ganze Seele erfrischt.

Ja, sie ist wieder genesen, unsre edelmüthige, von uns Allen heiß geliebte, Fürstin, — und mit ihr meine ganze Heiterkeit! Wie sollt' ich Ihnen meinen Gram, meine Angst um dieses kostbare Leben schildern! Gott weiß es, es war keine eigennützige Angst dabei! Denn was hat ein gebrechlicher armer Teufel, wie ich, auf Erden noch viel zu fürchten? Gott ist ja und bleibet für mich und meine Familie der beste Trost, der uns allen kräftiglich durch die Welt helfen wird und schon geholfen hat . . . . Wohl uns, mein Truchseß! Sie ist erstanden von einem Krankenbette, welches jedermann für ihr Sterbebett halten mußte. Gestern brachte mir die gute Antonie den holdesten Gruß von ihren neuauflebenden Lippen: „Sie wolle mich nächstens besuchen!" — Da, mein Freund, habe ich einmal recht von Herzensgrunde gebetet und dem ewigen Gott gedankt; und meine Thränen sind zu Freudenperlen geworden.

Aber, Freund, ich wollte Ihnen recht ruhig schreiben, — und gewiß wissen Sie die frohe Nachricht längst, und sind längst wieder

froh. Aber Sie, — ein so wahrer, inniglieblender Freund dieser Edlen, — Sie mußten es, und gleich heute, auch von mir erfahren! . . .

* *
*

Ich schwelge jetzt täglich in meinem Armensünderstuhl in den göttlichsten Genüssen; — ja, ich habe mir gestern schon ein neues braunes Philisterpferd ausersehen, das ich kaufen, und den alten Schimmel in den Ruhestand versetzen will. (Er soll durch ein schönes Gedicht belohnt werden, welches das Morgenblatt unter die Leute verbreiten wird.) . . . . Die Ostern soll es gar hoch und fröhlich bei mir zugehn; denn nun wünsche ich mir, wie ich in solchen Fällen immer gethan, nichts so sehr, als meinen letzten Heller schleunigst employiren zu können. „Es lebe die Welt und das fidele Leben, und wer falsch ist, der fahre in den tiefsten Abgrund zu allen T..!" So tranken wir in Jena bei freudigen Gelegenheiten — — aber mein Gott, wie kann ich in diesen Briefen das Wort „falsch" nur nennen, — in diesem Briefe, dessen holde Aufschrift ich nach wenigen Minuten an die Treue selbst so fröhlich, und selbst so innig treu, richten werde!

Nein, von der Treue will ich nur zu Dir reden, Du fester getreuer Mann! O verzeihe heute meinem allzuweichen, und daher thörichten Herzen! Die mancherlei Thorheiten dieses Briefes kann ich nicht wieder durchlesen und abändern — aber ich weiß einen Ort, wo ich zu sein wünschte — an Deiner Brust!

Das liebevolle Urtheil der edlen Stuttgarter über unser Bild machte mir freilich große Freude! Anton soll's Ihnen kopiren; bis jetzt ist es ihm aber noch nicht vergönnt, in die innern Zimmer der Herzogin zu dringen und es sich zu erbitten. Lieber wäre es mir, wir hätten eine Kopie des Pastellgemäldes. Da die Jungen jetzt von Monat zu Monat zunehmen, so thue ich den Vorschlag, sie nach der

Osterkonfirmation zum ersten Fluge nach folgender Reiseroute auszulassen: den ersten Tag bis Nordheim, wohin sie in wichtigen Kunstgeschäften schon bestellt sind; den dritten Tag bis Waltershausen, wo es zwei hübsche Gesichter und sehr schöne Mühlen giebt; den fünften Tag bis Bondorf, von wo Ihnen Anton am sechsten Abends das ehrenwerthe Antlitz des trefflichen Bruders schon mitbringt. Dann zwei prächtige Tage auf der Ritterburg (wo ich meinen edlen Burgherrn recht sitzlustig zu sein bitte) und dann heimwärts. Was meinen Sie zu diesem ziemlich unbescheidnen Vorschlage? —

Der mir mitgetheilte Brief vom jüngern Voß ist ganz nach meinem Herzen. Jeder Satz spricht die Liebenswürdigkeit des sanften, gemüthlichen Menschen aus. Ach, wer doch Ende März in Bettenburg wäre! Doch halten Sie ihn ja nicht ab von der Reise über Meiningen; dann gewinne ich vielleicht einen edlen Freund mehr durch Sie, durch den ich schon so Viel gewonnen! . . . . ꝛc.

14.

Den 30. Mai 1811.

Wohl, mein verehrter Freund! Wir wollen einander nicht loben, sondern nur lieben — und wir wollen sehen, wer dieß Versprechen am längsten hält! Tausend Dank für Ihren — wollt ich sagen Deinen — lieben Brief, und für Heinrichs Br., den ich wieder zurückgebe. Noch habe ich ihm nicht selbst danken können, aber ich will und muß es, und Dein Bild soll auch Er haben. Anton hat so viele Stunden, und beide Bürschchen hängen jetzt so sehr am Zeichnen der neugrünenden Fluren und Bäume, daß der Kleine in seinen bestellten Arbeiten jetzt erst bis zur Vollendung Wangenheims verlangtem Portrait von mir gelangt ist. Heut' und morgen, denk' ich, soll er Oehlenschlägern fertig bringen, denn was Du, Bester, bestellest, geht Allem voran.

Studnitz ist heute fort. Wie manches Freundeswort haben wir von Dir gesprochen, Du Engelsritter! Die ganze Bettenburg haben wir miteinander durchrepetirt; und überall tratst Du uns wieder als Staffage in der herrlichen Landschaft entgegen, die wir dann stets wieder auf eine Zeitlang allein betrachteten. Du bist — — pst!!

15.

Den 6. Jun. 1811.

Der hübsche Schwarzkopf ist fertig und kommt zugleich mit seinem Original zurück. Der Mensch gefällt mir sehr wohl, er sollte aber besser gemalt sein. Es ist überhaupt eine allzuschwere Aufgabe für einen Anfänger, aus dem Miniaturgekritzel etwas ins Große zu zeichnen; doch hoff ich, sollst Du die Aehnlichkeit nicht vermissen. Aus dem Großen ins Kleine erhält sie sich leichter.

Innigen Dank für die Erlaubniß, daß die beiden reisenden Maler Dir, Du gute Gestalt, nahen dürfen. Freilich versäumen sie mir viel Latein, Deutsch und Griechisch, und in dieser Rücksicht bin ich jetzt noch sehr geizig gegen sie, da ihr Lehrer eben in gutem Zuge ist; aber was ist das Alles gegen eine Reise für's Herz und für die Kunst! Ich meinte daher, ich ließe die Vögel aus, damit sie den Adler thronen sehn? — Ich hoffe, daß Du dem Anton erlaubst, so viel Truchseße, als möglich, zu zeichnen. Er wird die Herren Vettern, Oheime und Schwäger nicht zu lange mit Sitzen plagen, denn alles kann schnell mit der Kreide abgethan werden, da die Handzeichnungen eines Schülers ohnehin mehr werth sind, als seine Gemälde.

Meine Frau leidet von Neuem an ihrem unheilbaren Husten *). Vielleicht wagt' ichs wirklich, Studnitzens Einladung nach Teplitz zu folgen, wenn sie gesund würde. Aber freilich — angenommen auch dieß, — brächte ich nicht doch meinen Freund vergeblich ums Geld?

---

*) Sie überlebte den Gatten nur wenige Jahre. Anm. des Herausg.

H. Voß und seinem würdigen Vater will ich von meinem J. v. N. die beiden Lieferungen zur Einsicht und gütigen Beurtheilung mittheilen, die ich bis jetzt von Griesbach zurück habe.

Adieu Riese! Adieu Engel! Adieu Mensch!

Dein E. W.

16.

Den 22. Jun. 1811.

Freundlichster aller Ritter! Eigentlich sollten meine Jungen schon morgen früh abgehn; allein eben sagt mir M., daß Du wahrscheinlich in diesen Tagen hierher, oder nach Liebenstein kommen würdest, ich also nicht wohl thue, die Brüder jetzt auf die Reise zu schicken. Dazu kommt mir jetzt noch Deine Kirschen- und Freudenzeit in den Sinn, die ich auch nicht gern unterbrechen möchte: und so denke ich, wir lassen Dich ungehudelt bis zum Nachsommer.

Dein Bild kommt hier sehr in Kurs. Anton geht immer mit neuer jugendlicher Lust daran, Dich von Neuem aufzustellen.

Gegen H. Voß habe ich mein Herz ausgeschüttet in Rücksicht der bloßen Uebersetz- und Nichtselbstschaffungslust. Nimmt er es übel — so hilft es vielleicht dennoch! — Ich hatte in meiner Isidora, die nun beendigt ist, ein Gespräch zwischen dem deutschen Ritter und dem deutschen Dichter (d. i. zwischen Dir und Dagobert) über alte und moderne Zeit vorbereitet, habe es aber nach reiflicher Ueberlegung herausgelassen und einem andern Orte aufgespart. Du sollst aber einst nicht zanken, wenn es Dir zu Gesichte kommt! — Hörst Du, Bester? ꝛc.

17.

Den 10. Sept. 1811.

Sage mir doch, gute Seele, nur mit einer einzigen Zeile, wie es Dir geht, und ob Du mich noch liebst. Ich sehnte mich noch nie so oft und innig nach Dir, als jetzt in den silbernen Morgenschleiern dieses herrlichen Herbstes, unter welchen ich mir stets das holde An-

gesicht Deiner alten Bettenburg unwillkührlich denken muß. — Schöne Bettenburg! Schöner Ritter! Seh' ich euch wieder? — —

Isidora ist in Cotta's Händen, und ich habe nun keine Sorge mehr für die theure Prinzessin, als daß man sie etwa zu unzart anfasse, niedersetze, und ihr allerlei Leibesfehler andrucke. Möge doch Gott mein reines Kind in Gnaden darvor bewahren! — Ich bin ruhiger über Isidora, als über irgend eins meiner andern Werkchen, — auch in Hinsicht auf den Verleger; denn sie ist für Jedermann unter den Gebildeten.

Ach, komme doch bald!

18.

Den 14. Nov. 1811.

Mein verehrtester Freund! Dein liebevoller Briefesgruß wurde mir gestern von dem braven Könitz, — der jetzt fester im Herzen, als auf den Füßen ist, in einer Stunde gesandt, wo ich ein wenig trübselig auf die Zeit blickte. Ein ehrlicher Mann weiß doch jetzt wahrlich bei dieser verdammten Geldnoth endlich nicht mehr, wie er Kleider und Schuhe für fünf Menschen schaffen soll, geschweige denn am Sonntage eine R—sche Kalbskeule! (Bruder, den rechtlichen Mann möcht' ich kennen! Studnitz hat mir erst kürzlich seine Verfahrungsart entdeckt, und seitdem hab' ich die lieblichste Hst. noch einmal so lieb!) Nun, kurz ich fluchte einmal nach Herzenslust, und es war ausgemacht, daß ich zu Grunde gehen müsse rc.: da kam Dein holdes Brieschen, Du Hoch- und Vielgeliebter! Da sprang ein Tropfe der Ewigkeit in meinem Herzen auf, und ich war plötzlich wieder verjüngt. (Sieh doch um Gotteswillen den Artikel Quelle der Jugend in meinem ABC nach, — welches das Beste von all' meinem Geschreibsel ist und bleiben wird.) Dein Gruß erregte nämlich meine Phantasie wieder — und ich war geheilt. Zwar dacht' ich immer noch ans liebe Geld (denn so lieb wird es mir stets bleiben, wie der Artikel Geld im ABC besagt), aber ich verband

nun den Gedanken an Dich mit demselben, — schaute im Geiste auf Deine eignen Geldnöthen hin, die ja wohl in dieser Lumpenzeit auch nicht fehlen können, und zwanzig Mal mehr ins Große gehen müssen, als die meinigen. Darüber gerieth ich in Deine herrliche Wirthschaft hinein; ich stand endlich ganz froh in ihrem schönen häuslichen Sonnenglanze da; kurz Deine Zeilen haben mich gesund gemacht. Ein Bild, das sich gegen das unsrige (ich will bei obigem Geldmaßstabe bleiben) in so vieler Rücksicht wie zwanzig zu eins verhält, vermag uns doch mächtig zu stärken! Z. E. Du bist offenbar zwanzig Mal besser, ordentlicher, wackrer, tapfrer, klüger und herrlicher als ich, und ich dagegen habe zum umgekehrten Verhältniß gar nichts aufzuweisen, als etwa, daß ich zwanzig Mal poetischer, — d. h. beim Lichte besehn doch nur: daß ich ein zwanzig Mal größerer Narr bin, als mit Respekt gesprochen, Sie, mein gnädiger Herr! Woraus ich mir übrigens, unter uns gesprochen, allerdings vor Gott und der Welt ein wahres Vergnügen mache.

Corregio gefällt mir wirklich recht wohl. Aber helfen kann ich Dir nicht: Aladdin sprach mich mehr an. Es sind im Corregio recht hübsche romantische Sachen — aber wir haben sie alle nur schon gar zu oft gehört, und Du könntest sie insgesammt, zum Theil viel schöner, nachlesen bei Goethe, Tieck, Schlegel u. A., wenn Du sie nur dort aufsuchen wolltest. Aber daß den Dichter Italien erwärmte, und von seinen nordischkalten Axeln und Haxlen zurückbringen wird, dazu macht dieser Corregio viele Hoffnung. Etwas recht Großes, welches alle Geister ergreift, möchte indeß schwerlich herauskommen.

Ich bin ziemlich wohl und fleißig. Griesbach, Voß, Richter, Schwarz, haben sich viele Mühe mit meinem heiligen Manuskripte gegeben. Wie soll ichs ihnen verdanken! ich Armer!

Mein Gott, es ist ja nun Winter! Siehst Du denn den Schnee nicht, guter Engel? Was hält Dich denn noch länger ab, an unsre Herzen zu kommen, guter Ritter.

N. S. Es wird doch wohl alles nichts helfen! der Ritter Chr. von Truchseß wird mit seinem Schlosse Bettenburg und einigen Landschaften um dieselbe her in meinem neuesten Roman „Thalheim" als Idylle auftreten müssen. Doch mündlich erst das Nähere und Ew. Hochfreiherrl. Gnaden Erlaubniß; — der ich übrigens in unterthäniger Ehrfurcht mir die Freiheit nehme zu sein Ew. Hochfreiherrl. Gnaden unterthänig gehorsamster

Johann Ernst Wagner.

* * *

So schließt mit heiterm Scherz der letzte Brief Wagner's an seinen Truchseß. Wahrscheinlich war es überhaupt der letzte, den er schrieb, denn kurz darauf nahte ihm der ernste Bote, welcher, ob er gleich im Gefolge großer Leiden kam, dennoch als Friedensbote willkommen war. — Ich weiß diese Mittheilungen aus E. Wagner's Nachlasse nicht schicklicher und würdiger, als mit einigen Zeilen von ihm selbst, zu schließen. Sie sind aus einem unvollendeten, wahrscheinlich für seinen „Jesus von Nazareth" bestimmten Gedichte. Denn es kann wohl nicht zweifelhaft bleiben, wen er unter jenem Göttlichen gemeint, der ihm „das Buch des Lebens entsiegelte." Nur Er konnte es sein, den der Dichter bei seiner letzten Arbeit, — täglich die heiligen Evangelien vor Augen und im Herzen, — so unaussprechlich lieb gewann, daß oft, wenn er von des Himmlischen irdischem Leiden, Lehren und Lieben sprach, Thränen frommer Rührung in seinen Augen glänzten.

Die Poesie hatte an unserm Freund ihr Höchstes vollbracht: sie hatte ihn zum ewigen Urquell alles Schönen und Wahren hinangeleitet und seinem begeisterten Blick den Himmel des Glaubens aufgethan.

Aus diesem Gefühl christlich gläubiger Andacht sind die Worte geflossen, mit welchen er seine Pilger- und Dichterfahrt so herrlich beschloß:

„Er hat das Buch des Lebens mir entsiegelt.
Was Menschenwitz und hohe Wissenschaft
Und Ordens-Mystik oft mir vorgespiegelt —
Es sank in Nichts vor seiner Gotteskraft!
Drum hört mein Wort, das eure Weisheit zügelt:
Auf Erden giebt es keine Meisterschaft.
Nur dort, in zahl- und maßbefreiten Zonen,
Hoch über Sternen muß der Meister wohnen."

„Der Meister winkt! Viel Tausend Jubeltöne
Erklingen dort schon aus des Lebens Thor,
Bald schwinden meinem Blick des Staubes Söhne;
Die Seele schaut der reinen Seelen Chor.
Jerusalem, du Heilige, du Schöne,
Wie brünstig wallt mein Herz zu dir empor!
Mein Herr, mein Gott! Auf deiner Liebe Flügeln
Schweb' ich empor zu jenen Palmenhügeln."

(Ende des sechsten und letzten Bandes.)

Berichtigungen.

Im 1. Bande S. 46 lies „leidenschaftslose statt „leidenschaftliche."
= = = = 189 = „Naivetät" statt „Naivität." —

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Berichtigungen.

Im 1. Bande S. 49 lies „leidenschaftslose" statt „leidenschaftliche."

= = = 139 = „Majestät" statt „Majolität." —

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)